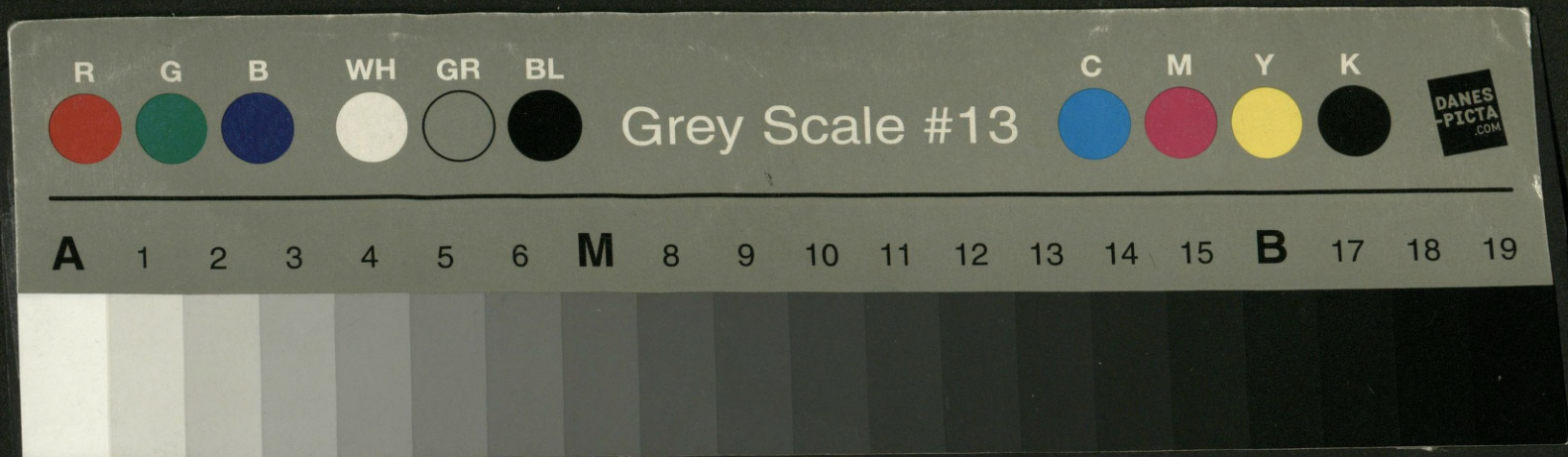




Reichsarchiv



Zildirim



Reichsarchiv



Jildirim

Schlachten des Weltkrieges

In Einzeldarstellungen bearbeitet

und herausgegeben

im Auftrage des Reichsarchivs

Band 4

„Işdırim“. Deutsche Streiter auf heiligem Boden



Oldenburg i. N. / Berlin 1928

Druck und Verlag von Gerhard Stalling
Gründungsjahr der Firma 1789

1247

„Zildirim“

Deutsche Streiter auf heiligem Boden

Nach eigenen Tagebuchaufzeichnungen und unter
Benutzung amtlicher Quellen des Reichsarchivs

Mit 4 Karten und 8 Bildtafeln

Bearbeiter: Dr. Steuber,
Obergeneralarzt a. D.,
1917/18 Armeearzt in Palästina

2. Auflage.



Oldenburg i. D. / Berlin 1928

Druck und Verlag von Gerhard Stalling
Gründungsjahr der Firma 1789

32w1 : 355.(323.32)

Druck und Verlag von Gerhard
Stalling, Oldenburg i. D.
Überfegung, sowie alle anderen
Rechte vorbehalten

Copyright 1924 by Gerhard
Stalling, Oldenburg i. D.

(Gesamtumfang einschließlich der Kriegs-
gliederung 184 Seiten)

28807/2





Falkenhayn



Vorwort des Reichsarchivs zur 2. Auflage.

Die in dem Vorwort zur 1. Auflage ausgesprochene Vermutung, daß das Bedürfnis nach Einzeldarstellungen von Schlachten wachsen werde, je mehr die Erinnerung verwische, und je mehr der zunehmende Abstand von dem gewaltigen Erleben Muße zu rückschauenden Betrachtungen bringe, hat sich als zutreffend erwiesen. Mit jedem seit dem Ende des Weltkrieges dahingegangenen Jahre hat die Schriftenfolge eine zunehmende Verbreitung gefunden, so daß heute die Herausgabe einer 2., alle bisher erschienenen Bände umfassenden Auflage, und zwar in einer gegenüber der 1. Auflage mehrfach gesteigerten Höhe, notwendig wird.

Das Reichsarchiv darf in der zunehmenden Verbreitung der Schriftenfolge den Beweis dafür erblicken, daß es einem Bedürfnis weiter Volkstheile entgegenkam, als es sich mit diesen Einzeldarstellungen das Ziel setzte, in historisch getreuer Wiedergabe den inneren Zusammenhang der gewaltigen Kämpfe vorzuführen, in denen das deutsche Volk in unvergeßlicher Hingabe Blut und Leben eingesetzt hat. Das Bestreben, die Einzeltaten deutscher Männer vor Vergessenheit bewahren zu helfen und den Helden des Krieges ein Denkmal ihres Ringens und Sterbens zu setzen, hat überall Zustimmung und Unterstützung gefunden. Es war sogar möglich, vermittels einer mit gesammelten Geldmitteln errichteten „Bücherpende“ zahlreiche Volks- und Schulbibliotheken mit den ersten 7 Bänden der Schriftenfolge kostenlos zu versorgen. Leider hat jedoch die Inflation vorzeitig dieses Werk zerstört, für dessen Unterstützung den Spendern auch hier gedankt sei.

In zahlreichen Besprechungen der Presse ist der Schriftenfolge ausnahmslos viel Anerkennung ausgesprochen worden. Einzelne der erschienenen Bände haben in ungewöhnlichem Maße Beifall gefunden. Trotzdem wird stets weitere Vervollkommenung der Darstellungen anzustreben sein. Eine Schlacht des Weltkrieges erschöpfend und klar zu schildern, hat sich, nicht zuletzt in Hinsicht auf die vielfach ungenügenden Unterlagen, als eine ungemein langwierige und mühsame Arbeit erwiesen. Die gesammelten Erfahrungen, wobei auch aus dem Leserkreise dankenswerte Anregungen kamen, werden nutzbar verwendet werden

können. Auch ist zu hoffen, daß die einzelnen Bände zukünftig in schnellerer Folge erscheinen.

Nachdem nunmehr noch im Laufe dieses Jahres der erste Band des großen, zusammenhängenden Werkes des Reichsarchivs über den Weltkrieg herausgegeben werden kann, wird erstrebt, die Schriftenfolge „Schlachten des Weltkrieges“ mit diesem Werke in eine ergänzende Beziehung zu bringen. Jenes zusammenhängende Werk wird sich in Hinsicht auf die Fülle des zu behandelnden Stoffes nur in sehr großen Zügen mit dem Verlauf der einzelnen Kampfhandlungen befassen können. Die Schlachtendarstellungen dieser Schriftenfolge sollen an dem großen dort gezeichneten Rahmen ansetzen und die Schilderung der Ereignisse bis in die letzten Einzelheiten fortführen.

Auch in Zukunft wird das nur möglich sein, wenn die Mitkämpfer auf Grund persönlicher Erinnerungen und Aufzeichnungen die amtlichen Unterlagen des Reichsarchivs vervollständigen. Wie bisher wird die Schriftleitung (Abteilung G, Archivrat Soldan) für jede in Arbeit genommene Schlachtendarstellung die Teilnehmer an den Kämpfen zur Mitarbeit auffordern. Das Reichsarchiv gibt sich der Hoffnung hin, daß diese Aufforderungen wie bisher von Erfolg begleitet sein werden.

Allen denen aber, die durch Hergabe von persönlichen Aufzeichnungen, durch Beantwortung von Fragebogen oder in mündlichem Gedankenaustausch unsere Arbeit unterstützten, sei herzlich gedankt. Vor allen anderen gebührt schließlich Dank den Schriftstellern und allen Offizieren, die ihre bewährte Kraft in den Dienst der Schriftenfolge stellten, indem sie die historische Erforschung des Verlaufs einer Schlacht übernahmen. Möge der Kreis dieser Mitarbeiter sich immer weiter ausdehnen! In Hinsicht auf die endlos lange Kette der Schlachten des Weltkrieges bleibt noch unendlich viel zu tun, damit hier, wie es bei Errichtung dieser Schriftenfolge ausgesprochen wurde, dem deutschen Volke lebendig entgegentritt, was es in vier langen, harten Kriegsjahren ertragen und geleistet hat, damit hier für kommende Geschlechter ein historisch getreues und möglichst vollkommenes Bild von der Größe und Härte unseres Verzweiflungskampfes entstehen kann.

Der Präsident des Reichsarchivs

v. M e r z.

Einführung.

Der vorliegende 4. Band der „Schlachten des Weltkrieges“ fällt scheinbar aus dem Rahmen der Schriftfolge heraus, indem es nicht von einer einzelnen Schlacht erzählt, sondern die Ereignisse eines ganzen Kriegsschauplatzes vor dem Auge des Lesers entrollt. Die Eigenart eines Feldzuges im Orient, wo auch die Verhältnisse hinter der Kampffront ausschlaggebende Bedeutung erlangen, erforderte jedoch eine besondere Behandlung.

Jeder Krieg hier ist abhängig von einer gründlichen technischen und sanitären Vorbereitung. In der Erkenntnis und Beachtung dieses Grundgesetzes liegt das Geheimnis englischer Kolonialerfolge. Er hat sich auch in Palästina bewahrheitet. Kein Heldentum, mag es noch so überwältigend sich äußern und die denkbar beste Truppe sein Träger sein, konnte in Palästina Erfolge zeitigen, wenn nicht der Techniker und der Arzt sorgsam vorgearbeitet hätten. Hinzu tritt hier aber auch die richtige Bewertung der Leistungsfähigkeit der Türkei, welche die Hauptmasse der Kämpfer zu stellen hatte. Und nicht zuletzt gewinnt die Frage Bedeutung, inwieweit es gelingen konnte, deutsche und türkische Männer in gemeinsamer Arbeit in einem rücksichtslosen Siegerwillen zu einigen. Kriegstagebücher und amtliche Unterlagen ähnlicher Art bieten dem der Begründung dieser Verhältnisse nachgehenden Forscher recht unvollständige Unterlagen, zumal unter der Eigenart des Kriegsschauplatzes und der Entwicklung der Ereignisse die Führung der offiziellen Aufzeichnungen nur mangelhaft sein konnte, ein großer Teil auch noch in Verlust geraten ist.

Unter diesen Verhältnissen war es der Schriftleitung willkommen, als der Verfasser des vorliegenden Heftes, Herr Obergeneralarzt Dr. St e u b e r, sich bereit erklärte, seine persönlichen Tagebücher unter Hinzuziehung amtlicher Unterlagen des Reichsarchivs zu einer möglichst getreuen und umfassenden Darstellung auszugestalten. Die Schriftleitung verschloß sich, der Anregung folgend, nicht der Erkenntnis, daß eine so entstehende Arbeit noch keineswegs zu einem abschließenden historischen Urteil über die Ursachen führen kann, die jenen katastrophalen

Zusammenbruch der Palästinafront zeitigten, dessen Bedeutung für den Ausgang des Weltkrieges heute vielfach noch unterschätzt wird. In dieser Hinsicht Licht und Schatten gerecht zu verteilen, wird weitgehender historischer Forschungstätigkeit vorbehalten bleiben müssen, der insbesondere auch türkische und englische Unterlagen zur Verfügung stehen. Der Schriftleitung kam es hier vor allen Dingen darauf an zu zeigen, unter welchen Verhältnissen deutsche Truppen dort unten kämpften, was sie fern der Heimat erlebten und leisteten. Aus diesem Grunde wurde häufig auch an der das Erleben unmittelbar vermittelnden tagebuchartigen Darstellung festgehalten, die besondere Bedeutung erlangt, da sie von einem an maßgebender Stelle mitwirkenden Manne herrührt, der dank langjähriger Erfahrungen auf kolonialem Gebiete zu einem Urteile berufen erscheint.

Dr. Steuber war im Jahre 1890 mit Wißmann in Deutsch-Ostafrika gewesen und hatte in der Begleitung dieses Forschers als Offizier und Arzt an der Niederwerfung des großen Araber-Aufstandes teilgenommen. Drei Jahre lang wirkte er damals in der werdenden deutschen Kolonie, machte die Expedition Wißmanns nach dem Kilima-Ndjaru und in andere Gegenden des Hinterlandes mit und war an der gesundheitlichen und militärischen Erschließung unserer schönsten Kolonie beteiligt. Dabei entwickelte sich ein koloniales Verständnis, das weit über den ärztlichen Rahmen hinausging. Nach kurzer Verwendung in der Heimat war Dr. Steuber dann von 1900—1902 Chefarzt von ganz Deutsch-Ostafrika und hatte als solcher die Leitung des gesamten militärischen und zivilen Sanitätswesens. 1902 wurde er, da die Pest von Indien her drohte, nach Britisch-Indien geschickt und bereiste zum Studium der Pestbekämpfung nahezu ganz Indien bis an den Himalaya und bis an die Grenzen von Tibet. Hier bot sich ihm Gelegenheit, das englische koloniale Heerwesen zu studieren und seine Erfahrungen über die Verwendung weißer Truppen in den Tropen zu ergänzen.

Zu Beginn des Weltkrieges zunächst als Armeearzt an der Westfront verwendet, trat Dr. Steuber bei Aufstellung der mit dem Decknamen „Jildirim“ (d. h. Bliß) bezeichneten Heeresgruppe an die Seite des zum Oberbefehlshaber ernannten Generals v. Falkenhayn. Zu „Jildirim“, das drei türkische Armeen in Syrien und Mesopotamien umfaßte, gehörten auch die deutschen „Pascha“-Formationen und das „Asienkorps“, mit welchem Deutschland nach dem Verlust von Bagdad der Türkei zu Hilfe kommen wollte. Von „Jildirim“ während der türkischen Kommandozeit Falkenhayns spricht dieses Buch

in erster Linie, es gibt aber gleichzeitig einen Überblick über die ganze Vorgeschichte des Unternehmens, ohne deren Kenntnis der Leser nur unvollkommen zu folgen vermöchte und zeigt den tragischen Ausgang des Kampfes in Palästina als eine natürliche Folge der Verhältnisse.

„Gewiß standen wir „Yildirim-Leute“,“ so schrieb General v. Falkenhayn jetzt an Dr. Steuber, „auf einem verlorenen Posten. Daß aber niemand, der zum Handeln berufen war, deshalb den Mut sinken ließ, daß jeder im Gegenteil alles daran setzte, trotz der widrigsten Umstände die Sache zu halten, wird den „Yildirim-Leuten“ stets zum hohen Ruhme gereichen. Und sie haben sie ja schließlich, obschon bei der Überlegenheit des Feindes mit knapper Not, gehalten. Wenn ich mich dieser Zeit erinnere, muß ich Ihrer und Ihrer Mitarbeiter Tätigkeit mit in erster Linie gedenken. Niemals hätten wir angesichts der Lücken und Gefahren des Klimas auf der einen Seite, dem Versagen des Nachschubs auf der anderen annähernd das leisten können, was geleistet ist, ohne Ihre geniale und aufopfernde Mitwirkung.“

Ihnen im Namen des Vaterlandes auch an dieser Stelle dafür meinen aufrichtigsten Dank zu sagen, ist mir Bedürfnis.“

Dieser Dank erstreckt sich auf alle, die in treuer Pflichterfüllung an der Seite der türkischen Bundesgenossen fern der Heimat dort unten auf heiligem Boden unter unsagbar schwierigen Verhältnissen arbeiteten, kämpften, bluteten und starben.

Potsdam, im November 1921.

Die Schriftleitung beim Reichsarchiv.

Soldan, Archivrat.

Inhalt.

	Seite
Im Balkanzuge nach Konstantinopel	13
Die Vorgeschichte von „Nildirim“	15
Eintritt der Türkei in den Weltkrieg. Der Suez-Kanal das erste türkische Kriegsziel. Schwierigkeiten bei Vorbereitung und Durchführung der Kanal-Unternehmungen. Oberst Frhr. v. Krefz. Der erste Vorstoß gegen den Kanal Februar 1915. Das zweite Kanal-Unternehmen Sommer 1916 mit deutscher militärischer Unterstützung. „Pascha“. Gefecht bei Romani. Englische Vorbereitungen zum Gegenstoß gegen die Türken in Linie Gaza—Birseba. Erste Schlacht von Gaza März 1917. Zweite Schlacht von Gaza April 1917. Beginn des Stellungskrieges. Einfluß des Falles von Bagdad auf die Kämpfe in Palästina. Plan der Wiedereroberung von Bagdad mit deutscher Hilfe. „Pascha II“. Das deutsche Asienkorps. „Nildirim.“ Schwierigkeiten des Bagdad-Unternehmens. Rückwärtige Verbindungen, Transportverhältnisse in Kleinasien, Syrien und Mesopotamien. Entfernungen und Klima. Ausrüstung der deutschen Orienttruppen. General v. Falkenhayn Oberbefehlshaber. Eigenartigkeit der Befehlsverhältnisse.	
Hemmungen und Vorbereitungen	30
Drohendes Verhalten der Engländer in Südpalästina. Eine neue strategische Aufgabe. Langwierige Verhandlungen. An Stelle der Irak-Front zur Sinai-Front. Die Frage des Oberbefehls über „Nildirim“, v. Falkenhayn oder Djemal Pascha? Türkische Intrigen. Das Verhältnis von „Nildirim“ zur deutschen Militärmission als Etappenbehörde. Sanitäre Vorbereitungen. Der türkische Feldsanitätschef. Neue Reibungen. Enver Pascha.	
Konstantinopel und Ausreise nach Aleppo	39
Das gastliche Heim des Generals v. Falkenhayn in Therapia. Ein Gang durch das alte Stambul mit seinen geschichtlichen Erinnerungen. Einst und jetzt! Abreise des Stabes nach Aleppo. Hinüber nach Asien! Der Explosionsbrand des Bahnhofes von Haidar Pascha. Im „Paschazug“ quer durch Kleinasien. Türkische Empfänge. Konia—Bozantli—Karapunar. Fahrt durch den Taurus. Die „Porta	

Gilgäe“ eine Völkerstraße der Geschichte. Die Fieberebene von Abana. „Der Friedhof der Kreuzfahrer.“ Ankunft in Aleppo.

Aleppo 47

Seine handelsgeographische und militärpolitische Lage. Aleppo als Ciappenhauptort. Bevölkerung, Straßenleben. Einfluß des Klimas auf den Nordländer. Gesundheitliche Verhältnisse. Der „Silbirim“-Stab in Aleppo. Neue Hemmungen und Reibungen. Der deutsche Soldat im Orient. Klima und Leistungsfähigkeit. Notwendigkeit von Erholungsheimen. Erkundungsfahrt nach Urfa.

Das deutsche Asienkorps. — Trostlose Ausblicke 62

Ankunft des deutschen Asienkorps in Konstantinopel. Schwierigkeiten bei Unterbringung und Verpflegung. Störungen im Abtransport. Landmarsch oder Bahntransport zur Front? Parade vor dem deutschen Kaiser. Kriegsgliederung der Heeresgruppe „Silbirim“. Schwächen der türkischen Armee. Desertionen. Der schädigende Einfluß türkischer Verhältnisse auch auf das deutsche Asienkorps.

Im Kraftwagen durch Syrien und Palästina 71

Zweck der Fahrt. Geologische und geschichtliche Vergangenheit Syriens. Die Bibel als Reisebegleiter. Die syrische Eisenbahn. Hama—Homs—Baalbeck. Die Ruinen von Baalbeck. Hungersnot im Lande. Über den Libanon nach Beirut. Phönizien. Uppigkeit und Hunger. Beirut und Brumana als Erholungsheime. Im Feldlager von Rajaf. Räuberunwesen im Libanon. Über den Anti-Libanon nach Damaskus. Militärische Wichtigkeit von Damaskus. Die starke Hand Djemal Paschas. Die Stadt Damaskus des Apostels Paulus. Durch das Jarmuk-Tal nach Nazareth. Nazareth von heute. Heilige Stätten. Der Karmel und die deutsche Templerkolonie Haifa. Der Karmel als Erholungsheim. Durch das Land der Philister nach Jaffa. Hinauf nach Jerusalem.

Jerusalem. Die dritte Schlacht von Gaza 104

In ernster Lage an geheiligter Stätte. Vorbereitungen zum Entscheidungskampf an der Gaza-Front. Schwierigkeiten des türkischen Aufmarsches. Die Gefahr am Meerbusen von Alexandrette. Der Fall von Birseba. Die dritte Schlacht von Gaza. Panik bei der 8. Armee. Rückverlegung der Front.

Der Fall von Jerusalem. Nablus (Sichem) 118

Beim Stabe der Heeresgruppe auf dem Ölberg. Panik in der Stadt, Ruhe auf dem Ölberg. Besuch Enver Paschas. Maßnahmen gegen Deferteure. Jerusalem bedroht. Abschied vom Ölberg. Mit den Trümmern der geschlagenen 8. Armee durch das Gebirge von Judäa. Am Jakobsbrunnen. Der Stab in Nablus. Der „tolle Pöbel von Sichem“. Cholera bei den Truppen. Letzte Verteidigung und Fall von Jerusalem. Ankunft des deutschen Asienkorps.

	Seite
Nazareth. — Winter an der Front. — Galiläa	134
Die Lage Nazareths zur Front. Türkische Verwundeten-Fürsorge. Neue Kämpfe im Gebirge. Fortschreitender Zerfall der türkischen Armee. Weihnachten in Nazareth. Wanderung durch Galiläa. Der See Genesareth. Tiberias. Fahrt über den See. Safed, „die Stadt auf dem Berge“. Bethsaida—Chorazim—Kapernaum. Bruder Wendelin und seine Ausgrabungen. Der Berg des Absturzes. Was uns die Ebene Jesreel erzählt.	
Feinde ringsum! — Wechsel im Oberkommando. — Der neue Kurs	153
Die Not des türkischen Soldaten im Gebirgswinter. Deutsche Hilfe. Die arabische Gefahr im Ostjordanland. Das Tafile-Unternehmen. Politik und Kriegsführung. Verlegung des Stabes nach Damaskus. Wechsel im Oberkommando. Der Stab wird türkisch. Charakteristika des Türken. Heimreise.	
Der Ausgang des Ringens	164
Die militärische Lage Frühjahr 1918. Die Schlacht von Tell Azur. Die erste und zweite Jordanschlacht. Die deutschen Truppen das Kernstück der türkischen Front. Abtransport des Reserve-Jäger-Bataillons 11. Die große Durchbruchschlacht. Zusammenbruch und Auflösung der türkischen Front. Der Überfall auf Nazareth. Abzug des „Jildirim“-Stabes nach Tiberias—Damaskus. Fall der Tiberias-Front. Die Rajal-Front. Weiterer Rückzug nach Norden. Die letzten Kämpfe bei Aleppo. Waffenstillstand.	
Nachwort	173
Die Tragik des „Jildirim“-Unternehmens. Hoch die deutsche Waffenehre bis zum Letzten. Ausblick.	
Verzeichnis der Bilder, Skizzen und Anlagen	175

Benutzte Quellen.

1. Die persönlichen Aufzeichnungen des Verfassers.
2. Amtliche Unterlagen des Reichsarchivs.
3. „Zwischen Kaukasus und Sinai“. Jahrbuch des Bundes der Asienkämpfer 1921.
4. „Die deutsch-türkische Expedition gegen den Suez-Kanal 1916“. Von Hauptmann v. Heemskerck. (Mil.-Wochenblatt 1919 Nr. 69).
5. „Fünf Jahre Türkei“. Von Liman von Sanders.
6. „Die Türkei“. Von E. Banse.



Im Balkanzug nach Konstantinopel.

Wenn die Tür des Balkanzuges in Berlin auf dem Bahnhof Friedrichstraße sich hinter dem Orientreisenden schließt, dann überkommt ihn ein Gefühl der behaglichen Ruhe und des Geborgenseins, ähnlich wie den Reisenden an Bord des den Hafen verlassenden Schiffes, sobald als letzte Verbindung mit dem Lande das Fallreep emporgezogen wird. Das ruhelose, nervenzehrende Hasten und Treiben versinkt hinter ihm, es ist ein köstliches Gefühl: „Nun ist dein freier Wille für die nächsten Tage ausgeschaltet; du brauchst keine Entschlüsse mehr zu fassen, bis Konstantinopel sorgt ein anderer für dich“. Und das Ergebnis ist meist ein erquickender Schlaf, der auch die Sorge um die nächste dunkle Zukunft in ein Nichts versinken läßt.

Die heiße ungarische Morgen Sonne flutet am 30. August 1917 durch das geöffnete Fenster des Schlafwagens; sie spiegelt sich in der Sumpfniederung der Donau südlich von Budapest. Ungezählte Wasservögel bevölkern die weite Wasserfläche; im Hintergrunde dampft im Morgennebel die Pußta. Peterwardein, die alte trutzige Feste, und Carlowitz, die Brutstätte kroatisch-serbischer Verschwörungen, liegen hinter uns. Donnernd rollt der Balkanzug über die gewaltige Brücke der Save; die gelben Fluten decken die Gebeine ganzer österreichischer Kompagnien, Opfer des Dezember 1914, als die Batterien der siegestrunkenen Serben von den Höhen des Kalimagdan die überladenen Pontons niederkartätschten. Die Rache folgte auf dem Fuße; die Feldherrnkunst eines M a c k e n s e n, die stürmende Tapferkeit deutscher Musketiere und Pioniere leistete das unmöglich Scheinende, die serbische Standarte verschwand dort oben; heute flattert auf dem alten Konak der Obrenowicz die schwarz-gelbe Fahne Österreichs im Morgenwind.

Und nun reißt sich Erinnerung an Erinnerung. Dort der Avala-Berg mit seinem alten Barbarossaturm, ein frisches Ruhmesblatt deutscher Truppen, die dort den mit Kreuzfahrerblut gedüngten Boden von neuem mit deutschem Blute nekten. Überall die Erinnerung an den

deutschen Siegeszug durch Serbien im Jahre 1915. Cuprija wird erreicht, wo die Mörder des österreichischen Erzherzogpaares zu ihrer Blutarbeit abgerichtet wurden, von wo all' das Elend ausging, das dieser Krieg der Menschheit brachte.

Risch und Sofia. Bulgarische Kavallerieoffiziere, dandyhaft angezogen, die unvermeidliche Peitsche in der Hand, demimondäne Damen am Arm, machen sich, von „Knigges Umgang mit Menschen“ noch nicht angekränkt, auf dem Bahnsteig breit. Türkische weißbeturbante Hodjas geben dem osmanischen Gesandten *F e t i B e n* das Geleit; die Nähe des Orients macht sich mehr und mehr bemerkbar.

Und wieder wird aus schwüler Nacht und kaltem Morgen ein neuer heißer Tag. Die weite Ebene Thraciens nimmt uns auf mit ihren zahlreichen mauwurfsartig geformten künstlichen Erdhügeln, den Resten altrömischer Kriegskunst, die hier durch Fanale von Hügel zu Hügel ihre Fernnachrichten übermittelte. Eine deutsche Ordonnanz in türkischer Uniform händigt mir die „Garnisonvorschriften für Konstantinopel“ aus, wohlparagaphiert. Der Dienst naht.

Jetzt biegt der Balkanzug scharf nach Süden ab, um die historische Tschadalscha-Linie zu überschreiten, an der einst der bulgarische Ansturm seine Grenze fand. Eine erfrischende Seebrise bläht aus dem überhitzten Wagen die Stieluft heraus. Und nun eröffnet sich dem spannenden Blick das Ziel der Sehnsucht des Abendländers, die Aussicht auf den wirklichen Orient. Einer sich entschleiernnden Odaliske vergleichbar enthüllt sich Reiz auf Reiz: Das Marmara-Meer mit der Perlenkette seiner Schlösser und Serails, der tiefblaue Bosporus, drüben die Küste Kleinasiens, überragt von dem umwölkten Gipfel des bithynischen Olym — Konstantinopel!

Unsaybar mächtig wirkt der zauberhafte Reiz der Stunde auf die durch lange Kriegsjahre mit Erz gepanzerte Seele und macht sie weich und empfindsam wie nie. Schlachdengleich fällt das Erinnern an all' das furchtbare Erleben des Krieges von deinem Innern, ein schmerzhaft seliges Gefühl raunt dir zu: Genieße den Augenblick, er ist ein Höhepunkt in deinem Leben, nie kehrt er wieder!

Nun schiebt sich der Balkanzug längs der zyklopischen Mauern des alten Byzanz, von denen eine Geschichte von zweitausend Jahren herabschaut, in den Bahnhof des alten Stambul ein. Wir sind am Ziel. Das lärmende Chaos des unverfälschten orientalischen Straßenlebens nimmt uns auf.

Ein neuer Abschnitt des Kriegslebens beginnt.

Die Vorgeschichte von „Zildirim“.

Die Würfel waren gefallen, als „Göben“ und „Breslau“ am 30. Oktober 1914 einem Angriff russischer Seestreitkräfte auf den Bosphorus zuvorkamen und als „Sultan Sawuz“ und „Midilli“ unter der Flagge des osmanischen Halbmondes, aber mit deutscher Tatkraft, feindliche russische Schiffe im Schwarzen Meer versenkten und Sewastopol beschossen. Die Türkei war in den Weltkrieg eingetreten und hatte sich an die Seite ihres deutschen Verbündeten gestellt. Eine Unternehmung gegen den Suez-Kanal und gegen Ägypten, das heißt dorthin, wo die britische Weltherrschaft sterblich schien, zu richten, lag nahe. Die geistige Schwungkraft eines Enver Pascha hatte über entgegenstehende Bedenken und Vorschläge, die einen ersten machtvollen Schlag gegen Rußland von der Küste des Schwarzen Meeres aus geführt sehen wollten, gesiegt. Mitte November begannen die Vorbereitungen, um den Plan einer solchen Expedition in die Tat umzusetzen.

Das Ziel, welches der türkischen Obersten Heeresleitung vorschwebte, war weitausschauend, aber der Siegespreis beim Gelingen rechtfertigte den hohen Einsatz. Der Suez-Kanal ist in der Tat die Lebensader am Körper des britischen Imperiums, er ist die unmittelbare und kürzeste Verbindung zwischen dem Mutterland und seinen reichsten Kolonien. Wenn es der Türkei gelang, den Schiffsverkehr im Kanal, auch nur für längere Zeit, zu unterbinden, mußte dies die weittragendsten Folgen für die beiden feindlichen Hauptmächte auf dem westlichen Kriegsschauplatz, England und Frankreich, haben. Auch die deutsche Heeresleitung konnte sich diesem Gedankengang nicht verschließen und begünstigte demzufolge alle darauf hienzielenden Unternehmungen.

Bereits im November erfolgte die Aufstellung einer neuen, der 4. Armee in Syrien unter dem Oberbefehl von Djemal Pascha, dem als Chef des Generalstabes der deutsche Oberst v. Frankenberg zur Seite stand. Zur besonderen Verwendung war Oberst Freiherr v. Krefß mit sieben deutschen Offizieren*) beigegeben, denen die Vorarbeiten und die Leitung des Expeditionskorps gegen den Kanal als besondere Aufgabe gestellt wurde.

*) Oberst Trömmner, die Majore Hunger, Laufen, Hptm. v. d. Hagen, Rittm. Welsch, Hptm. Gerlach, Heibey.



Zwischen dem Aufmarschgebiet in Südpalästina*) und dem Angriffsziel erstreckt sich in einer Breite von 150 km die Sinaiwüste, die von dem Expeditionskorps durchquert werden mußte. Zum erstenmal in der Geschichte unternahm eine geschlossene Truppe ein solches Wagnis, durch die Verhältnisse gezwungen, denn der bessere Karawanenweg von El Arisch längs der Küste, den in grauer Vorzeit ein K a m s e s, K a m b y s e s, später A l e x a n d e r d e r G r o ß e und noch im vorigen Jahrhundert N a p o l e o n B o n a p a r t e einschlug, war diesmal ungangbar. Das meerbeherrschende England sperrte von seinen Schlachtschiffen aus den Küstenweg und glaubte sich dadurch hinreichend gesichert.

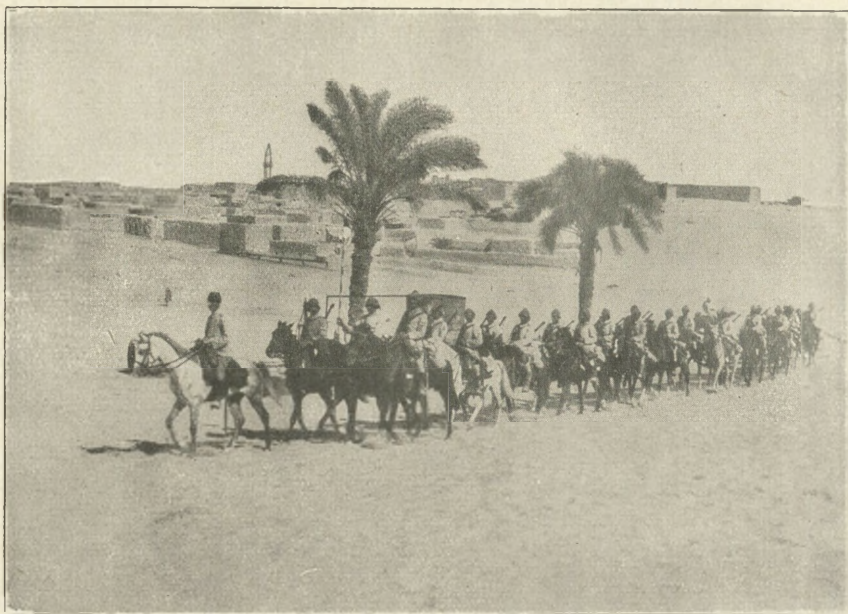
Oberst Frhr. v. K r e ß leistete in der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit das denkbar Mögliche. So wurden beispielsweise allein zum Zwecke der Wasserversorgung in der Wüste 5000 Kamele bereitgestellt. Bewundernswert waren die Marschleistungen der Truppe, die in einer Stärke von rund 20 000 Mann Anfang Februar 1915 von Birseba aus in fünf Tagemärschen ohne nennenswerte Verluste den Marsch durch die Wüste vollbrachte.

Trotz allem! Man kann sich dem nicht verschließen, daß die türkische und mit ihr die deutsche Oberste Heeresleitung die Schwierigkeiten eines solchen, in der Kriegsgeschichte einzig dastehenden Unternehmens und der rückwärtigen Verbindungen nicht genügend gewürdigt haben. Der von den in Kolonialkriegen geschulten Engländern stets festgehaltene Grundsatz, die Truppen in frischem, nach keiner Richtung hin geschwächtem Zustand an den Feind heranzubringen, konnte bei dem türkischen Expeditionskorps nicht durchgeführt werden. Der Erfolg des ganzen Unternehmens war unweigerlich an die Bedingung der Überraschung des Feindes gebunden. Wie aber sollte der Anmarsch der türkischen und arabischen Truppen wenigstens in seinem letzten Abschnitt dem Feind verborgen bleiben? Wie sollten sie, erschöpft vom langen Wüstenmarsch, im unmittelbaren Ansturm den in jeder Beziehung ungeschwächten Feind schlagen und den Kanal überwinden, der an jener Stelle südlich Ismailia 100 Meter Breite mißt, unter feindlichem Feuer, das zudem sofort von den bereitliegenden englischen Kriegsschiffen und heraneilenden Panzerzügen aufgenommen wurde?

*) Für Palästina von Galiläa nach Süden bis in Höhe der Südspitze des Toten Meeres ist eine Sonderkarte (Skizze 3) beigegeben. Die übrigen Städte usw. Namen sind in Skizze 1 enthalten, bis auf kleinere Orte im Taurus- und Libanon-Gebiet.

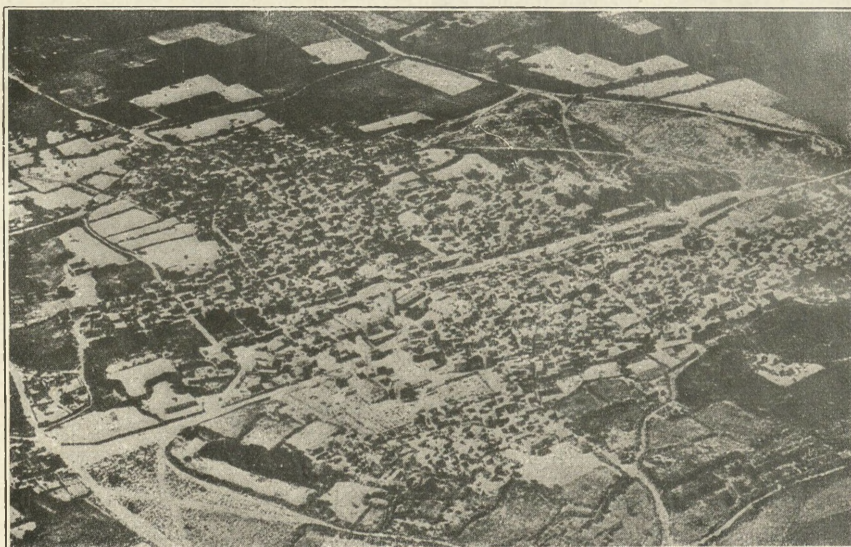


Generaloberarzt Dr. Steuber, Enver Pascha,
Frhr. Kreß v. Kreßenstein, Djemal Pascha und sein Stabschef Ali Fuad Bey.



Illustr. Verlag Groß.

Türkische Kavallerie bei El Urifsch



Gaza aus der Vogelschau

Trotz der über alles Lob erhabenen Tapferkeit der türkischen Bataillone — ein Teil der arabischen Truppen ging sofort zum Feind über — und der einwandfreien taktischen Leitung des Vorstoßes durch Oberst Frhr. v. K r e ß war das Mißlingen des ganzen Unternehmens von vornherein besiegelt. Zwei türkische Kompagnien, die bereits auf dem westlichen Ufer des Kanals standen, wurden, nachdem die Pontonbrücke durch feindliches Flankenfeuer zerstört war, gefangen. Das Gros des Expeditionskorps konnte sich geschickt und unter verhältnismäßig geringen Verlusten — von den deutschen Offizieren starb Hauptmann v. d. H a g e n den Heldentod — vom Feinde loslösen und den Rückzug antreten.

Das erste Unternehmen gegen den Suez-Kanal war damit gescheitert. Das Ergebnis war für beide Parteien lehrreich. Auf türkischer Seite hatte man erkannt, daß den Vorbereitungen, dem Stärkeverhältnis der Truppen, besonders in ihrer technischen Zusammensetzung, und nicht zum wenigsten dem Ausbau der rückwärtigen Verbindungen in ganz anderem Umfange Rechnung getragen werden mußte, wenn ein derartiges Unternehmen Erfolg haben sollte. Den Engländern aber — und das war das Verhängnis für die Türken — ging zum erstenmal die Erkenntnis auf, daß ihre bisherige Ansicht, die Sinaiwüste genüge allein, den Kanal gegen alle Angriffe von Osten zu schützen, irrig war. Nicht ohne Grund warteten sie auf einen zweiten, besser vorbereiteten feindlichen Angriff auf den Kanal, und mit echt englischer Gründlichkeit trafen sie entsprechende Vorkehrungen, deren Ziel aber nun nicht mehr die passive Verteidigung des Kanals, sondern ein aktives Vorstoßen gegen den Feind im Osten war. Die nächste Zukunft sollte zeigen, daß die englische Führung hiermit den einzig richtigen Weg eingeschlagen hatte, der im weiteren Verlauf den türkischen Besitz ganz Palästinas in Frage stellte.

Nach dem Mißlingen dieses ersten Unternehmens zogen sich die türkischen Streitkräfte unter Zurücklassung schwächerer Vortruppen bei El Arisch unter Oberst Frhr. v. K r e ß in die Linie Gaza—Birseba zurück. Die sommerliche Hitze machte weitere Kriegshandlungen größeren Stils zunächst unmöglich. Der deutsche Oberst benutzte aber jede Gelegenheit, die Engländer nicht zur Ruhe kommen zu lassen; mehrfach gelang es einzelnen Patrouillen, bis zum Kanal vorzudringen und selbst Minen dort zu legen. Ein wirklicher Erfolg konnte naturgemäß hiermit nicht erzielt werden, vielmehr wurde hierdurch nur erreicht, daß die Aufmerksamkeit auf englischer Seite dauernd wachgehalten wurde.

Mittlerweile ließ es sich die türkische Heeresleitung, die den Kanal als Angriffsziel dauernd im Auge behielt, angelegen sein, in großzügiger Weise die rückwärtigen Verbindungen des Operationsgebietes, in erster Linie die zuführenden Bahnlinien auszubauen. Wieder war es deutsche Fähigkeit und Ingenieurkunst, die allen Hindernissen zum Trotz, die aus der Natur des Landes, dem Mangel an Material und Arbeitskräften und nicht zum geringsten Teil aus dem aktiven und passiven Widerstand der türkischen Verwaltungsbehörden erwuchsen, ein Werk vollbrachte, das dauernd, auch über den Verlauf des Krieges hinaus, Zeugnis ablegen sollte für deutsche Tüchtigkeit. Meißner Pascha, schon seit langen Jahren in der Türkei tätig, gelang es, die Bahn Afule—Jerusalem, die im Herbst 1914 erst bis Sileh reichte, über eine Strecke von 450 km über Ramle—Birzeba—Hafir el Audscha in Richtung Rußeime bis zum Mai 1916 fertigzustellen. Es war eine Leistung, die nur derjenige voll würdigen kann, der Land und Leute und die zähbreitigen türkischen Widerstände an Ort und Stelle kennengelernt hat. Daß daneben der Ausbau brauchbarer Kraftfahrstraßen mit Erfolg fortgeführt wurde, bedeutete eine ebenbürtige technische Leistung. Hand in Hand hiermit ging die systematische Wassererschließung, wiederum unter deutscher Leitung des Regierungsbaumeisters Dr. Ränge und Baumeisters Dr. Schumacher, endlich die Anlage von Magazinen und Lazaretten längs der zuführenden Etappenstraßen. Mehr und mehr erkannte eben die türkische Heeresleitung, daß die eigenen Mittel und organisatorischen Fähigkeiten allein, ohne deutsche Hilfe, nicht ausreichend waren, um ein so großzügiges Unternehmen auch nur mit einiger Aussicht auf Erfolg einzuleiten und durchzuführen.

Der erste Mißerfolg war nicht zum geringsten Teil aus dem Mangel an Fliegern, Maschinengewehren, schweren Batterien mit entsprechenden Kraftwagen-Kolonnen und Trains erwachsen. Nach wie vor hielt man aber daran fest, daß die Verhinderung oder wenigstens Beeinträchtigung des Schiffsverkehrs auf dem Suez-Kanal für die gesamten Operationen auf dem Haupt-Kriegsschauplatz im Westen von allergrößter Bedeutung sei.

Die deutsche Heeresleitung hatte sich dementsprechend entschlossen, dem Ersuchen der Türkei Folge zu geben und stellte ein Expeditionskorps — Kennwort „Pascha“ — zu diesem Zweck zur Verfügung. Anfang März 1916 trafen die Truppen in Süd-Palästina ein. Sie sollten, auf das Gesamt-Expeditionskorps verteilt, dessen Hauptstützen werden; neben einer geschlossenen Fliegerabteilung berücksichtigte die Zusammensetzung

besonders Stämme und Material für acht Maschinengewehr-Kompagnien, außerdem mehrere schwere Batterien und Minenwerfer, Flakzüge und zwei Feldlazarette. Österreich hatte sich durch Gestellung von zwei Gebirgsbatterien beteiligt. Die Gesamtstärke des Expeditionskorps betrug rund 16 000 Mann, also weniger als bei dem ersten Unternehmen. Dafür war aber diesmal dem technischen Ausbau der Truppe erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt.

Wie leider alle mit türkischen Mitteln eingeleiteten Unternehmungen erfuhr auch dieses infolge der schlechten Transportverhältnisse eine unliebsame Verzögerung. Oberst Frhr. v. K r e ß, der auch diese Expedition leitete, benutzte die Zeit des Wartens zu wiederholten kleinen Vorstößen gegen den Kanal. Ein etwas größeres Teilunternehmen im April 1916 brachte dank der ausgezeichneten Anlage und Durchführung einen vollen Erfolg. Ein ganzes englisches Kavallerie-Regiment wurde bei El Katja gefangen genommen. Andererseits trug aber dieser Sieg in verstärktem Maße dazu bei, die Engländer erneut auf die ihnen drohende Gefahr aufmerksam zu machen und zu einem stärkeren Ausbau ihrer Verteidigungsanlagen zu veranlassen.

Die nächsten heißen Sommermonate — man wartete sehnlichst auf die noch nicht eingetroffene schwere Artillerie — dienten der Aufklärung am Feinde. Diesmal stand die Fliegerabteilung 300 zur Verfügung; sie hatte ihren Flughafen von Birseba nach El Arisch vorgelegt und hat in dieser Zeit unter Führung des Hauptmanns v. H e e m s t e r k, umgeben von den Gefahren der Wüste, im dauernden Kampf mit Klima und einem überlegenen Gegner ganz Hervorragendes geleistet. Deutscher Fliegerschneid, der keine Gefahr kannte, deutsche Organisation und Disziplin fanden nicht nur bei den höheren türkischen Offizieren volle Anerkennung, sie zogen auch die nomadisierenden Beduinenscheichs, denen die Kunst des Fliegens als etwas ganz Neues und Unerhörtes erschien, in den Bann der Bewunderung. Unsere Flugzeuge drangen bis jenseits des Kanals vor, überflogen Kairo und die Pyramiden und suchten mit Erfolg, soweit ein solcher bei der geringen Stärke möglich war, durch Bombenabwurf die feindlichen Vorbereitungen zu stören. Die moralische Wirkung dieser Angriffe war, wie durch Beduinen mitgeteilt wurde, auf die feindlichen sudanesischen und arabischen Soldaten gewaltig.

Das Ergebnis dieser Erkundungsflüge war allerdings nicht ermutigend. Man fand den Kanal an seiner Ostseite durch eine von Port Said bis Suez sich erstreckende Verteidigungsstellung geschützt, eine

Vollbahn von Kantara rückte ihre Gleispiße langsam aber sicher in Richtung auf El Katja vor, dauernder lebhafter Frachtverkehr auf dem Kanal deutete mit Sicherheit darauf hin, daß man fieberhaft an der Verteidigung des Kanals arbeitete. Auf eine Überraschung, wie sie dem ersten Unternehmen vor einem Jahre zugute gekommen war, durfte man auf türkischer Seite künftig nicht mehr rechnen.

Mitte Juli 1916, also in der heißesten Jahreszeit, die den Aufenthalt in der Sinaiwüste nicht nur für die deutschen und österreichisch-ungarischen, sondern auch für die türkischen Truppen zur Hölle machte, entschloß sich Oberst Frhr. v. Kress, obgleich ein Teil der schweren Batterien, durch das Verkehrshindernis des Taurus und Amanus aufgehalten, noch nicht zur Stelle war, zum Vormarsch Richtung Kanal. Auf den Entschluß des Führers wirkte nicht zuletzt die verzweifelte Verpflegungslage ein; die Magazine waren leer, der rückwärtige Nachschub des türkischen Verwaltungsdienstes versagte einmal wieder vollkommen. Die Begleiterscheinungen blieben nicht aus, Typhus und Cholera faßten im Expeditionskorps Fuß, Desertionen der türkischen und arabischen Soldaten häuften sich.

Am 2. August stieß das Expeditionskorps 40 km östlich des Kanals auf den Feind, der in überlegener Stärke, wohlverpflegt und ausgeruht den Angriff im besetzten Lager von Romani erwartete. Der Ausgang der Schlacht konnte nicht zweifelhaft sein. Arabische Bataillone versagten, die ermüdete türkische Infanterie wurde von einer feindlichen Kavallerie-Division umfaßt, nur mit Mühe und unter dem Schutz der Dunkelheit gelang es, in die Ausgangsstellungen zurückzukehren.

Auch das zweite Kanal-Unternehmen endigte also mit einem vollen Mißerfolg, wie nach Lage der Dinge nicht anders zu erwarten gewesen war. Schrittweise und unter fortgesetzten Kämpfen zog sich das Expeditionskorps zurück, seine Hauptkräfte sammelten sich unter Zurücklassung kleiner Nachhuten in Bir Mezgar, 35 km westlich von El Arisch. Kein Geschütz war verlorengegangen.

Unschlagbar waren die Leiden und Strapazen, die hier inmitten des Grauens der Wüste, umschwärmt vom nachdrängenden Feinde, fern vom Vaterland deutsche und österreichisch-ungarische Männer Schulter an Schulter mit dem still und klaglos dahinsinkenden anatolischen Soldaten erduldeten. Kaum eine Kunde ist während des Krieges bis zur Heimat gedrungen; mögen darum diese knappen Zeilen auch die Erinnerung neu

erwecken an deutsches Heldentum dieser Männer vom Expeditionskorps „Pascha“ in jenem fernen Erdteil.

Der Ausgang des zweiten mißlungenen Kanal-Unternehmens stellt den Wendepunkt dar in den Kämpfen auf der Sinai-Halbinsel. War bisher die Türkei der Angreifer gewesen, so tritt sie diese Rolle nun an England ab. Langsam, systematisch aber unaufhaltsam, mit echt angelsächsischer Zähigkeit baut die englische Führung ihre Angriffslinien in Richtung Palästina aus. März 1917 hat die Bahn die türkisch-ägyptische Grenze bei Tell Rifah erreicht; in großzügiger Weise führt eine Wasserleitung filtrierte Nilwasser quer durch die Wüste zur Front, für Nachschub der Verpflegung und Munition sorgt der Schiffsverkehr auf dem Suez-Kanal. Lazarette und Erholungsheime im gesunden Klima Ägyptens sind bereit, die kranken und erschöpften englischen Soldaten aufzunehmen.

Angesichts solchen Reichtums der Hilfsmittel auf feindlicher Seite, zu denen die Not und der Mangel auf türkischer Seite, der Hunger und Durst bei Mensch und Tier, Krankheiten, schlechte Unterkunft und mangelhafte Ausrüstung im furchtbaren Gegensatz stehen, kann man den türkischen Truppen, die nunmehr in dem Raume Gaza—Tell Scheria—Birseba am Ausgang des Gebirges von Süd-Palästina zum Entscheidungskampf sich sammelten, die höchste Anerkennung nicht versagen. Schon die nächsten Ereignisse des Frühjahrs 1917 sollten zeigen, daß die zähe Widerstandskraft der türkischen Truppen, verstärkt durch die technischen deutschen Hilfskräfte, unter der bewährten Führung des Obersten Frhr. v. K r e ß, der mit unvergleichlicher persönlicher Spannkraft seine Soldaten immer von neuem mit sich riß, vorläufig noch nicht gebrochen war. Mit zielbewußter Energie gingen die Engländer weiter vor. Dauernd trafen Verstärkungen an der Front ein, die in dem Raum El Arisch—Chan Junis—Tell Rifah versammelt wurden. Auch die türkische Seite wurde im Laufe der nächsten Monate durch frische Truppen — 3. Kavallerie-Division, 16. und 53. Division — gestützt, zum Teil befanden sie sich aber Mitte März 1917 noch im Anmarsch.

Oberst Frhr. v. K r e ß gewann in der zweiten Hälfte des März auf Grund von Fliegermeldungen die Überzeugung, daß ein Angriff der Engländer auf die von einem Detachement unter Major Tiller*) besetzte Stadt Gaza bevorstehe und verstärkte dementsprechend die Besatzung durch zwei österreichisch-ungarische Haubitzen-Batterien.

*) Im Frieden im Füsilier-Regt. Graf Roon Nr. 33 (Gumbinnen).

Am 26. März setzte schlagartig unter Beteiligung englischer Kriegsschiffe von See aus der Infanterie-Angriff auf Gaza ein. Unter Benutzung starker Kavallerie und Panzerkraftwagen, die zwischen Gaza und Tell Scheria durchstießen, erfolgte ein von allen Seiten die Stadt umfassender Angriff. Nur den rasch entschlossenen Maßnahmen des Obersten Frhr. v. K r e ß, dessen Hauptquartier in Birseba sich befand, war es zuzuschreiben, daß mit größter Eile Teile der 3. und 16. Division von Norden eingreifend, den Feind in Flanke und Rücken faßten und den anfänglichen Sieg der Engländer in eine blutige Niederlage verwandelten.

Die erste Schlacht von Gaza war für die Türken gewonnen; die Stadt blieb fest in türkischer Hand, nicht zum geringsten Teil dank der aufopfernden Tapferkeit ihres Kommandanten, Major Tiller. Die Verluste der Engländer waren sehr bedeutend; 1500 tote Engländer wurden von den Türken auf dem Schlachtfelde beerdigt. Auch die türkischen Verluste waren nicht gering. Der Kommandant der österreichisch-ungarischen Haubitze-Batterie, Hauptmann Ritter v. Truczewski, und Leutnant Cordier zählten zu den Toten.

Am 18. April erneuten die Engländer ihren Angriff; es kam zur zweiten Schlacht bei Gaza. Auch sie endigte am Abend des Schlachttages mit einer sehr blutigen englischen Niederlage; die Engländer verloren nach türkischer Angabe an 10 000 Mann; englische Gefangenen-Aussagen bestätigten diese Schätzung. Bezeichnend für die Gründlichkeit der englischen Vorbereitungen und die Solidität ihrer Anmarschstraßen war das Eingreifen von großen Tanks in den Gang der Schlacht. Das von den tiefeingeschnittenen Wadis (trockene steinige Flußbette) zerrissene Gelände bei Gaza war für sie jedoch nicht günstig; einen durchschlagenden Erfolg vermochten die Tanks nicht zu erzielen.

Mit der zweiten Gaza-Schlacht fanden bis auf weiteres die Kämpfe an der Sinaifront ihren Abschluß. Wie auf anderen Kriegsschauplätzen trat auch hier ein allmähliches Erstarren der beiderseitigen Fronten ein, der Stellungskrieg begann.

Die türkische Front lehnte sich mit dem rechten Flügel, Gaza im Bogen einschließend, an das Meer an und verlief, in der Hauptrichtung südöstlich sich haltend, bis Birseba, das eine für sich gesonderte befestigte Stellung erhielt. Der Ausbau der türkischen Gräben, Unterstände und Drahthindernisse begegnete bei den immer schwieriger sich gestaltenden Zufuhrverhältnissen erheblichen Hemmnissen. Aus demselben Grunde stellte sich bald bedenkliche Munitionsknappheit ein, die um so empfind-

licher und drückender war, als auf feindlicher Seite augenscheinlich Überfluß an Munition bestand und zu dauernden täglichen Verlusten bei den türkischen Truppen führte. Besonders hervorragendes Verdienst erwarb sich auch während des Stellungskrieges die Fliegerabteilung 300, die bis zum Herbst, das heißt dem Zeitpunkt, als auf englischer Seite ein erhebliches Zahlen-Übergewicht an Flugzeugen eintrat, die unbestrittene Herrschaft in der Luft festhielt.

Der Sommer 1917 verging ohne bedeutende kriegerische Ereignisse an der Palästinafront, doch war bei dem dauernden Nachschub an Truppen und Material auf englischer Seite eine langsame aber stetige Verschiebung des Kräfteverhältnisses zu Ungunsten der Türken unverkennbar.

Während der hier geschilderten Ereignisse an der Sinaifront war auf einem anderen Orient-Kriegsschauplatz, im Irak*), eine Wendung eingetreten, die in ihrer weiteren Entwicklung sehr bald auch eine mittelbare, darum aber um so fühlbarere Wirkung auf die Gestaltung der Verhältnisse an der Sinaifront ausüben sollte. Am 11. März 1917 war Bagdad von den Engländern besetzt worden. Im Laufe des Mai faßte die türkische Heeresleitung den Entschluß, das durch den Verlust Bagdads tödlich verletzte Prestige des Islams durch eine gewaltsame Rückeroberung der Hauptstadt Mesopotamiens wiederherzustellen. Man ging an die Aufstellung einer neuen, der türkischen 7. Armee. Dies mußte ohne Frage bei den genügsam gekennzeichneten üblen Nachschubverhältnissen in der Türkei zu einer Schädigung der Versorgung der ohnehin nur schwer zu erreichenden Sinaifront, zu einer Lähmung der Kräfte auf diesem Kriegsschauplatz führen.

Bei der Beurteilung der operativen Handlungen und Ereignisse auf den einzelnen Orient-Kriegsschauplätzen ist es deshalb notwendig, das Gesamtbild aller Fronten nicht aus den Augen zu verlieren. Bei der ohnehin dauernd zunehmenden Erschöpfung der Türkei war es eben unausbleiblich, daß eine gesteigerte Beteiligung auf dem einen ein Nachlassen der kriegerischen Leistungsfähigkeit auf den übrigen Schauplätzen zur Folge haben mußte.

*) Man unterscheidet:

1. Die Front im Irak, dem alten Babylonien, an der sich die Kämpfe um Bagdad abspielten,
2. Die Sinai-Front, im nördlichen Teil der Sinai-Halbinsel, von der aus die türkischen Vorstöße gegen den Suez-Kanal stattfanden. Im weiteren Verlauf der Operationen, d. h. mit ihrer Verschiebung nach Norden, wurde sie mit dem Namen Palästina-Front bezeichnet.

Die türkische Heeresleitung glaubte wohl mit um so geringeren Bedenken den Schwerpunkt ihrer operativen Tätigkeit auf die Euphratlinie mit dem Endziel der Wiedereroberung von Bagdad legen zu dürfen, als es in den letzten Monaten an der Palästinafront ruhig geworden war. Die rechte Flanke des Bagdad-Unternehmens erschien strategisch nicht gefährdet. Den von Oberst Frhr. v. Krefz in dieser Richtung geäußerten Bedenken und Warnungen wurde in Konstantinopel zunächst eine ernste Bedeutung nicht beigemessen. Es gelang vielmehr, die deutsche Oberste Heeresleitung nach längeren Verhandlungen für den Plan einer Expedition gegen Bagdad zu gewinnen. Dem Drängen der verbündeten Türkei und den Forderungen der hohen Politik folgend, entschloß man sich in Deutschland, durch ein großzügiges Unternehmen dem osmanischen Bundesgenossen behilflich zu sein, das verlorengegangene Bagdad wiederzuerobern und die Engländer auf ihre Basis am Persischen Golf zurückzuwerfen. Erheblich größere welt- und handelspolitische Pläne konnten vielleicht nach der Gewinnung Bagdads eröffnet werden. Jetzt galt es, England zu verhindern, sich den so heiß erstrebten Landweg Ägypten—Arabien—Indien zu erringen. Der erste Schritt von seitens Englands hierzu war bereits getan. Mekka mit der heiligen Kaaba befand sich seit Sommer 1916 in britischer Hand; als zweite und wichtigste Etappe war Bagdad anzusehen, das andererseits als Kopfstation der Bagdadbahn und Schlüssel zum Indischen Ozean für die weitausschauenden Ziele der mitteleuropäischen Weltpolitik unentbehrlich war.

Die deutsche Oberste Heeresleitung hatte die großen technischen Schwierigkeiten eines solchen militärischen Unternehmens sehr wohl klar erkannt, glaubte aber diese überwinden zu können und zu müssen. „Schwierigkeiten gibt es nicht“ — ein hartes Erziehungswort deutscher militärischer Friedensarbeit, ein Wort, das nicht zuletzt die deutsche Kriegführung zu beispiellosen Taten befähigte, das aber in seiner Auswirkung schließlich auch an unserem Untergange mitgearbeitet hat! —

Alle Vorteile für den zu erwartenden Kampf standen auf selten Englands. Es verfügte über das freie Meer und den nahezu bis Bagdad schiffbaren Schat el Arab*) und Tigris. Die rückwärtige Verbindung des Operationsheeres in Mesopotamien war also durchaus gesichert, das nahe Britisch-Indien eine unerschöpfbare Quelle klimatisch eingewöhnter Menschen und an Kriegsmaterial. Bei ihrem ausgedehnten und gut

*) Die Vereinigung von Euphrat und Tigris (Schat), 140 km lang, mündet in den persischen Meerbusen.

arbeitenden Nachrichtendienst waren sie gegen Überraschungen gesichert, so daß auch der Plan des neuen türkischen Bagdad-Unternehmens ihnen nicht lange verborgen bleiben konnte. Eine ganz besondere Vereinfachung seiner Kampfführung fand England für diesen Kriegsschauplatz schließlich in seiner Einsamkeit. Sein Wille gebot hier allein, und all die Hemmnisse einer Koalitionskriegführung waren für England ausgeschaltet.

Welche Schwierigkeiten galt es im Gegensatz hierzu für die Türkei und Deutschland zu überwinden! Verhältnismäßig einfach war allein die Aufstellung der Truppe selber. Man hatte bereits im Frühjahr 1917 unter dem Decknamen „Pascha II“ auf dem Truppenübungsplatz Neuhammer in Schlesien mit den Vorarbeiten begonnen. Das hier entstehende „Asienkorps“ setzte sich aus ausgesuchten tropendienstfähigen Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften zusammen, die, meist der Westfront entnommen, über reiche, moderne Kriegserfahrung verfügten. Diese Kerntruppen sollten, wie so häufig auf Kriegsschauplätzen, die uns mit unseren Verbündeten zusammenführten, gewissermaßen das Skelett oder, wie der Soldatenausdruck lautete, die „Korsettstangen“ in dem großen Truppenkörper bilden. Die diese umgebende Masse setzte sich aus den bereits damals arg mitgenommenen und durch lange Kriegsjahre — man denke auch an die vorangegangenen Balkankriege — zermürbten osmanischen Truppen in ihrer Buntschedigkeit ohnegleichen zusammen.

Man mache sich an der Hand der Karte den Weg klar, den jeder einzelne deutsche Soldat, jedes einzelne militärische Ausrüstungsstück zurückzulegen hatte, ehe sie am Orte der Verwendung eintrafen. Zunächst galt es, Menschen und alles Material von Neuhammer nach Konstantinopel zu schaffen, eine Aufgabe, die durch den bereits damals sich in starker Weise bemerkbar machenden passiven Widerstand der ungarischen Regierung und die Überlastung mit Kohlentransporten der nur eingleisigen Orientbahn nicht eben erleichtert wurde.

In Konstantinopel erfolgte die erste Umladung und das Übersetzen über den Bosphorus. Wer türkische Indolenz und die Schwierigkeit, mit türkischen Behörden dienstlich zu verkehren, persönlich kennengelernt hat, weiß, welch Maß von Zähigkeit, Geduld und Selbstverleugnung dazu gehörte, um das Ziel zu erreichen.

Von Haidar Pascha, dem Anfangspunkt der Anatolischen Bahn, die über einen den neuen Aufgaben nicht entsprechenden Maschinen- und Wagenpark verfügte — ein gewaltiger Explosionsbrand auf dem Bahn-

hof Haidar Pascha am 6. September 1917 verschärfte die Bahnlage bis zur Unerträglichkeit — ging der Weitertransport über die Hochebene von Kleinasien bis nach Karapınar am Fuße des Taurusgebirges. Hier erfolgte Umladung auf schmalspurige Feldbahn, da die gewaltigen Tunnel durch den Taurus-Gebirgsstock zwar im großen fertig, für einen Vollbahnbetrieb aber noch nicht geeignet waren. Jenseits des Taurus in Gelebek erneute Umladung auf die eingleisige Vollbahn, die nunmehr Mann und Gerät, den Almanus als zweiten großen Gebirgsstock durchstoßend, bis Aleppo bringen sollte.

Schon die weitere Entwicklung zeigte, welch gewaltige Hindernisse hier einem auch nur notdürftigen Arbeiten der rückwärtigen Verbindungen entgegenstanden, und der nüchterne Beobachter mußte sich schon zu Anfang des ganzen militärischen Bagdad-Unternehmens, ehe man noch den Boden Kleinasiens betreten hatte, eingestehen, daß aus diesem Grunde allein schon eine volle und durchschlagende Entfaltung militärischer Machtmittel in Syrien—Mesopotamien in Frage gestellt war.

Und doch begannen die eigentlichen Schwierigkeiten erst von Aleppo aus. Wenn es auch gelang, das gesamte Expeditionskorps auf der Bagdadbahn bis Meskene am Euphrat zu bringen und es dort zu versammeln, wie sollte bei derartigen rückwärtigen Verbindungen die weitere 800 km lange Strecke den Euphrat hinunter bis vor die Tore Bagdads überwunden werden? 800 km Landmarsch durch die arabische Wüste ohne Bahn und auf Wegen, die nur stellenweise einen Kraftwagenverkehr zulassen! 800 km ohne genügende Wasserversorgung und ohne alle Möglichkeit, eine europäische Truppe aus dem Lande zu versorgen! 800 km endlich in einem fast tropischen Lande, das in der heißen Jahreszeit für deutsche Truppen überhaupt nicht passierbar, während der Regenzeit und bei den kontinentalen Winterkältegraden nicht minder ungangbar war!

War es ferner überhaupt denkbar, einen Sanitätsdienst zu organisieren, der nur einigermaßen diesen Schwierigkeiten gewachsen war? Der Beschaffung der Sanitätsausrüstung, die in den Händen des Sanitäts-Departements des Kriegsministeriums lag, wurde zwar die allergrößte Sorgfalt gewidmet. Man war sich durchaus klar, daß bei derartigen Unternehmungen dieser Frage eine ausschlaggebende Bedeutung zuzumessen war. General v. Falkenhayn hatte es sich angelegen sein lassen, durch persönliche Verhandlungen mit dem Kriegsministerium unter Aufbarmachung seiner in Ostasien gemachten eigenen Erfahrungen die Richtlinien in großzügiger Weise und ohne Ansehung der

Kosten festzulegen. Alles, was herausging, sollte ungebraucht sein, dafür aber allen Neuerungen Rechnung tragen. Bei Aufstellung der Sanitätsformationen hielt man zwar fest an der hergebrachten und auf anderen Kriegsschauplätzen bewährten Einteilung in Sanitätskompagnien und Feldblazette, lehnte aber die Mitgabe von Fahrzeugen als zu schwerfällig ab. Dafür sah man wohl ausgestattete, in sich ganz abgeschlossene Ausrüstungseinheiten vor, die von den zu erwartenden Verlusten einzelner Kisten unabhängig machten und die Zerlegung der Sanitätsformation, da wo es der Zweck verlangte, in einzelne selbständige Teile erlaubte. So war beispielsweise die Ausrüstung, ärztliche und wirtschaftliche, für 40 Ortskrankenstuben einschließlich Zelten vorhanden, eine Neuerung, die später in Syrien und Palästina vornehmlich bei der Organisation des Krankenabschubs nach rückwärts vortreffliche Dienste geleistet hat.

Aber an einem Fehler litt die gesamte tragbare Sanitätsausrüstung: die einzelnen Kisten waren viel zu schwer und konnten mit den auf dem Orient-Kriegsschauplatz zur Verfügung stehenden Transportmitteln, da die Bahn fast ganz versagte, überhaupt nicht fortgeschafft werden. So lagen die unförmigen, schweren Kisten an ihren Bahn-Entladepunkten Haïdar Pascha, Rajah*), Afule oft monatelang, wurden von Eingeborenen und den schnell verwildernden Truppen ausgeplündert oder verkamen in den Unbilden einer subtropischen Regenzeit. Die Truppenärzte suchten durch Auswahl und Neuzusammenstellung des Materials sich selbst zu helfen.

Wenn man am „grünen Tisch“ in Berlin aber auf das Kamel als Transportmittel gerechnet hatte, so war man bei diesem an und für sich guten Gedanken doch hinsichtlich der Leistungsfähigkeit des Kamels einem großen Irrtum anheimgefallen. Das gute Lastkamel trägt bei bester Pflege, kräftigster Ernährung und guten Wegen, alles Voraussetzungen, die leider in Palästina nicht zutrafen, überhaupt nur drei Zentner in gleichmäßig ausbalancierter Doppellast. Bei den mitgegebenen Sanitätskisten ließ sich dies aber nur selten durchführen.

Die verhältnismäßig reichliche Mitgabe von Sanitätskraftwagen konnte diesen Mifständen um so weniger abhelfen, als ein großer Teil von ihnen schon in Haïdar Pascha zusammen mit Gummi und sonstigem Zubehör dem Explosionsbrand am 6. September zum Opfer fiel, ihre Verwendung an der Palästinafront aber in dem schnell einsetzenden

*) Endpunkt der Vollenbahn im südlichen Syrien.

Mangel an Betriebsstoff ihre Grenze fand. Immerhin haben die Sanita-Wagen (Sanitätskraftwagen) wie auf allen anderen Kriegsschauplätzen so auch in den unwirtlichen und unwegsamen Gebirgen Judäas, im Ostjordanland und in den Sümpfen der Ebene Jesreel ihre Probe bestanden.

Nicht weniger Sorgfalt wurde auf die persönliche Ausrüstung von Offizier und Mann gelegt. Sie war bis in alle Einzelheiten durchdacht. Man suchte durch Mitgabe von Khaki-Sommeranzügen und dicken, wollenen feldgrauen Heimatuniformen den klimatischen Verschiedenheiten des subtropischen Orients Rechnung zu tragen. Bett und Zelt waren für jeden einzelnen Mann vorgesehen. Aber auch hier mußte notwendig die Reichhaltigkeit der Ausrüstung zur Unhandlichkeit, Schwerfälligkeit und zu einem unförmigen Troß führen, welcher der Truppe, sobald die Bahn aufhörte, einfach nicht folgen konnte. Das Gepäck blieb liegen oder fiel der Plünderung, oft den Witterungseinflüssen zum Opfer.

Alle diese Verhältnisse erfuhren eine Steigerung bis zur Unerträglichkeit aus den sich ergebenden Befehlsverhältnissen. „Jildirim“ war als ein Unternehmen gedacht, das unter einem deutschen Oberbefehl deutsche und türkische Truppen vereinigen sollte. Deutschland verließ auf diesem Wege in grundsätzlicher Form den militärischen Rahmen, in welchem man sich bisher der Türkei gegenüber gehalten hatte. Hier wirkte seit 1913 die deutsche Militärmission, deren Aufgabe anfangs lediglich darin bestanden hatte, durch Abkommandierung deutscher Offiziere zu den türkischen Befehlsstellen eine gewisse Reorganisation des dortigen Heereswesens im deutschen Sinne einzuleiten und allmählich durchzuführen. Bereits hierbei hatte die deutsche Militärmission mit nicht unerheblichen Widerständen zu kämpfen gehabt, die zum Teil von der osmanischen Obersten Heeresleitung begünstigt, in der türkischen Sinnesart und dem durch lange Kriegsjahre geminderten Kampfwert des Heeres eine weitere Steigerung erfuhren. Nunmehr sollte an die Stelle des stillen Einflusses, wie ihn die deutsche Militärmission ausübte, ein großes militärisches Unternehmen treten, an dessen Spitze ein deutscher Oberbefehlshaber mit einem deutschen Stabe stand, für das also die deutsche Oberste Heeresleitung volle Verantwortung übernahm. Man kann sich der Ansicht nicht verschließen, daß die deutsche Oberste Heeresleitung die daraus entspringenden Folgen damals nicht genügend gewürdigt hat und über die in der Türkei herrschenden Verhältnisse nicht ausreichend unterrichtet war. Jedenfalls hat sie die Leistungsfähigkeit der türkischen Truppen in verhängnis-

voller Weise überschätzt, die aus der Natur des Landes, den unzulänglichen Verkehrswegen und der Mentalität der Türken erwachsenden Schwierigkeiten aber unterschätzt. War doch „Sildirim“ als ein ausgesprochenes Offensiv-Unternehmen mit dem Endziel der Wiedereroberung von Bagdad gedacht. Ob hierzu, auch unter deutscher Führung und mit Hilfe deutscher Truppen, damals das türkische Heer überhaupt noch fähig war, konnte zweifelhaft erscheinen, selbst wenn eine so überragende Persönlichkeit, wie der frühere Chef des deutschen Generalstabes, General v. Falkenhayn, der glänzende Armeeführer im rumänischen Feldzuge, an die Spitze des Unternehmens gestellt wurde. Gewiß war zu erwarten, daß offene und geheime Widerstände aller Art von einem Manne am leichtesten gebrochen werden konnten, dessen Vergangenheit an sich ein Entgegenbringen vollen, unbedingten Vertrauens selbstverständlich erscheinen ließ, der auf reiche Erfahrungen auch in kolonialen Unternehmungen zurückblickte und soldatische Tüchtigkeit mit der bezwingenden Verbindlichkeit des weltgewandten Mannes verband. Wenn trotzdem die Unternehmung, von Reibungen, Widerständen und Mißtrauen in Ketten geschlagen, in katastrophale Niederlagen auslief, so liegt darin der Beweis, daß „Sildirim“ Aufgaben zu bewältigen hatte, die unlösbar waren, daß hier das Wort „Schwierigkeiten gibt es nicht“ zur Überhebung führte, zu einer bedenklichen Überschätzung deutscher und ganz besonders türkischer Kraft im dritten Jahre des Weltkrieges. Wie weit Enver Pascha, etwa durch übertriebene, günstige Darstellung der türkischen Leistungsfähigkeit, bei seinen Verhandlungen mit der deutschen Obersten Heeresleitung hierfür verantwortlich zu machen ist, ob ferner für ein vertrauensvolles, ersprießliches Zusammenarbeiten mit den Bundesgenossen von seiten deutscher Kommandobehörden und Offiziere gesorgt und der türkischen Eigenart immer in zweckdienlicher Weise entsprochen worden ist, steht dahin. Es wäre verfehlt, den tragischen Ausgang allein unseren Bundesgenossen zur Last zu legen. Sicherlich sind auch deutscherseits Fehler und Unterlassungen begangen. Es sei nur daran erinnert, daß der Bahnbau im Taurus- und Amanusgebirge nicht von Anfang an die Förderung erfuhr, die ihm bei seiner ausschlaggebenden Bedeutung zukam. „Die Unvollkommenheit alles menschlichen Tuns zeigt sich nirgends deutlicher als im Kriege!“ sagt mit Recht Heinrich v. Treitschke in seiner „deutschen Geschichte“.

Hemmungen und Vorbereitungen.

Der Krieg bringt Überraschungen!“, so beginnt General v. Falkenhayn eine Unterredung mit mir, seinem Armeearzt, Anfang September 1917 in Konstantinopel. — Der Krieg hat dem Äußeren Falkenhayns wenig anhaben können, wenn auch das Haar gebleicht ist. Die klugen Augen blicken mit der alten Lebhaftigkeit um sich und scheinen Menschen und Umgebung blitzschnell erfassen und beurteilen zu wollen. Dem dunkeln Rätsel der Sphinx des Orients steht heute auch ein Mann wie Falkenhayn in sorgendem Zweifel gegenüber. Wie würde dort drüben auf dem asiatischen Kontinent die Schicksalsgöttin sein und aller deutschen Truppen Los schütteln?

An der Hand der Karte entwickelt er die Kriegslage. Es ergibt sich, daß das große gegen Bagdad geplante Unternehmen vorläufig aufgegeben ist, unbeschadet des Ausbaues der Euphrat- und Tigrislinie, die ein weiteres Fesseln englischer Kräfte bezweckt. Die Engländer sind außerordentlich rege an der Palästinafront; sie ziehen dort Truppen zusammen, haben durch Agenten im Hauran*) durch reichliche Geldgeschenke die eingeborenen Araberstämme aufgewiegt und bedrohen vielleicht jetzt schon die Keede von Jaffa. Hierdurch würde eine Unternehmung gegen Bagdad in seiner rechten Flanke stark gefährdet sein. Vor allem kommt es unter diesen Verhältnissen darauf an, schleunigst die Gaza-Front zu verstärken und hierzu das deutsche Asienkorps vorzuwerfen. Syrien und Palästina müssen gesichert und Jerusalem, der letzte Punkt des türkischen Prestige, gehalten werden. Unser künftiger Kriegsschauplatz wird also weniger Mesopotamien als vielmehr Syrien und Palästina sein.

„Halten Euer Erzellenz Jerusalem für bedroht?“

„Jerusalem halten wir auf alle Fälle, wir müßten denn ganz geschlagen sein!“

Ganz neue Aufgaben, ein völliges Umdenken!

General v. Falkenhayn hatte im Mai 1917, begleitet von Oberst v. Frankenberg und dem Chef der Operationsabteilung

*) Land östlich der Bahn Damaskus—Derab.

des türkischen Hauptquartiers, Oberstleutnant v. Feldmann, an der Front im Irak und an der Sinaifront persönliche Eindrücke gesammelt. Nun entwickelten sich langdauernde Verhandlungen zwischen dem türkischen Hauptquartier, dem osmanischen Vizegenerallissimus, Enver Pascha, und seinem Stabschef, dem deutschen Oberst Bronsart v. Schellendorf, einerseits und dem General v. Falkenhayn, beraten von seinem Generalstabschef, Oberst v. Dommès, und der deutschen Obersten Heeresleitung andererseits. Es waren recht langwierige Erwägungen und Besprechungen. Bei derartigen entscheidenden Fragen ist der Türke nur schwer zu bindenden Entschlüssen und Abmachungen zu bringen. So hatte diese türkische Eigenart einen nicht wieder einzubringenden Zeitverlust und eine Verschleppung der militärischen Operationen zur Folge, die um so schwerwiegendere Nachteile ergeben mußte, als im südlichen Orient jede größere Unternehmung auch noch von der Jahreszeit abhängig ist. Die Unmöglichkeit eines unmittelbaren Meinungsaustausches mit der deutschen Obersten Heeresleitung in Kreuznach trug das ihrige zu großen Verzögerungen bei; mündliche Darlegungen Enver Paschas und des Obersten v. Dommès in Kreuznach hatten diese Hemmnisse nur zum Teil beseitigen können.

Zur Behauptung des Hedschas und Palästinas erschien eine Offensive an der Gaza-Front am zweckmäßigsten. Man verschloß sich aber nicht den ungeheuren Schwierigkeiten, die einer solchen Offensive entgegenstanden und gegen welche sich deshalb auch die besten Kenner der Verhältnisse, Djemal Pascha und Oberst Frhr. v. Kress, aussprachen. Der Zustand der Eisenbahnen machte es unmöglich, gleichzeitig für eine stärkere Armee Verpflegung und für eine größere Kampfhandlung hinreichende Mengen Munition heranzuschaffen. Um die denkbar ungünstigen Wasserverhältnisse zu überwinden, wäre beispielsweise allein für Wassernachschub die Bereitstellung von 20 000 Kamelen notwendig geworden, die gar nicht zu beschaffen waren. Und was hätte man schließlich erreicht, wenn es wirklich gelang, einige Kilometer in der Wüste vorzustoßen? Man verschlechterte mit jedem Schritt vorwärts die eigene Nachschublage, die der Gegner bei jedem Schritt rückwärts verbesserte. So führte jede Erwägung, ganz gleich mit welcher Front sie sich beschäftigte, immer wieder zu der Hauptforderung: Steigerung der Leistungsfähigkeit der Etappen und nachdrückliche Bestellung des Hinterlandes. Die rückwärtigen Eisenbahnverbindungen, besonders im Taurus und Amanus, mußten weiter ausgebaut, die Wasserstraßen auf Euphrat und Tigris mußten fertiggestellt werden. Zu Beginn der kühlen

Jahreszeit, also etwa im Oktober, konnte dann zur Tat geschritten werden. Auch Enver Pascha war für den Angriff an der Sinai-front und wollte das Unternehmen gegen Bagdad auf 1918 verschoben wissen. Nach Ansicht des Generals v. Falkenhayn konnten jedoch die Kräfte dazu nicht ausreichen, da der Palästina-Feldzug die besten Truppen für das Bagdad-Unternehmen verschlingen würde. Noch weniger war natürlich an eine gleichzeitige Vorbereitung für beide Fronten zu denken, ebensowenig an ein schnelles Überschwenken von einem Kriegsschauplatz zum andern.

Neben diesen strategischen Verhandlungen liefen die nicht minder wichtigen über die Gestaltung des Oberbefehls. Die Frage: wer soll den Oberbefehl über die gesamten an der Palästinafront einzusetzenden Truppen führen, spitzte sich in diesen Tagen bereits bedenklich zu und brachte einen Rücktritt Falkenhayns vom Oberkommando und die Abberufung der gesamten deutschen militärischen Hilfsaktion in den Bereich der Möglichkeit. Noch war es damals nicht entschieden, wer in dem politischen Ringen um die Herrschaft in der Türkei, Enver oder Djemal Pascha, der „Satrap von Syrien“, Sieger bleiben würde. Und so sehr Enver Pascha die Übertragung des Oberbefehls an Falkenhayn wünschte, so erwuchs im gleichen Grade dem deutschen General in Djemal Pascha eine feindliche Macht, die diesem um so gefährlicher wurde, als der Kampf von Djemals Seite mit allen Minen türkischer Intrige und List geführt wurde, gegen die anzukämpfen selbst einem Falkenhayn schwer wurde. Im weiteren Verlaufe gelang es, Djemal Pascha unter der Flagge eines Besuches an der deutschen Westfront und bei der deutschen Marine vom Kampfplatz vorübergehend zu entfernen und dem deutschen Feldherrn den Oberbefehl zu sichern — in Wirklichkeit aber sollten die Intrigen Djemals hierdurch keineswegs ihr Ende finden. Sie lebten vielmehr nach seiner Rückkehr von neuem auf und haben noch zu mancherlei Reibungen geführt, bis Djemal im Januar 1918 endgültig sein Amt in Syrien niederlegte und nach Konstantinopel zurückging.

Schwierigkeiten erwuchsen dem General v. Falkenhayn auch aus dem Verhältnis zu der deutschen Militärmission. Diese hatte seit Anfang 1917 das Feld ihrer militärischen Tätigkeit wesentlich erweitert. Sie hatte sich den Forderungen der Lage, d. h. der sich immer deutlicher herausstellenden Unzulänglichkeit des türkischen Nachschubwesens angepasst und zu einer großen deutschen Etappenbehörde ausgebildet, die sich mit ihren Zweigen über die weiten Strecken der asiatischen Türkei er-

streckte. Hieraus mußte sich, da das Unternehmen „Silbirim“ nicht mit eigenen Stappeneinrichtungen ausgerüstet war, eine engste Mitarbeit der Militärmission entwickeln. Leider fanden sich aber, zumal das gegenseitige dienstliche Verhältnis, anfangs wenigstens, äußerlich ziemlich unklar war, mannigfaltige Reibungsflächen, die der Sache nicht förderlich waren. Es handelte sich besonders um die wichtige Stappenstrecke Konstantinopel—Haider Pascha—Aleppo. In wiederholten Eingaben forderte Falkenhayn ihre Unterstellung unter seinen Befehl, um nicht bei jeder Gelegenheit eine Entscheidung der Militärmission herbeiführen zu müssen. Die deutsche Oberste Heeresleitung konnte dem Antrage nicht stattgeben, da eine solche Änderung Neuaufstellungen von Behörden und Einrichtungen voraussetzte und die Linie nicht nur für die Gruppe „Silbirim“, sondern gleichzeitig für alle südlich operierenden Armeen verfügbar bleiben mußte. Die Stappenlinie Konstantinopel—Aleppo blieb also der Militärmission unterstellt und empfing von dieser, unabhängig von der Gruppe Falkenhayn, unmittelbar ihre Befehle. Eine solche Organisation mußte zu schweren Störungen des Nachschubs führen, obwohl die Militärmission bestrebt war, allen Anforderungen nachzukommen. Besonders in Aleppo, dem Stappenhauptort für „Silbirim“, gestalteten sich die Verhältnisse immer verwickelter. Aleppo lag im örtlichen Befehlsbereich der 4. Armee (Djemal Pascha mit Hauptquartier in Damaskus), seine gesamten Stappeneinrichtungen gehörten nach dem getroffenen Abkommen der Gruppe Falkenhayn. Aber da die türkischen Zivilbehörden von Damaskus abhängig waren, suchten sie sich, sobald ihnen die deutschen Forderungen unbequem wurden — und dies war eigentlich immer der Fall — hinter ihren vorgesetzten Dienstbehörden in Damaskus zu verstecken. Leider muß gesagt werden, daß sich dieser passive Widerstand nicht nur auf die türkischen Behörden beschränkte, sondern in einzelnen Fällen sogar auf deutsche Dienststellen, die formell von Damaskus abhingen, übergriff. Dem Oberkommandierenden der 4. Armee, Djemal Pascha, kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß er — entgegen den Zusicherungen Enver Paschas dem General v. Falkenhayn gegenüber — den berechtigten Forderungen der Gruppe, gelinde gesagt, nicht immer gerecht geworden ist. Es rächte sich auch hier schon die Tatsache, daß dem deutschen Oberbefehlshaber, entgegen seinem energischen Fordern, von dem türkischen Hauptquartier nicht volle Machtbefugnis über die türkischen Zivilbehörden, Walis, Mutesarrifs und Kaimakams*) zugestanden war. Diesen

*) Statthalter, Verwaltungsbeamte, Stellvertreter der Walis.

waren die Verhältnisse natürlich bekannt, und sie richteten danach ihre Handlungsweise ein.

Auf diese verwickelten Verhältnisse in dem Stappenwesen Kleasiens und Syriens mußte schon jetzt hier vorgehend hingewiesen werden, um die weiterhin immer wieder auftretenden Hemmungen, die sich dem Unternehmen „Sildirim“ auf den Nachschublinien entgegenstellten, verstehen zu können. Alles das mußte in einem Lande, dessen Bahn- und andere Verkehrsverbindungen ohnehin so wenig leistungsfähig waren, doppelt lähmend auf die Unternehmungen der Front einwirken.

Am 3. Juni 1917 reichte General v. Falkenhayn seine Schlußbeurteilung der deutschen Obersten Heeresleitung ein: Mit Fortsetzen der englischen Offensive müßte sowohl in Palästina als auch im Irak gerechnet werden, wenn auch erst in der kühlen Jahreszeit. Es sei möglich, daß die türkische Oberste Heeresleitung gezwungen werde, Teile der für Bagdad bestimmten Kräfte an die Sinai-Front zu senden. Infolgedessen sei vorbehaltlich des Einverständnisses und der Allerhöchsten Genehmigung vereinbart worden:

Es wird ein Heeresgruppen-Kommando unter General v. Falkenhayn gebildet. Alle deutschen und türkischen Truppen für die Irak-Front werden ihm als zwei Armeen unterstellt. Zum Führer des für die Operationen bestimmten deutschen Asienkorps wird Oberst v. Frankenbergr in Aussicht genommen.

Die Vorschläge fanden die Zustimmung des Deutschen Kaisers. General v. Falkenhayn erhielt mit der türkischen Marschallwürde volle Befehlsgewalt auch über die türkischen Truppen. Damit war aber die Lage in Hinsicht auf die nun durchzuführenden militärischen Operationen noch keineswegs geklärt. Das Hin und Her des Meinungsaustausches ging weiter. Am 18. August gab General v. Falkenhayn eine neue Beurteilung der Lage an die deutsche Oberste Heeresleitung. Immer mehr rückte nach seiner Auffassung die Wahrscheinlichkeit eines englischen Angriffs an der Sinai-Front in den Vordergrund. Wirkliche Abhilfe könne nur ein Angriff unsererseits an dieser Front bringen. Er glaube, mit Rücksicht auf die zahlreiche Ausstattung des Asienkorps mit Lastkraftwagen alle Verpflegungsschwierigkeiten überwinden zu können. Ende August schrieb General v. Falkenhayn in demselben Sinne nochmals an Enver Pascha: Die Lage an der Sinai-Front sei in keiner Weise gesichert. Die augenblicklichen Truppen der Sinai-Front reichten, wie auch Oberst Frhr. v. Krell bestätigt habe, nicht aus. Es

sei also eine Zwangslage eingetreten, die nur einen Ausweg zuließe: Die Verstärkung der Sinai-Front durch „Sildirim“-Kräfte mit der Absicht, den Feind in wirksamer Richtung anzugreifen, ehe er seinerseits fertig sei. Das Bagdad-Unternehmen könne weiter vorbereitet werden und später zur Durchführung kommen.

Die türkische Oberste Heeresleitung erklärte sich nunmehr grundsätzlich mit der Verlegung der Operationen auf die Sinai-Front einverstanden. Die Vorbereitungen wurden bei der Heeresgruppe Falkenhayn sofort mit allem Nachdruck betrieben. An erster Stelle standen die sanitären Maßnahmen.

Durch die Übertragung des Oberbefehls über die gesamten deutschen und türkischen Truppen des Palästina-Unternehmens auf den deutschen Oberbefehlshaber mußte auch die Aufgabe des deutschen Armeearztes eine erhebliche Erweiterung erfahren. Die Verantwortung war in der Tat groß. „Sie sind nicht einfacher Armeearzt,“ so äußerte sich Falkenhayn mir gegenüber, „Sie sind vielmehr leitender Sanitätsoffizier der gesamten Heeresgruppe von Konstantinopel im Norden bis zur Gaza-Front im Süden, vom Tigris im Osten bis zum Mittelmeer im Westen. Sie müssen den Mut haben, die Verantwortung im einzelnen Ihren Untergebenen zu überlassen; für die Richtlinien und das richtige Arbeiten des ganzen Apparates sind aber Sie mir verantwortlich. Wollen Sie?“ Ich schlage in die gebotene Hand ein und wage es mit Gottes Hilfe und frohem Selbstvertrauen. —

Jede derartige Expedition, wie sie „Sildirim“ darstellt, ist, wie Lord Wolseley sich einmal ausgedrückt hat, ein ‚doctors and engineers war‘ d. h. ein Krieg, dessen Erfolg von der tadellosen sanitären und technischen Vorbereitung abhängig ist. Die Engländer verdanken ihre großen kolonialen Erfolge nicht zuletzt der sorgfältigen Beachtung dieses Grundsatzes. Ihr großer militärischer Organisator, Lord Kitchener, hatte im Jahre 1898 gelegentlich der englischen Expedition gegen den Sudan diesen Grundsatz bis in das Kleinste durchgeführt und nur dadurch den vernichtenden Schlag gegen den Mahdi bei Omdurman ermöglicht. Er ließ, lange ehe die englischen Truppen von Ägypten aus den Vormarsch nilaufwärts antraten, eine Etappenstraße bauen und mit allem für Unterkunft, Verpflegung und zumal für Sanitätseinrichtungen Notwendigen ausstatten, die in jeder Beziehung fertig und bereitstanden, als dann die Truppen anrückten. Die Marschordnung muß eben auf Kriegsschauplätzen in heißen Ländern umgekehrt sein, d. h. zuerst der

Ingenieur zur Fertigstellung des Weges, der Unterkunft und Wasserversorgung, sodann die Formationen des Trains und Sanitätsdienstes, zuletzt die fechtende Truppe.

General Allenby, der an der Palästina-Front kommandierende englische Oberbefehlshaber, ging in derselben Weise ganz systematisch vor, d. h. er ließ es sich angelegen sein, nachdem einmal die englische Oberste Heeresleitung zu einer ernststen Offensive dort sich entschlossen hatte, die Wüstenbahn von der Operationsbasis Ägypten her leistungsfähig zu machen, eine Wasserleitung zu bauen und Verpflegungsmagazine anzulegen. Dann erst konnte für ihn es in Frage kommen, zum entscheidenden Schlage gegen die türkische Front in der Linie Gaza—Birseba auszuholen. Durch unsere Flieger waren wir über das planmäßige Fortschreiten dieser Arbeiten dauernd unterrichtet.

Den deutschen Vorbereitungen war also der Weg klar vorgezeichnet, und sowohl General v. Falkenhayn als auch ich, der Armeearzt, waren nicht nur von der Richtigkeit des englischen Grundsatzes überzeugt, sondern hatten ihn uns auf Grund früherer Erfahrungen bereits zu eigen gemacht. Es kam nun darauf an, sich die Unterstützung der Behörden in Konstantinopel zu sichern, mit deren Hilfe das Asienkorps vorläufig in Haidar Pascha unterzubringen und dann auf der Anatolischen Bahn weiterzuleiten war.

An der Spitze der Sanitätsorganisation der deutschen Militärmission stand als „Oberster Sanitätsoffizier“ Oberstabsarzt Collins, ein eifriger, die türkischen Verhältnisse klar durchschauender Sanitätsoffizier, der, aller kleinlichen Interessenpolitik abhold, stets bestrebt war, das Ganze zu fördern. Seine dienstliche Stellung war denkbar schwer; gelegentliche Reibungen mit dem osmanischen Feldsanitätschef Suleiman Numan Pascha waren nicht ausgeblieben. Das kennzeichnete sich für das deutsche Auge äußerlich übrigens schon dadurch, daß Oberstabsarzt Collins zwischen den türkischen Tarbuschs und Kalpaks*) der deutschen Offiziere die deutsche Uniform beibehalten hatte. Durch mein Erscheinen als Armeearzt der Heeresgruppe Falkenhayn wurden Collins Aufgaben noch verwickelter; aber ich kann nur dankbar anerkennen, daß er dauernd mit viel Sachverständnis und Umsicht den neuen an ihn als Etappenarzt heran tretenden Forderungen gerecht geworden ist.

Der osmanische Feldsanitätschef, Suleiman Numan Pascha, war, im besten Mannesalter stehend, ein intelligenter Jungtürke, zum

*) Türkische militärische Kopfbedeckungen.

„Komitee“*) gehörig, Parteigänger E n v e r s, der dank seiner mannigfachen Reisen in Deutschland geläufig deutsch sprach und sich in abendländischen Gesellschaftsformen bewegte. Auch er gab sich mir gegenüber sehr zuvorkommend und liebenswürdig, galt aber als verschlagen und Intrigen liebend. Er beschäftigte sich vornehmlich mit der inneren Medizin und hielt Vorlesungen an der Gulhane-Hochschule**). Der eigentliche organisatorische Dienst wurde von seinem Adjutanten, Sanitäts-Major R e f i l B e y, der gleichfalls deutsch sprach, wahrgenommen. Als persönlicher Adjutant trat auf Befehl des Feldsanitätschefs ein junger Sanitäts-Hauptmann, M u r a d R a m i B e y, in meinen Dienst, dessen Intelligenz und persönliche Anhänglichkeit gute Dienste leisten sollten. Mit dem Etappenarzt der Heeresgruppe besprach ich in großen Zügen die neue Etappenlinie, als deren Grundpfeiler sich ohne weiteres die Orte Aleppo—Damaskus—Jerusalem ergaben, die, durch eine sehr zweifelhafte Bahnlinie verbunden, über mannigfache Sanitätseinrichtungen bereits verfügten. Den weiteren Ausbau konnte ich erst an Ort und Stelle erwägen. In den nächsten Tagen sollte das Hauptquartier F a l k e n h a y n s nach Aleppo verlegt werden. Die Zeit bis zur Abfahrt wurde durch eine angestrenzte Tätigkeit ausgefüllt. Es handelte sich, da das Asienkorps zurzeit noch auf dem Übungsplatz Neuhammer sich befand, um Erwägungen und Vorbereitungen für den Transport der Truppe und die hygienische Sicherung der Etappenstraße, bei der die vorbeugende Bekämpfung der Malaria in erster Linie stand.

So schienen die Vorbedingungen für eine reibungslose Abwicklung der bedeutungsvollen sanitären Maßnahmen gesichert. Aber auch hier sollte sich zeigen, daß Hemmungen aller Art aus der Eigenart der Verhältnisse erwuchsen. Alle Widerwärtigkeiten einer Koalitions-Kriegsführung mußten auf deutscher Seite getragen und überwunden werden, wie sie in solchem Umfange, solcher Hartnäckigkeit und solcher Verschlagenheit wohl kein anderer Kriegsschauplatz des Weltkrieges geboten hat. —

Wir stehen in einem der riesigen Prachtsäle des mit großem Luxus gebauten Seraskierates (Kriegsministerium). Mit kostbaren Teppichen, Sofas und Divans ist der Raum überreich ausgestattet; wertvolle Waffen und Trophäen vergangener Jahrhunderte schmücken die Wände.

*) Das „Komitee“, eine geheime politische Vereinigung, leitete die jungtürkische Bewegung.

** Die Gulhane-Hochschule ist eine nach deutschem Muster eingerichtete medizinische Fachschule in Konstantinopel.

In goldgestickter Schrift entworfen und in der Handschrift Sultan Mohameds gehalten, steht über der Flügeltür der Koranspruch: „Das Paradies ruht im Schatten des Schwertes.“ Unter diesem nur zu wahren Spruche erwarten wir den Mann, der die ganze alte Türkei in Scherben schlug und sich selbst mit Schwert und Maschinengewehr zum militärischen Diktator des neuen Regimes gemacht hat.

Enver Pascha steht vor uns. Er hat das Äußere eines knappen Bierzigers, beginnt aber bereits Spuren der beim Türken sich vorzeitig einstellenden Behäbigkeit zu zeigen. Die energischen Gesichtszüge, die lebhaft leuchtenden Augen zeigen keine Spur türkischer Indolenz und Phlegmas. In fließendem Deutsch erkundigt er sich nach Einzelheiten der Westfront und nach dem deutschen Sanitätsdienst. Mit einer Herzlichkeit, die es fast vergessen macht, daß man einem der verschlagensten und zielbewußtesten Jungtürken gegenübersteht, wünscht er Glück für die „Jildirim“ bevorstehenden Aufgaben und die gemeinschaftliche Arbeit.

Aber schon war Zeit verloren gegangen über einen weiten Meinungsaustausch — kostbare Zeit, die im Kriege doppelt wiegt und die, wie der Gang der Ereignisse zeigen sollte, nicht wieder einzubringen war.

Konstantinopel und Ausreise nach Aleppo.

Welche phantasievollen Gegensätze schafft der abrollende Film des Weltkrieges für den einzelnen: Vor vierzehn Tagen in den Wäldern Lothringens — heute mit Erzellenz v. Falkenhayn im engsten Kreise in der einem geflüchteten griechischen Bankier gehörigen Villa, dem Quartier des Oberbefehlshabers der Heeresgruppe „Sildirim“ zu Therapie am Bosporus!*)

Auf dem Wege zum Oberbefehlshaber führt mich der Kraftwagen vorbei an dem kleinen aber tiefen Hafen von Stenia. „Goeben“ und „Breslau“ ankern dort, zwar unter der Flagge des türkischen Halbmondes, aber bemannt mit deutschen Offizieren und Matrosen, den Russen ein gefürchteter Gegner und stets bereit zu neuer Kreuzerfahrt.

Das Landhaus Falkenhayns liegt unbeschreiblich reizvoll, unmittelbar angeschmiegt an einen steil ansteigenden Hügel, dem deutschen Helden-Friedhof, auf dem auch der alte Generalfeldmarschall v. d. Golz Pascha ausruht vom mühe- und enttäuschungsvollen Erdenwallen. Das Auge schweift über die blauen Fluten des rauschenden Bosporus hinüber zum Schwarzen Meer und zu den dunkeln Bergen des Asiatischen Festlandes. Ein unbeschreiblich schöner Rundblick! Winkte links nicht der Spiegel des Pontus Euxinus herüber, ging nicht eben dort unter uns auf den strömenden Fluten des ländertrennenden und verbindenden Bosporus ein deutscher Seeflieger nieder, ragten drüben nicht die Zaden des Bithynischen Olymp — man könnte träumen, man säße am deutschen Rhein.

Erzellenz v. Falkenhayn liebt es, inmitten des hastenden und nervenverzehrenden rauen Kriegslebens für kurze Augenblicke Erholung zu suchen im engen Kameradschaftlichen Kreise. Ausgeschlossen ist dann jedes dienstliche Gespräch; als weitgereister Mann mit glänzender Unterhaltungsgabe ist er selbst immer der belebende Mittelpunkt des Kreises, dem nichts Menschliches fremd ist. Heute sind sogar junge Damen der deutschen Kolonie eingeladen. Vorgeschieden ist weißer Tropenanzug — Falkenhayn legt großen Wert auf gute Kleidung seiner

*) Vergl. Skizze 2 „Konstantinopel und Bosporus“.

Offiziere—; so nimmt man den Tee unter Zypressen, ragenden Zedern und immergrünen Tulpenbäumen.

Allmählich übergießen die Strahlen der im Westen versinkenden Spätsommer Sonne das ganze reizvolle Bild mit rötlichem Lichte, während im Osten aus den Fluten des Schwarzen Meeres der leuchtende Vollmond emporsteigt.

Schnell fliegen die paar Stunden dahin; bei Vollmondschein fährt der Kraftwagen zurück nach dem schlafenden Pera, geheimnisvoll rauschen die dunkeln Fluten des Meerestromes. Sehnsuchtsvoll fliegen die Gedanken der Heimat zu, fliegen weiter nach Flandern, der Champagne und Riga, an alle Fronten, wo Deutsche am Feinde liegen; — wie ungleich und rätselhaft schüttelt doch dieser furchtbare Weltkrieg dem einzelnen seine Lose!

Spät nachmittags am nächsten Tage — ein Gang durch das alte Stambul mit seinen ungezählten Reizen und Sehenswürdigkeiten, der auch für denjenigen, dem der Orient und sein Treiben nicht mehr fremd, lohnend ist. Die Ruppelmoschee der Sultanin Valida, in deren hohen Hallen eben der fromme Moslem sein Abendgebet verrichtet. Das Steinlabyrinth des Basar in seinem geheimnisvollen Halbdunkel mit Schätzen aller Art, besonders Teppichen, deren Preis aber bereits damals eine schwindelhafte Kriegshöhe erreicht hatte. Die Moschee Sultan Ahmed, als Refrutendepot profanen Zwecken dienend. Der uralte ägyptische Obelisk, der noch die Pracht der Pharaonen schaute, in ewig jugendlichem Glanze, als hätte er eben die Werkstatt des Steinmeß von Memphis verlassen; der bronzene, aus dreifach gewundenem Hydroleib mystisch emporwachsende Stamm, ein griechisches Opfergeschenk, geweiht dem Delphischen Apoll nach dem Siege von Platäa 479 v. Chr. Geburt! Endlich die ragende Ruppelpracht der Hagia Sofia mit dem goldenen Halbmond auf höchster Zinne. Das Innere des einzig dastehenden Gotteshauses liegt öde und verlassen da, Grabesstille herrscht in der weiten Halle, verklungen ist der Gebetsruf „Allah il Allah, Mohamed rasulalahil!“^{*)}, seitdem man damals, als der Bulgare im siegreichen Ansturm bis zur Tscha-dalscha-Linie vordrang und der blonde Zar Ferdinand mit dem Schwert an das goldene verschlossene Tor des alten Stambul schlug, die Erfüllung der tausendjährigen Weissagung gekommen glaubte: „Das falbhaarige Geschlecht der Nordischen wird die Stadt erobern!“ Da legte man Tausende sterbender Cholerafranker in die Hallen der Hagia Sofia;

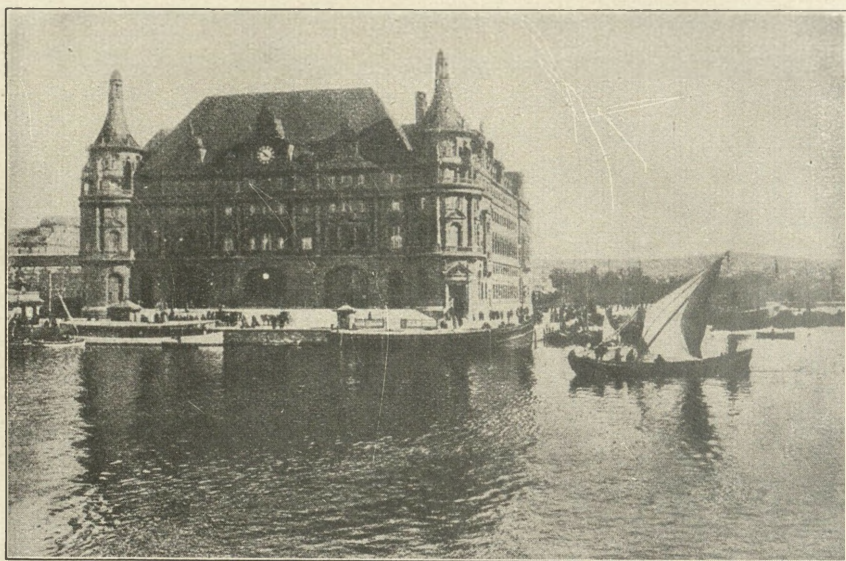
^{*)} Glaubensbekenntnis des Islam: „Es gibt nur einen Gott, Mohamed ist der Prophet Gottes.“



Konstantinopel
Galatabrücke und Stambul



Konstantinopel
Blick von Pera auf den Bosporus



Bahnhof von Halidar Pascha



Bozanti im Taurusgebirge

so wählte man die heilige Stätte gesichert vor dem entweichenden Schritt des blonden Eroberers.

Das Serail des Sultans ist verschlossen; nur die gewölbte Torhalle darf man betreten; ein Schauer wie Blutgeruch und tausendfältiger Mord umweht den Eindringling. Aber vor dem Serail der weite Platz mit uralten, von den Jahrhunderten gebeugten Platanen, unter denen die Verschwörer der Janitscharen lagerten und mit gierigem Blick nach den Zinnen des Serails starrten, bis die blutigen Köpfe enthaupteter, mißliebiger Paschas erschienen . . . Doch wessen Feder will all das in Worte fassen, was da an Erinnerungen von Jahrtausenden auf Schritt und Tritt auf den modernen Menschen einstürzt. „Nichts Gewaltigeres schuf die Natur denn den Menschen!“ —

Über die Galatabrücke führt der Rückweg. Die Abendsonne des September bricht noch einmal aufleuchtend durch die dunkle, im Westen sich türmende Wolkenbank und zaubert ein Bild hervor von unbeschreiblicher Pracht und packendem Reiz. Ein osmanischer Transportdampfer verläßt eben das Goldene Horn; vollgestopft mit türkischen Rekruten, bringt er sie hinüber zum kleinasiatischen Festlande, von wo sie weitergeleitet werden nach Süden, den letzten Rest türkischen Prestiges zu retten in den kahlen Bergen Judäas und am Rande der Wüste Pharan.

Die Seele wird überflutet von neuen Eindrücken und Bildern, und doch spürt sie kein Gefühl der Übersättigung; aber der Mund wird stumm vor all dem Herrlichen, was das Auge schaut. —

Am 4. September erfolgt der geheime Befehl, daß bereits an demselben Abend der Stab auf asiatischen Boden übersetzen und die Fahrt nach dem Süden antreten würde. Nur wenig ist noch zu erledigen. Nach außen hin ist nichts bekanntgegeben von der vorzeitigen Abreise des deutschen Oberbefehlshabers und seines Stabes.

Tiefes Dunkel liegt über dem Kai von Dolma Bagdsche, als die türkische Flottenbarkasse 9³⁰ abends abstößt. Die Teilnehmer dieses ersten Transportes sind General v. Falkenhayn, Rittmeister v. d. Gröben als persönlicher Adjutant, der Hauptmann im Generalstabe v. Papen, der türkische Oberstleutnant Hüsnî Bey, ich selbst, begleitet von meinem Adjutanten, Stabsarzt Seiler, und einige jüngere deutsche und türkische Ordonnanzoffiziere. Die persönliche Sicherung des Stabes ist einer kleinen türkischen Stabswache anvertraut.

Der Chef des Generalstabes, Oberst v. Dommès, und die übrigen Herren des Stabes werden später nachkommen.

In der Person Falkenhayns und in seinem Stabe verkörpert sich jetzt in dem Augenblick, als die Maschine der Barkasse anschlägt, das mit weitem Ziel angelegte Unternehmen der Heeresgruppe „Jildirim“ im Orient, Deutschland selbst. Wenig ließ die hastende Arbeit der letzten Tage Muße zu inneren Überlegungen idealer Art — jetzt aber in dieser kurzen halben Stunde, während das Boot hinüber nach Asiens Küste steuert, bleibt wohl keiner von der Wucht des Augenblicks unberührt: Ringsum der in schwarzen Fluten wogende Bosporus, geheimnisvoll rauschend, Geheimnisse deckend seit Jahrtausenden, dunkel und rätselhaft wie unsere, Deutschlands Zukunft dort drüben. Hinter uns versinkt Europa, die in unzähligen Lichtern strahlenden und immer höher hinter uns sich erhebenden Höhen von Konstantinopel mit ihren Schlössern, Landhäusern und Parks.

Wird dieser schicksalschwere Schritt Deutschlands, mit gewappneter Hand hinüberzugreifen auf Asiens Boden, nach Mesopotamien, Bagdad, nach Syrien und Palästina, um der Weltpolitik Englands ein Halt zuzurufen, zum hohen ersehnten Ziele führen oder zu schwerem Verhängnis?

Schicksalschwere Fragen, die sich jedem einzelnen in diesen Minuten aufdrängen und wie ein Alb unsere Lippen schließen. „Sind Sie sich der ganzen Größe des Augenblicks bewußt?“ raunt fragend der Oberbefehlshaber mir zu. — Wer wäre das nicht!

Eine kleine flinke Motorgig der türkischen Marine gibt das Ehrengelcit, bis drüben der Bahnhof von Haidar Pascha erreicht wird, wo man schnell zu dem bereitstehenden Sonderzug eilt.

Kurzer feierlicher Abschied von den türkischen Notabeln und Bekannten, dann fährt der Zug hinaus in das nächtliche Dunkel von Kleinasien.

Achtundvierzig Stunden darauf, genau auf die Minute, flog der Bahnhof von Haidar Pascha mit all' seinen Munitionszügen und Benzinvorräten in die Luft. Wen die Schuld an dieser folgenschweren Katastrophe trifft, hat sich nicht feststellen lassen; angeblich soll leichtfertiges Umgehen mit Munition den Anlaß gegeben haben. Unseren Feinden konnte jedenfalls kein Ereignis willkommener sein, als diese Massenvernichtung deutscher Munition und des übrigen so unerseßlichen Kriegsmaterials.

Der „Paschazug“ der Anatolischen Bahn ist sehr bequem eingerichtet; jeder hat sein Abteil für sich, der Oberbefehlshaber sogar einen eigenen Salonwagen. Ein dem türkischen Kriegsministerium gehöriger Speise-

wagen läuft im Zuge. Der Stab ist auf der Fahrt bis Bozanti Gast des Marschalls Enver, der alle Kosten der Verpflegung trägt. So will es die Etikette türkischer Gastfreundschaft. Die erste traumlose Nacht im rollenden Zuge auf asiatischem Boden!

Ein Tag im Sonderzug als engere Begleitung des Oberbefehlshabers „Jildirim“ bringt keine körperlichen Anstrengungen, man müßte denn die in orientalischer dichter Reihenfolge sich häufenden Tafelgenüsse dazu rechnen. Das Mittagessen ist eine kulinarische Leistung, deutsche und türkische in Fett schwimmende Gerichte bis zur Ermüdung, dann aber köstliche Früchte wie aus den Gärten der Hesperiden, Pfirsiche, Weintrauben und Feigen von märchenhafter Schönheit. Die Unterhaltung dreht sich um Land und Leute, während draußen die steilen und pittoresken Randgebirge Lykaoniens mit ihren Graten und Schlünden vorüberfliegen.

Eski Schehir, die Stadt des Meerschaaumes, und Kutahia liegen hinter uns, zur Linken erhebt sich die in unabsehbarer Weite sich ausdehnende Hochebene Phrygiens und Lykaoniens. Die Sonne brennt heißer und heißer. Als sich aber der Abend senkt, machen wir Halt in Konia, dem Skonium des Apostels Paulus.

Hier ist „großer Empfang“, eine Zeremonie, in welcher der Türke überhaupt Meister ist. Der Kaimakam mit dem Stab seiner Beamten ist versammelt, eine türkische Ehrenkompagnie ist aufgestellt und erweist unter Janitscharenmusik die militärischen Ehren. Ganz heimatisch mutet es uns an, als zwei kleine zierliche deutsche Mädchen dem General v. Falkenhayn Blumen überreichen und mit zitternden Stimmchen ihr „Viel Glück Euer Erzellenz!“ piepsen. Sie erhalten beide ihren Kuß und eilen glücklich davon.

Diese Empfänge wiederholen sich mehr oder weniger auf allen Stationen, wo haltgemacht wird. Die Nacht ist in dem engen Abteil fast unerträglich heiß, aber doch, anscheinend wenigstens, wanzensfrei. Die Toilettenverhältnisse aber sind — echt orientalisches — geradezu jammervoll.

Mit Morgengrauen erheben sich vor uns die himmelanstiegenden Gebirgsmassive des Taurus. Über Eregli und Bozanti und weiter nach Karapınar, wo die Anatolische Normalbahn bis Gelebek unterbrochen ist durch ein Stück schmalspuriger Feldbahn. Karapınar ist ein jetzt militärisch sehr wichtiger Umschlagplatz; er liegt tief eingebettet in einem runden Gebirgskessel, dessen Wände in grauem Dolomitgestein steil ansteigen. Schon frühmorgens drückend heiß, ist Karapınar tagsüber die

Hölle auf Erden, dazu die Brutstätte des Malaria- und Papatacciefiebers.

Ich habe noch Gelegenheit, die kümmerlichen, sanitären Anlagen, die Entlausungsanstalt und Krankensammelstelle zu besichtigen. Dann beginnt die Bergfahrt auf kleinen, offenen, knapp mit Segeltuch überdachten Feldbahnwagen. Gab es in Karapunar Wohnungen aller Art, — urwüchsig in den Lücken der Bäume die Eingeborenen; Türken, Armenier, Griechen daneben in Erdhütten, Regelzelten, Hütten aus Zweigen — so sehen wir oben an den Bergen über der Malaria die schmucken Häuschen der deutschen und schweizerischen Bagdadbahn-Ingenieure. Ein buntes Gemisch aus Völkerrassen Europas und Asiens, auf diesem kleinen Raum vereint, ist eingestellt durch deutsche Tatkraft auf das eine Ziel, das gewaltige Naturhindernis des Taurusmassivs zu durchtunneln und den Weg nach Süden frei zu machen.

Vier Stunden geht die Fahrt durch die wildeste und zerrissenste Gebirgsnatur, die wohl je auf dem Erdball der Geist des Ingenieurs überwand. Von einem Grat zum anderen windet sich der Kleinbahnzug an schwindelnden Abgründen dahin; immer wieder taucht er ein in neue Tunnel, oft auf Strecken von sechs bis acht Kilometern unter Tag verschwindend. Luftschächte und in den Fels gesprengte Galeriefenster sorgen für den so nötigen Sauerstoff; nur mittels Preßdampf, rauch- und gasfrei, werden die Tunnel überwunden. Wo aber der Zug offen dahinkriecht in immer neuen Windungen, da fällt der Blick tief hinunter auf die uralte Paßstraße, die so alt ist, wie Menschen wanderten.

Die Hettiter zogen hier ihre Straße, jenes uralte Kulturvolk Vorderasiens, vielleicht indogermanischen Einschlages. Sie schwanden dahin, bezwungen von fremden Eindringlingen; mit ihnen versank eine uns fremde Kultur, deren Spuren wir bislang vergebens aus Inschriften, in Fels gehauen, zu entziffern suchten. Und wieder vergingen Jahrhunderte; da zog dort unten, wo eben winzig wie Schachtelsoldaten ein Trupp kurdischer Reiter mit fliegenden Nackenschleiern dahinsprengt, X e r x e s mit seinen Heeresmassen aus Persien, Medien und dem zentralasiatischen Hochland nach Norden. Auf Alexander, der mit seinen Scharen von der fernen Heimat durch die „Porta Ciliciae“ in eine neue Welt vordrang, folgte der flirrende Schritt der römischen Legionen unter P o m p e j u s. Heere deutscher Kreuzritter aus Thüringens und Schwabens Gauen zogen dort unten nach Süden; Abenteuerlust und religiöse Begeisterung ließ sie dahinsinken in der fieberschwangeren Ebene von Adana und unter dem Krummschwert eines S a l a d i n auf dem blutgetränkten Lavaboden des Karn Hattin am See Genezareth. Auf derselben Straße sehen wir

Mohamed den Zweiten nach Norden ziehen, als es galt, das alte Byzanz den verhassten Lateinern, brutalen Kreuzrittern und handelsgierigen Venetianern zu entreißen. Das war im Jahre 1453. Heute ziehen deutsche feldgraue Truppen, mit den Nachkommen jenes Mohamed verbündet, — ein lebenskräftiger Organismus, durch hohe Politik und die Not der Heimat an ein durch langjährige innere und äußere Krisen geschwächtes Volk gefesselt — durch die cilicischen Tore nach Süden, bereit, ihr Bestes herzugeben für Deutschlands Heil, für den Schutz der fernen Heimat.

Hadschkiri, der Standort einer deutschen Eisenbahnkompagnie, ist erreicht; von schwindelnder Höhe schweift der Blick hinüber zu dem südlichen Steilrand des Taurus mit seinem gewaltigen Einschnitt, den die Wasser des Tschukyt während Millionen von Jahren aus dem Fels herausgenagt haben.

In Gelebel endet die Feldbahn, in blauem Schimmer gleißt der eben verlassene Taurus. Mit Wagenwechsel wird wieder auf die normalspurige Bagdadbahn übergegangen; der heiße Odem der Adana-Ebene macht sich bemerkbar. Auf dem Bahnhof Adana findet wiederum ein offizieller Empfang statt. Der Wali präsentiert in der hohen gewölbten Wartehalle den Tee; die Fülle und der Reichtum der Früchte kündigt berechtigt die Nähe des alles befruchtenden Meeres, des subtropischen Pflanzenwuchses von Mersina und Tarsus. Ein alter weißbärtiger Hodja tritt heran und trägt ein Gedicht vor, das er selbst zum Ruhm und Preis des deutschen Oberbefehlshabers verfaßt hat: „Er, der die transylvanischen Alpen überwunden und die Feinde geschlagen, Er wird auch die Gluten der Wüste besiegen“ usw. Dies in der blumenreichen schwülstigen Sprache des Orientalen. —

Weiter geht die Fahrt in die heiße subtropische Nacht; der Stab ist jetzt Gast des Oberkommandos der türkischen 4. Armee; Djemal Pascha ist der Gastgeber. In Mamure kurzer Halt; trotz dunkler Nacht eine tropische Hitze, kein Windzug bringt Kühlung; das Gebiet, das man hier durchfährt, ist der „Friedhof der Kreuzfahrer“, eine warnende Mahnung schon heute, unser Asienkorps so schnell wie möglich durch diese Malariazone hindurchzubringen.

Die Fahrt geht am 7. September ihrem Ende zu. In Radma befinden sich Teile der 19. und 20. türkischen Division, die in Galizien gegen den Russen mit Erfolg eingesetzt, jetzt auf dem Marsch zur Palästina-Front sind. Es sind Kerntruppen, waren es wenigstens dort im Norden unter der deutschen Führung; werden sie sich auch im Süden bewähren?

Punkt 9 Uhr morgens fährt der Zug auf dem Bahnhof Aleppo ein. Man ist am Ziel. Sechzig Stunden hat der Stab statt der üblichen sechs bis acht Tage für die Strecke Haidar Pascha—Aleppo gebraucht und damit einen gewissen Schnelligkeitsrekord geschaffen. Aber man war als „Paschazug“ auf freigehaltener Strecke gefahren, auf Kosten aller anderen auf derselben Bahn liegenden Transporte. Der despotische Paschawille eines Enver war diesmal in dankenswerter Weise „Silbirim“ zugute gekommen!

Aleppo.

Aleppo — Haleb esch Schebah — „die weißliche Stadt“, ist so alt wie die Geschichte der Völker Vorderasiens. Die Stadt liegt in einer von flachen felsigen Hügeln umgebenen Talmulde und hat trotz der verhältnismäßig geringen Entfernung zur See ein ausgesprochenes Festlandklima, das im Sommer nahezu tropische Wärmegrade zeigt, während im Winter Schnee und eisige trockene Kälte nichts Ungewöhnliches sind.

Die Bedeutung der Stadt ist durch ihre Lage gegeben; hier laufen die alten Karawanenstraßen des Euphrat und Tigris zusammen, die seit Menschengedenken den Verkehr nach Indien und Zentralasien vermittelten; hier war, seit es überhaupt einen Schiffsverkehr im östlichen Becken des Mittelmeeres gab, die Umschlagstelle des Handels für die Ausfuhrorte Islanderun (Alexandrette) und Antiochia mit der Drontes-Mündung. Hier endlich mündete der große Handelsweg, der von Ägypten über Damaskus führte.

Der handelspolitischen Lage entsprach naturgemäß die militärische Rolle, die Haleb in der Geschichte spielte. Eine uralte menschliche Siedlung, war es der Durchgangspunkt und natürliche Stützpunkt für die Völkerwellen, die von Norden nach Süden, von Osten nach Westen hier durchfluteten. Pharaonen saßen hier; als Führer chaldäischer Nomaden moß (haleb) hier vor 5000 Jahren *A b r a h a m* seine Ziegen auf jener alten Völkerwanderung aus dem Osten nach Kanaan. Araber folgten und ertichteten an dem Ufer des Roweil als Trutz gegen das nordische Byzanz die zyklopische Feste, deren ragende Mauern und Türme noch heute dem Stadtbilde den Charakter geben.

Die Bagdadbahn folgte diesem von der Natur gegebenen Wege; heute wie vor Tausenden von Jahren ist Aleppo der Knotenpunkt des Verkehrs nach Mesopotamien und Syrien-Palästina. So war es nur natürlich, daß Aleppo auch im Weltkrieg für den Orientkriegsschauplatz seine Wichtigkeit beibehielt und mit dem Eintreffen des Oberkommandos der Heeresgruppe *F a l k e n h a g n* zum gegebenen Mittelpunkt der mili-

türkischen Operationen, zum Etappenhauptort für die operierenden Armeen in Mesopotamien und Syrien-Palästina wurde.

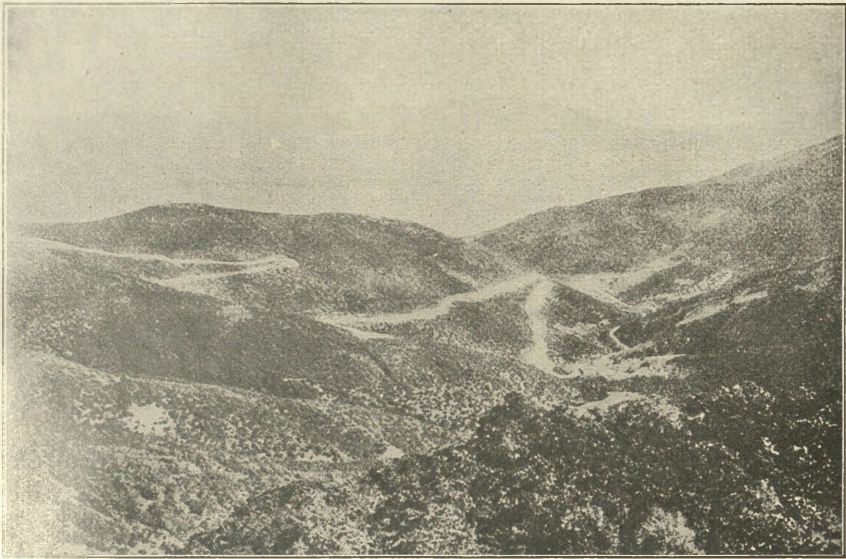
Zu Anfang September ist Aleppo „die Bratpfanne des Teufels“. Die Hitze ist in dieser Jahreszeit gewaltig. Von früh 5 Uhr, phantastisch heben sich dann die scharfen Linien des Klosters der Mewlewî-Derwische gegen die rotglühende Morgendämmerung der Wüste ab, bis 6 Uhr abends strahlt die Sonne erbarmungslos herab vom wolkenlosen Himmel auf die im dicken weißen Mehlstaub liegende steinerne Stadt mit ihren flachen Dächern und spitzen Minaretts.

Ein wüstes Chaos rein orientalischen Lebens brandet auf den Straßen und in den engen halbdunklen Gassen. Türken, Araber, Armenier, Kurden, Juden, Beduinen, Fellachen — das sind die hervorragendsten Typen in den buntesten märchenhaften Kostümen. Mitten durch das Getümmel, das nun mit khakifarbenen deutschen Soldaten stark durchspickt ist, sprengen phantastische Söhne der Wüste, kurdische Reiter, türkische Offiziere auf zwar kleinen, aber vollblütigen Araberpferden. Kamele, in langen Reihen hintereinandergeloppelt, schwanken durch das Gedränge. Jeder schreit, ruft. Wasserverkäufer klappern mit ihren Messingbechern, Obstverkäufer preisen ihre Melonen, Eierfrüchte und die süßen Trauben des Libanon an. — Ein toller Hegenjabbath, und über allem von früh bis Abend die sengende Sonne und eine Wolke alles durchsehkenden weißen Staubes.

War es ein Wunder, wenn der einzelne deutsche Soldat, losgelöst hier von den hemmenden segensreichen Fesseln der Disziplin und eines geordneten Dienstes in diesem Chaos sehr bald Gefahr lief, sich selbst zu verlieren, wenn er den Lockungen des orientalischen Lebens erlag oder den für Körper und Moral gleich verderblichen Einflüssen zum Opfer fiel?

Nur zu bald sollte man erkennen, daß die dem Orient eigenen feindlichen Mächte, die einst den Kreuzheeren das Grab bereiteten, auch heute noch lebten und bald am Werke waren, Kern und Haft des deutschen Soldaten mit heimlichen Giften zugrunde zu richten.

Aleppo ist im allgemeinen eine gesunde Stadt, das trockene Wüstenklima ist der Verbreitung ansteckender Krankheiten nicht förderlich, die örtlichen Verhältnisse der Entstehung der Malaria nicht günstig. Wenn aber trotzdem im September und den folgenden Monaten weitverbreitete Malariafälle bei unseren weißen Truppen auftraten, so stammten diese eben aus der Abdana-Ebene und den Fieberlöchern in den Taurus-schluchten, welche die Truppen zu passieren gehabt hatten. Die Stadt



Straße im Amanusgebirge



Aleppo
Burg Haleb vom Friedhof aus



Opfer der Hungerseht in Mosul



Wasserverkäufer in Aleppo

selbst und ihre Umgebung ist dagegen zu trocken, um geeignete Brutstätten für den Anopheles*) zu bieten. Der Koweikfluß, der sich selbst im September noch als ein schmales grünes Band durch die Ebene zieht, ist ein Steppenfluß, d. h. nur wenige Kilometer südlich von Aleppo gibt er den Kampf mit der Sonne auf — er ist eben nicht mehr; auf dem Wege zum Euphrat stirbt er am Marasmus elendiglich. Es ist ein unbestreitbares Verdienst von D j e m a l P a s c h a, daß er, „der Satrap von Syrien“, der das Geld des anatolischen Bauern und syrischen Fellachen in gleichem Umfange rücksichtslos in seinen Dienst stellte, durch eine kunstvolle Leitung die Wasserversorgung der Stadt sicherstellte und die Einwohner von Hauszisternen unabhängig machte, zumal diese, wie in Jerusalem, die unerreichbaren Schlupfwinkel des Moskito darstellen.

Cholera kommt in Aleppo, wie in den meisten dicht bevölkerten Städten des von den Segnungen einer abendländischen öffentlichen Hygiene noch unberührten Orients ebenso wie Ruhr (Bazillen- und Amöbenform) endemisch vor, ohne daß sie in den Kriegsjahren zu einer Pandemie aufgeflammt wäre. Auch hier kam wieder zur klaren Erkenntnis, daß nicht die Cholera, sondern die Ruhr der schlimmste Feind der Schlagfertigkeit des Heeres ist, vollends auf dem Orient-Kriegsschauplatz, der eine einheitliche Regelung und Überwachung der Truppennahrung nahezu unmöglich macht.

Die „Aleppobeule“, das Schreckgespenst früherer Zeiten, ist während dieses ganzen Feldzuges bei deutschen Truppen wohl überhaupt kaum zur Beobachtung gekommen.

Das Fleckfieber endlich ist in den subtropischen Breiten Syriens und Palästinas eine ausgesprochene Winterseuche. Ihre Geißel sollte sich erst im weiteren Verlauf des Feldzuges fühlbar machen, doch dank der entsprechenden Entlausungsmaßnahmen hat diese Krankheit niemals in ernster Weise die deutschen Truppen gefährdet. In den türkischen Heeresteilen dagegen, die von Hunger und Entbehrungen langer Kriegsjahre zermüht und dauernd durch und durch verlaust waren, fielen ihr bei dem gänzlichen Versagen des Sanitätsdienstes und dem unausrottbaren türkischen Vertuschungssystem Hekatomben von Menschen zum Opfer.

Als ein überaus unangenehmer Gegner des deutschen Soldaten in dem heißen Aleppo aber entpuppte sich das auch den Mazedonien-Kämpfen bekannte Papataccifieber. Nicht daß große Sterblichkeit dabei in die Wagschale gefallen wäre; aber es blieb kaum einer von ihm verschont, und die Nachwirkungen machten doch den einzelnen Mann

*) Der die Malaria übertragende Moskito.

für eine längere Reihe von Tagen zu jeder Frontverwendung unfähig und lähmten eben durch die Menge der Erkrankungen die Schlagkraft der Truppe in der heißen Zeit ganz wesentlich.

Die Unterbringung der deutschen Offiziere und der einzelnen Mannschaften des Stabes „Sildirim“ — die geschlossenen Formationen des Asienkorps waren vorläufig noch nicht zu erwarten — war sehr dürftig und bei den bestehenden klimatischen Verhältnissen höchst unzumutbar und das Allgemeinbefinden beeinträchtigend. Auf diesem Gebiete machte sich der zähe Eigennutz unseres türkischen Bundesgenossen von Anfang an insofern in sehr übler Weise bemerkbar, als der Deutsche durchweg benachteiligt wurde. Alle Vorstellungen bei den örtlichen türkischen Behörden stießen wie überall auf einen Widerstand, an dem selbst frischeste deutsche Energie meist ergebnislos erlahmen mußte. Ein besonderes Kapitel überhaupt in dem aus der Not geborenen Zweckverband zwischen uns und unseren mehr oder weniger östlichen Bundesgenossen.

Gut war die Unterkunft meist in den Familien der christlichen Araber. Der „christliche Araber Syriens“, kurz bezeichnet „der Syrer“, stellt eine besondere Mischrasse dar in dem an solchen überreichen Vorderasien. Die meisten Häuser der reichen Syrer sind festungsartig gegen den Lärm, den Staub der Straße und gegen gelegentliche Überfälle durch fünf Meter hohe spiegelglatte Mauern abgeschlossen, hinter denen sich das Innenleben zum Teil in dem in der Trockenzeit gänzlich verstaubten Garten abspielt.

Jeder Abendländer macht zu Anfang seines Aufenthalts in diesem Lande eine Periode seelischer Depression durch. Hitze und strahlende Sonne, gegen die Tropenhelm und rauchgraue Brille zwar etwas schützen, wirken lähmend. Das müßte Treiben in den Städten des Orients, im Gegensatz die endlose, steinig-sandige Öde der Wüste, belebt nur von Kamelkarawanen und vereinzelt Trupps von Beduinen und Kurden auf mageren Gäulen mit buntseidenem Burnus und wehender Kephie (Kopftuch) wirkt verwirrend. Nur langsam stellt sich auch der Körper auf die klimatischen Verhältnisse ein.

Beim Stabe der Heeresgruppe ging das noch verhältnismäßig schnell vor sich. Hier waren alle Persönlichkeiten in leitender Stellung nach besonderen Gesichtspunkten ausgesucht worden. Sie sind entweder bereits früher in türkischen Diensten oder in den deutschen Kolonien, in Persien oder Afghanistan tätig gewesen. Andere wieder — es sind die anregendsten Gesellschafter — waren bis zum Krieg mit Ausgrabungen in Babylon, Samarra, Assur usw. beschäftigt. Der Oberbefehlshaber selbst

hat viel von der Welt gesehen und weiß die Gaben des einzelnen für die Allgemeinheit nutzbar zu machen.

Das türkische Element im Stabe trat naturgemäß zurück. Der türkische Offizier, auch der deutsch- oder französischsprechende, verfügt über ein erstaunlich geringes Maß von Allgemeinbildung, ist dabei bequem, anspruchsvoll — mit vereinzelt vortrefflichen Ausnahmen — und kindisch eifersüchtig auf sein Prestige. Er nimmt es für selbstverständlich an, von deutschen Ordonnanzen bei Tisch sich bedienen zu lassen, hält es aber für unvereinbar mit dem Stolz des Moslem, wenn sein gutmütiger anatolischer Bursche, den er im übrigen meist recht rücksichtslos behandelt, dem deutschen Offizier den Staub von der Uniform abbürsten soll.

Um die Stadt Aleppo unter allen Umständen als Standort für geschlossene Truppenteile zu vermeiden, sollte der Aufmarsch des Asienkorps in dem neu einzurichtenden Lager bei dem Bahnhof Moslemije 17 Kilometer nördlich von Aleppo erfolgen. Die sich sehr bald ergebenden Schwierigkeiten, bedingt durch die geringe Leistungsfähigkeit der Anatolischen Bahn, den Mangel an Baumaterial und technischen Hilfsmitteln, noch mehr aber durch die schon hier versagende Mithilfe der türkischen Ortsbehörden, machten, zum Schaden des Ganzen, in der Folgezeit die einheitliche Durchführung des ursprünglichen Planes zum größten Teile unmöglich. Erst nach Überwindung mannigfacher Hemmnisse gelang es, eine geschlossene Sanitätskompagnie vor allen anderen Formationen nach Moslemije vorzuziehen. Sie hat hier bei den Vorbereitungsarbeiten und nach ihrer zeitweiligen Aufteilung auf der weiteren Etappenlinie, Richtung Damaskus—Aleppo, vortreffliche Dienste geleistet.

Die Stadt Aleppo sollte der Mittelpunkt werden für alle deutschen Sanitätseinrichtungen. Die von der deutschen Militärmission bereits früher eingerichteten Lazarette, das Etappen-sanitätsdepot usw. konnten naturgemäß in keiner Weise den neuen jetzt viel größeren Anforderungen entsprechen.

General v. Falkenhayn, von weitausschauenden Gesichtspunkten geleitet, beabsichtigte ferner, in großzügiger Weise in Aleppo ein großes, alle Zweige der ärztlichen Kunst berücksichtigendes, auch später für die Zivilbevölkerung nutzbar zu machendes deutsches Krankenhaus zu schaffen. Denn er ging von dem richtigen Standpunkte aus, daß neben deutschen Schulen die deutsche ärztliche Kunst in erster Linie dazu berufen sei, erfolgreiche nationale Propaganda für das Deutschtum in diesem erst halb der Kultur erschlossenen Lande zu machen.

Mit stiller Resignation mußte der Oberbefehlshaber sehr bald einsehen, daß den Türken für solchen, doch auch ihren eigenen Interessen dienenden Plan nicht nur das Verständnis fehlte, sondern auch die geringste Spur guten Willens zu nutzbringender Mitarbeit. Gelang es doch überhaupt nur mit allergrößter Mühe und zähester Energie, in notdürftigster Weise Räume für einige kleine Lazarette den türkischen Ortsbehörden abzurufen. Die Verhandlungen wurden durchaus lebenswürdig und höflich bei dem unvermeidlichen Kaffee und einer Zigarette geführt; selten nur kam es zu einer scharfen Auseinandersetzung. Aber der Türke ist ein Meister der Ausflüchte und Intrige, vermeidet peinlichst eine präzise Zusicherung, scheut sich durchaus nicht, nachmittags das glatt abzuleugnen, was er vormittags versprochen hat, schiebt die Entscheidung immer der nächsthöheren Dienststelle zu, um schließlich wie hier in Aleppo, wenn er ganz in die Enge getrieben wird, zu erklären: „Das kann nur D j e m a l P a s c h a in Damaskus bewilligen!“ Und so ist man denn nach tage- und wochenlangem Liebeswerben schließlich genau so weit wie vorher. Das kostet Nerven, und wer diesen freudlosen Kampf einmal durchgekostet hat, vergift ihn nicht.

Immer wieder stellten sich der deutschen organisatorischen Arbeit neue Hemmnisse entgegen. Die von der Militärmission in Aleppo zur Verfügung gestellten Vorräte waren so gering, daß man sehr bald auf neuen Nachschub angewiesen war. Geradezu vernichtend wirkte der Brand des Bahnhofs Haidar Pascha, durch den auch das Sanitätsdepot „Silbirim“ mit allen Vorräten an Arzneistoffen, besonders Chinin, außerdem acht Sanitätskraftwagen und der gesamte Gummivorrat zerstört worden waren.

Die Malariafälle häuften sich mit dem Eintreffen der Kraftfahrzeugkolonnen, die auf Landmarsch den Taurus und die Fieberebene von Adana passiert hatten. Das Chinin war bis auf einen kleinen Rest ausgegeben. In Verlehnung des Wertes fingen Soldaten in einzelnen Fällen an, ihr Chinin gegen Rakischnaps und Zigaretten zu verkaufen! Die der Heeresgruppe unterstellten türkischen Divisionen waren fast gänzlich von Sanitätsmaterial entblößt, wodurch eine neue schwere Sorge für mich, den auch dafür verantwortlichen deutschen Arzt, erwuchs. Das für die türkische Armee bestimmte und von Berlin bereits vor längerer Zeit abgeschickte Sanitätsmaterial wurde in Konstantinopel festgehalten, ein Teil verschwand unter den Händen der osmanischen Sanitätsverwaltung. Dagegen war nichts zu machen, alle Schritte waren vergeblich, und so mußte die Front notleiden.

Zu offenen Konflikten mit den türkischen Sanitätsdienststellen kam es auch darüber nicht. Sie sind schon durch die Art des türkischen Naturells unmöglich. Man mußte anerkennen, daß der Türke, rein äußerlich betrachtet, sich gut damit abfand, in der Heeresgruppe „Sildirim“ die vorgesezte Zentralstelle anzuerkennen. Wie er sich innerlich dazu stellte, ist eine andere Sache. Türkisches Phlegma, hochgradige Kriegsmüdigkeit, höchst mangelhafte Vorbildung, Lust an heimlichen Winkelzügen vereinigten sich, hier und da mit mangelndem guten Willen gepaart, zu einem passiven Widerstand, den deutsche Energie nur zu häufig zu überwinden nicht imstande war. Unsere beiderseitigen Anschauungen über Offenheit, Pflichtbewußtsein und den kategorischen Imperativ, „du mußt, weil es das Vaterland verlangt“, gingen himmelweit auseinander. Ja, man muß sagen, für diese genannten Forderungen hatte der Türke von 1917 überhaupt ganz und gar kein Verständnis, so daß eine wirklich gemeinsame Arbeit ausgeschlossen erschien. Dem wirkte auch die Zusammensetzung des osmanischen Sanitätskorps entgegen. Es bestand aus türkischen, armenischen und arabischen Elementen. Die beiden letzteren wurden bei im übrigen gleichen Leistungen von den ersteren nicht für voll angesehen und nach Möglichkeit an die Wand gedrückt. Der lange Krieg hatte die Reihen der Sanitätsoffiziere sehr gelichtet. Nachwuchs war nicht vorhanden. Die türkische Heeresverwaltung suchte sich dadurch zu helfen, daß sie die Truppenarztstellen im Notfalle mit Zahnärzten, Apothekern und Veterinären besetzte. Den leitenden deutschen Sanitätsoffizieren war es unter diesen Verhältnissen fast unmöglich, den Sanitätsdienst in einem ohnehin körperlich zermürbten und von Seuchen umdrohten Heere so zu regeln, wie es nach deutscher Auffassung nötig gewesen wäre. Aber auch die deutschen Ärzte waren Fremdlinge im Orient und mußten erst lernen, sich auf die Menschen und Dinge einzustellen. Der Begriff „Zeit“ muß hier eine ganz andere Bewertung erfahren als irgendwoanders. Der Orient kennt gar nicht das Wort „Eile“; das liegt im Temperament des Orientalen und den tatsächlich riesigen Entfernungen, die im umgekehrten Verhältnis zur Schnelligkeit der Beförderungsmittel stehen. Mit diesem Maßstab muß man alles messen, vor allem auch die Entwicklung und den Verlauf der militärischen Operationen.

Seit Jahren hatte die deutsche Regierung nicht ihre schlechtesten Kräfte in den Dienst des ottomanischen Reiches gestellt, um eine Reorganisation der osmanischen Armee nach deutschem Muster durchzuführen. Der unvergeßliche v. d. Golz Pascha sah in diesem Ziele

seine ideale Lebensaufgabe. Die Einschließung der Engländer unter General Townshend in Kut el Amara wäre für ihn der Höhepunkt seines Strebens und Wirkens in der Türkei gewesen, doch raffte ihn das Fleckfieber noch während der Belagerung am 6. April 1916 dahin. Am 20. April fiel Kut el Amara. Ein neidisches Geschick versagte ihm, den Sieg der türkischen Waffen zu erleben, ersparte es ihm aber gleichzeitig mit milder Hand, den späteren Zusammenbruch seines Lebenswerkes mit ansehen zu müssen.

Der Versuch aber, den türkischen Sanitätsdienst nach deutschem Muster zu formen, mußte vollends als ein Versuch mit falschen Mitteln am untauglichen Objekt bezeichnet werden. Es hieß, vollständig die Grundlagen verkennen, auf denen man dies Werk aufbauen wollte. Art des Menschenmaterials und Mangel einer gründlichen Vorbildung mußten von vornherein den Versuch aussichtslos machen. Was sollte es nützen, unsere deutschen Vorschriften, die Kriegs-sanitätsordnung und die Krankenträgerordnung wörtlich in das Türkische zu übersetzen, wenn der Geist der Vorschrift dem Türken verschlossen blieb? Wie konnte die eine technische Höchstleistung vorstellende deutsche Sanitätsausrüstung, die vor und während des Weltkrieges in Werten von vielen Millionen nach der Türkei ging, für diese einen Zweck haben, wenn die türkischen Ärzte in der überwiegenden Mehrzahl überhaupt keine Ahnung von der Handhabung des Materials hatten? —

Ende September lag der Stab der Heeresgruppe immer noch in Aleppo. Die tiefgehenden, oben geschilderten Meinungsverschiedenheiten mit der türkischen Obersten Führung über die Besetzung der Oberbefehlshaberstelle wurden zwar endgültig jetzt zugunsten General v. Falkenhayns entschieden; aber der Tag des Abrückens in Richtung Damaskus — Palästinafront zögerte sich weiter hinaus. Vorarbeiten für die neue Etappenlinie waren im Gange; aber von dem Eintreffen des Asienkorps in Moslemije verlautete noch nichts. Die Vortruppen sollten erst demnächst in Haidar Pascha ankommen.

Eine erdrückende Hitze lagerte nach wie vor über Aleppo, wenn auch plötzlich einsetzende Staubstürme den nahen Wechsel der Jahreszeit ankündigten. Unbarmherzig brannte die Sonne vom ständig wolkenlosen Himmel, der einer grünlich-blauen Glocke gleich über der in eine ewige Wolke weißen Staubes gehüllten Stadt sich wölbte.

Ernstste Sorge mußte unter solchen Verhältnissen die Lage des Stabes, insbesondere auch der Gesundheitszustand der Offiziere machen. Die jungen Offiziere fielen einer nach dem anderen für den Dienst aus.

Die meisten von ihnen waren wohl aus frischer Abenteuerlust, in der Erwartung einer blühenden Romantik des Orients herausgekommen und wurden nun seelisch und moralisch das Opfer herbster Enttäuschung. Kein Lebensgenuß irgendwelcher Art, schlechte Verpflegung, dürftige Unterkunft, Ungeziefer, noch unregelter Dienst, überhaupt Fehlen einer alles zusammenfassenden Organisation! Dazu kam das Klima, die drückende Hitze, der ewigblaue Himmel und die dadurch bedingte geradezu blendende Fülle des Lichtes, alles das wirkte auf die Widerstandskraft des Fremdlings. Noch erheblich stärker wurde der einfache Mann mitgenommen, da sein innerer Halt solch ungewohnten Eindrücken gegenüber viel geringer war als beim Offizier.

Dieser Zustand, „die Kinderkrankheit des Nordländers im heißen Klima“, war für gesunde Menschen vorübergehend; Schwächlinge dagegen fielen ihm leichter zum Opfer. So erschöpfte sich ein junger Fliegeroffizier ohne jeden nachweisbaren Grund, nachdem er einen kurzen unbedeutenden Fieberanfall überstanden hatte.

Auch in sittlicher Beziehung war der Boden des Orients für schwache Charaktere ein heißer, gefährlicher Boden. Was im Mittelalter auf den Kreuzzügen an der physischen Kraft der alten Kreuzfahrer nagte und sie mit zerstörte — wir konnten daselbe heute leider an nicht ganz seltenen Beispielen wieder erleben und standen ihm fast machtlos gegenüber. „Der Krieg als Erzieher“ ist eines jener Schlagworte, die die Länge des Weltkrieges zuschanden gemacht hat. Nur für sittlich starke, in sich selbst gefestigte Naturen hat jenes Wort seine Geltung bewahrt. Belehrungen, Warnungen und Strafen nützten wenig. Als bestes Vorbeugungsmittel für das zu erwartende Asienkorps galt Ordnung, Disziplin, geregelter Dienst, abwechselnd mit geeigneter Unterhaltung und sportlicher Betätigung.

Und nun hob auch die Cholera drohend ihr Haupt. Bei der 59. türkischen Division, die zehn Kilometer südlich von Haleb bei Bodeji im offenen Lager lag, waren gehäufte Fälle gemeldet; ob und in welchem Umfange eine Impfung stattgefunden hatte, war nicht sicher festzustellen.

Nach einer Fahrt über felsiges Wüstengelände, die Knochen und Gummi kostet, erreichte ich den Unterkunftsraum der Division. Sie liegt verstreut, die Erkrankten abgesondert, aber verseucht sind alle Truppen. Die unter leichteren Erscheinungen Leidenden befinden sich in oder vor den Mannschafts-Spitzzelten auf nackter Erde, ohne Decken und bar jeder besonderen Pflege, gegen die brennende Sonne nur unzulänglich ge-

schützt. Die Schwerkranken liegen etwas seitab, sie winden sich in schmerzhaften Krämpfen, beschmußt, auf steinigem Erdboden. Daneben liegen, hocken, sitzen andere, nicht Darmkranke, gänzlich gleichgültig, ebenso wie ihre Offiziere und Ärzte. Ein schmachvoller, niederdrückender Anblick; aber auch ich vermag nicht, wirksam einzugreifen; jeder Versuch würde an dem türkischen System scheitern. Ich muß mich begnügen, die Cholerakranken und -verdächtigen aus der Truppe herausziehen zu lassen und die neben dem Lager befindliche türkische Sanitätskompagnie zur Mithilfe aufzufordern. Aber diese Sanitätskompagnie verfügt außer dem Chefarzt über keinen weiteren Arzt!

Ganz abgesehen von der Cholera war die 59. Division zurzeit vollständig unverwendbar. Sie erschien mir als ein Depot halb- oder ganz unentwickelter junger Menschen und von Krieg und Alter zermürbter Krüppel, alle zerlumpt und halb verhungert. Der Kommandeur wird durch einen deutschen Oberstleutnant in türkischer Uniform vertreten. In seinem Zelt unter einem Gebüsch mit leuchtenden Granatäpfeln sitzt er, vollkommen resigniert, mit sich und der Welt zerfallen. Er hat den Kampf aufgegeben mit dem zähbreiigen, passiven Widerstand des Türken und läßt nun die Dinge gehen, wie sie gehen. — Wird man mit solcher Division die Palästina-Front halten gegen gutgenährte, disziplinierte britische Truppen, die energischer Wille zum Sieg leitet?

In tiefer Niedergeschlagenheit trete ich die Heimfahrt an. Es gehören gute Nerven dazu, alle diese wie in einer Kette Glied an Glied sich reihenden traurigen Eindrücke zu verwinden, und Mut, meinem Oberbefehlshaber über all' das Ungünstige fortlaufend Vortrag zu halten. Für ihn, den verantwortlichen Führer, bedurfte es noch unendlich mehr eines eisernen Herzens und eherner Tatkraft, um nicht angesichts dieser unglaublichen Schwierigkeiten das Vertrauen auf Erfolg zu verlieren. Der Chef des Stabes, auch zum ersten Male im heißen Klima, litt schwer unter dysenterischen Störungen, seine vorbildliche Pflichttreue und sein Ringen, die Arbeit nicht niederlegen zu müssen, verzögerte naturgemäß die Genesung. Die übrigen Mitarbeiter in leitenden Stellungen waren gleichfalls zum großen Teil infolge Hitze, Darmkatarrh, Fieber und Überarbeitung nicht im Vollbesitz ihrer Leistungsfähigkeit. Im ganzen Stabe waren eigentlich nur der Oberbefehlshaber und ich gesund, weil wir bereits beide durch früheren Aufenthalt in heißen Ländern gegen derartige Schädigungen geübt waren. Wir ließen uns den gesunden, tatenfrohen Optimismus nicht rauben und fanden zwischen nie endender Arbeit immer doch wieder Gelegenheit, den Geist von allem äußerlichen

Mißgeschick frei zu machen und ihn für die anerschöpflichen Reize des unverfälschten Orients mit all' dem Neuen, das auf Überlegung und Phantasie einwirkte, aufnahmefähig zu erhalten.

Leider fehlte es in Aleppo an der Möglichkeit, dem Körper die gerade im heißen Klima so notwendige sportliche Durcharbeitung zu verschaffen. Die Hitze, der häßliche Staub, Mangel grüner Anlagen machten Spaziergänge oder Ritte in die weitere Umgebung unmöglich, denn schon unmittelbar vor den Toren der Stadt beginnt die Wüste mit ihrer erlösenden Ode. Man wandert früh am Morgen oder abends, wenn der Vollmond scheint und „die weißliche Stadt“ mit einem geheimnisvollen silbernen Zauber übergießt, durch die Straßen und das Halbdunkel des Bazargewirrs. Das Leben dort ist unverfälscht orientalisches, so fremd jeder abendländischen Kultur, alles spielt sich dort in Formen und Farben ab, die seit tausend Jahren unverändert scheinen, daß man sich ohne besondere Phantasie in die Zeit der Märchen von 1001 Nacht versetzt glaubt. — — 1001 Nacht! Ich sehe Harun al Raschid, der mit seinem Großvezier verkleidet durch die Menge geht, Aladin mit der Wunderlampe streift meinen Arm, wie ich dahinschlendere, Sindbad der Seefahrer tritt eben aus dem hochtorigen Chan (Karawanserei) mit den Reihen der in behaglicher Ruhe wiederkäuenden, hingelagerten Kamele, wo er die Schätze, die gestern die Karawane aus Basra und Damaskus brachte, in Augenschein nahm. — Um in solche Stimmung zu kommen, bedarf es wirklich keiner großen Phantasie, und zu bedauern sind jene armen Menschen, die in enger steriler Nüchternheit unfähig sind, sich auch nur auf Augenblicke loszulösen aus der grauen Alltäglichkeit. Die gottgeschaffene Natur und die Gabe, sich auf den Flügeln der Phantasie und innerlicher Vorstellung emporzuschwingen über das graue Einerlei des Tages, bilden einen kostbaren Quell, aus dem neue Frische, Spannkraft des Geistes und Empfänglichkeit der Seele für das Schöne immer wieder geschöpft werden kann. —

Ende September häuften sich die Erkrankungen, und mit ihnen nahm die Zahl der Anträge auf Heimsendung wegen Dienstunfähigkeit eine bedenkliche Höhe an. Zu dem körperlichen Niederbruch gesellte sich bei vielen die Sehnsucht nach der Heimat und der daraus sich ergebende Wunsch, nur weg von hier aus dieser „Bratpfanne des Teufels“! Die kurze Erfahrung der letzten Wochen hatte schon gezeigt, daß, wer einmal den Aumanus und Taurus hinter sich gelassen hatte, für die Heeresgruppe für immer verlorenging. Die Kriegsmüdigkeit hatte Herbst 1917 bei vielen doch schon einen erheblichen Grad erreicht. Zudem lag an der

Strecke des Heimweges Konstantinopel, auch in den Augen und der Erinnerung manches Schwächlings ein unwiderstehlicher Magnet. Hier bot sich gleichzeitig große Sicherheit, lange Zeit der Front fernzubleiben.

Wie sollte das aber werden, wenn die geschlossenen Formationen des Asienkorps erst eintrafen und die Strapazen des wirklichen Feldzuges im heißen Syrien einsetzten?

Der Oberbefehlshaber war sich dieser drohenden Gefahr sehr bald bewußt und erließ einen Armeebefehl, der grundsätzlich anordnete, daß niemand, der binnen vier Monaten voraussichtlich wieder dienstfähig würde, über den Amanus hinaus nach Norden abgeschoben werden durfte. Um einen solchen einschneidenden Befehl aber zu ermöglichen und ohne ungerechte Härten aufrechterhalten zu können, war es dringend notwendig, schleunigst an geeigneten Orten Genesungsheime einzurichten, die, klimatisch günstig gelegen, Aussicht boten, die in ihrer Gesundheit geschädigten deutschen Heeresangehörigen wieder dienstfähig zu machen.

Es war nicht leicht, in dem heißen, fahlen und gänzlich waldblosen Nordsyrien einen geeigneten Platz für ein Genesungsheim zu finden. Vor allem mußte er malariefrei, wenigstens nachts kühl sein, überhaupt alle die klimatischen und örtlichen Eigenschaften besitzen, die allein imstande sind, den geschwächten Organismus mit neuer Lebenskraft zu versehen. Daneben mußte bequeme Erreichbarkeit und Sicherstellung der wirtschaftlichen Bedürfnisse als Vorbedingung erfüllt sein. Der Oberbefehlshaber schlug die Stadt Urfa in Nord-Mesopotamien vor, die, angelehnt an die untersten Stufen des armenischen Hochlandes, von weitem vielleicht geeignet schien. Ich erhielt den Auftrag, die Frage an Ort und Stelle zu prüfen.

Eine solche Erkundungsfahrt bedeutet in Syrien etwas anderes als in Deutschland oder auf den schönen Straßen Frankreichs. Konnte ich auch von Aleppo bis zur Station Tell Abjad die Bagdadbahn benutzen, so kam für den weiteren Weg vierzig Kilometer nordwärts durch die Wüste für mich nur der Kraftwagen in Betracht, der deshalb auf einem offenen Bahnwagen zugleich mit einigen Mann als meine persönliche Bedeckung verladen wurde. Verpflegung war mitzunehmen, Gastwirtschaftsbetrieb oder Speisewagen kennt bislang die Bagdadbahn nicht.

Die Fahrt geht in der Hauptrichtung nordöstlich; bei Djerablus, dem alten Europus, überschreitet die Bahn auf weitgespannter Eisenbrücke den Euphrat, dessen Bett hier unregelmäßig mit einzelnen Armen und toten Tümpeln etwa vierhundert Meter breit ist. Am rechten Ufer auf steiler Erhebung, dem Bauschutt der Jahrtausende, erblickt man die

durch deutsche Ausgrabungen zum Teil freigelegten Reste der alten Hetiterstadt; Mauerblöcke und kunstvoll gemeißelte Säulenkaptale liegen in Massen umher. Das Euphrattal ist fruchtbar; wie ein grünes Band zieht es sich hin, inmitten der Strom, dessen lehmige Fluten sich träge dahinwälzen durch die kahle Wüstenlandschaft. Wenige Meilen stromaufwärts liegt das Schlachtfeld von Nisib. Der Name erinnert an eine Niederlage der Türken, die dort den Truppen *Mehmed Ali*, des Statthalters von Ägypten, am 24. Juni 1839 erlagen. Der Name Nisib aber ist für mich bedeutsam durch seine Beziehung zur Gegenwart. Der türkische Führer, *Hafiz Paſcha*, verlor damals die Schlacht, obwohl kein geringerer als der nachmalige Feldmarschall v. *Moltke**) ihn beriet. Freilich sein Rat wurde überhört, seine Warnungen blieben unbeachtet, seine Vorstellungen waren umsonst. Die gleichen Widerstände orientalischer Gelassenheit wie heute! Und wie wird diesmal der Ausgang sein?

Ostwärts weiter läuft das Geleise durch hügeliges, leicht ansteigendes Kalkschwemmgelände, vorbei an bienenkorbartigen, aus Lehm und Rindermist aufgeführten, kuppelförmigen Hütten, wie sie schon vor Tausenden von Jahren im Gebrauch waren. Beduinen hocken auf den Dächern und folgen mit gleichmütigem Blick dem Eisenbahnzug, dessen Maschine, für Holzfeuerung eingerichtet und mit dem Stempel „Vorsig, Berlin“, eine langauswehende Rauchfahne in der von der Hitze zitternden Luft nach sich zieht.

Die Ankunft in Tell Abjad erfolgt erst nach Einbruch der Dunkelheit. Der türkische Bahnhofskommandant warnt mich, ohne Bedeckung die vierzig Kilometer weite Strecke durch die Wüste bis Urfa nachts zurückzulegen und gibt deshalb, da ich auf die Fortsetzung der Fahrt bestehe, mir noch einen kurdischen bewaffneten Begleiter mit. Aber die Fahrt im hellen Mondenschein durch die schweigende Wüste geschieht ohne Zwischenfall, auch von den umherstreifenden Beduinen werde ich nicht belästigt. Tief in der Nacht erreiche ich meinen Bestimmungsort Urfa.

Im Jahre 1915 begannen hier die armenischen Greuel, nachdem die Armenier sich, wahrscheinlich nicht ohne Grund, der geheimen Verbindung mit Rußland verdächtig gemacht hatten. Es kam zu einzelnen Gewalttaten; dann aber griff die türkische Regierung die Gelegenheit auf, ihrem angestammten Haß gegen die artfremden Armenier nachzugeben, sie schickte Truppen. Nun setzte eine allgemeine Mekelei ein, der

*) *Moltke* war von 1835 bis 1839 als Hauptmann Instruktor der türkischen Armee.

in Urfa nahezu alle armenischen Männer, viele Hundert, zum Opfer fielen. Sie wurden in Herden zusammengetrieben und vor der Stadt abgeschlachtet. Die Frauen und Kinder verschwanden in den Harems oder wurden abgeschoben, wobei die meisten verhungerten. — Die Frau eines Deutschen, des einzigen Europäers in der Stadt, berichtet, noch heute bis in das tiefste Innere erschüttert, als Augenzeugin von diesen Vorgängen.

Urfa ist eine uralte rein orientalische Stadt, das Edessa der Kreuzfahrer, aber schon Abraham weidete hier seine Herden und freite hier auf seine alten Tage Sara. Der „Abrahamteich“ und „das Auge der Sara“ erinnern mit ihren stillen Wasserspiegeln noch heute an den alten Patriarchen. Man sieht nomadisierende Beduinen, die wie in grauer Vorzeit hier ihre Herden weiden. Die Zeiten der Bibel leben in ihnen vor unserem Geiste auf.

Die Prüfung der örtlichen und klimatischen Verhältnisse ergibt leider, daß die Stadt für ein Genesungsheim ungeeignet. Urfa ist auch jetzt im Oktober noch fast tropisch heiß; die Luftwärme geht tagsüber selbst im Schatten nicht unter dreißig Grad herunter. Dabei ist Urfa zu offen den kalten Gebirgswinden ausgesetzt, kein schützender Wald weit und breit. Die wirtschaftlichen Verhältnisse aber sind mit der Ausrottung der fleißigen Armenier, deren Verkaufsstände im Bazar öde und leer stehen, gänzlich unzulänglich geworden.

So bleibt mir noch Muße, einige Stunden der Stadt und dem Besuch des „Abrahamteiches“ zu widmen. Durch mehrere tiefe Schluchten geht es vorbei an dem heute in Schutt liegenden Armenier-Viertel. Eine grausige Geschichte erzählt noch heute dicht am Wege eine Felshöhle mit Haufen menschlicher Gebeine. „Les Massacres arméniens!“

In steilem Abstieg zu einem Talkessel, den rings kahle, von Ruinen einer Kreuzritterburg gekrönte Felsen umschließen, erreiche ich dann den „Abrahamteich“. Eine Perle geheimnisvoller heiliger Romantik des Orients liegt vor mir. Hier war es, wo Abraham seine Herden tränkte, dort aber durch immergrünes Gebüsch schimmert der zweite heilige Weiher, „das Auge der Sara“. Uralte rauschende Platanen umschatten die heilige Stätte, und die untergehende Sonne läßt grün-goldene Lichter durch das schirmende Blätterdach auf dem wie ein dunkler Opal flimmernden Wasserspiegel zittern. Drüben aber am jenseitigen Ufer, umrahmt von Zypressen und immergrüner Tuja, die edlen Formen einer in weißem Marmor gemeißelten Moschee, von der eben der klagende Ruf des Muezzin*) ertönt. Der feuchte Windhauch der in

*) Der Gebetsrufer.

ruhigen, rhythmischen Atemzügen sich bewegenden Wasserfläche umfächelt die heiße Stirn. Stille ringsum. Eine unendlich wohlige Stimmung, das Bewußtsein gänzlicher Weltentferntheit umfängt den einsam hier stehenden Menschen. Ein unsäglich wohlthuendes Gefühl des tiefsten Friedens streichelt mit weicher Hand die müde Seele. — Da wird es lebendig in der klaren grünen Flut, wie im Zauber ändert sich das Bild: Hunderte und aber Hunderte großer karpfenartiger Fische im dichten Getümmel — einer drückt immer den anderen handhoch über die schimmernde Fläche hinaus, es rauscht und brodelst und schnappt und schlägt mit Flosse und Schwanz — bestürmen das Ufer, glozen mit gierigen grünen Augen auf den dort sitzenden Menschen und haschen nach der ihnen zugeworfenen Krume. Dann folgen die heiligen Fische wie ein Rudel Hunde, machen Halt, und folgen wieder. — Das ist alles so wunderbar und geheimnisvoll, ganz wie die Stadt Urfa selbst mit ihrem vieltausendjährigen Erleben. — — — — —

„Karabiner fertig, Pistolen schußbereit!“ Der Wagen zieht an. Die fahlen altersgrauen Berge leuchten auf in lohendem Glühen der untergehenden Sonne, während es den Hügel hinab wieder der Wüste entgegengeht. Nur wenige Minuten dunkle Dämmerung; der fast volle Mond steht am Himmel und übergießt die Moscheen, Minaretts, Bastionen und Mauern der alten Stadt mit silbernem Glanz — dann nimmt uns das Schweigen der Wüste auf.

Tiefe Stille, nur das Rattern des Motors und das krazende Schaben des Sandes unter dem Gummi, ab und zu von weitem das Bellen der Schakale und halbwilden Hunde. Einzelne wie Schatten wieder verschwinnende Reiter am Horizont, hier und da in dem Schutz der bienenkorbartigen Dorfhütten ruhende Nomaden mit ihren Herden. — Schnell und unbehelligt wird die Wüste durchkreuzt und in der Nacht die Station der Bagdadbahn erreicht. Es ist kühl geworden. In Decken gehüllt, schlafen wir unter dem freien Himmel, bis der Blutball der Sonne über der Wüste von El Gefireh erscheint, dann bringt uns die Bahn nach Aleppo zurück.

Das deutsche Asienkorps. — Trostlose Ausblicke.

Nach Überwindung mannigfacher Schwierigkeiten konnte am 16. September 1917 der Stab des deutschen Asienkorps die Ausreise nach Konstantinopel antreten, wo er am 24. September eintraf. Kommandeur war Oberst v. Frankenberg und Proschitz, Generalstabsoffizier Major im Generalstab Solger, zugeteilt der türkische Generalstabshauptmann Kurt Dschebbe, Brigadearzt Stabsarzt Dr. Fehlandt.

Die Befürchtung, daß der Brand der Bahnhofsanlagen in Haïdar Pascha eine wesentliche Verzögerung des Abtransportes bedeuten würde, bewahrheitete sich nicht. Obwohl der Bahnhof Sirkedschic wie auch der von Haïdar Pascha eine geringe Entwicklung der Lagergleise aufwiesen, erfolgte die Überführung des Truppengutes, von kleinen Reibungen abgesehen, ohne wesentliche Störungen. Bald aber stellte sich heraus, daß der Weitertransport sich nicht entfernt mit der gleichen Regelmäßigkeit vollziehen konnte. Die viel zu geringe Ausstattung der Etappe wirkte hemmend. Aufgaben, welche Sache der Etappenformationen gewesen wären, wie Polizei, Ladearbeiten, Bewachung von Gütern, mußten von der Truppe übernommen werden, die dadurch in ihrem Mannschaftsbestande geschwächt und in ihrer militärischen Ausbildung behindert wurde. Es entstanden Verzögerungen und infolgedessen ein Anstauen von Truppen, dessen schwerwiegende Bedeutung von der deutschen Militär-Mission zwar gewürdigt wurde, aber dem zu begegnen ausreichende Mittel nicht zur Verfügung standen.

Es erschien auffallend und war wohl nur durch die Menschenknappheit in Deutschland und durch die geringe Beachtung, die dem türkischen Kriegsschauplatz daheim geschenkt war, zu erklären, daß dieses Eingangstor aller deutschen Formationen in so wenig großzügiger Art mit Hilfskräften ausgestattet war. Vergleicht man die Mittel, über die eine Etappeninspektion des Westens verfügte, mit denen der Militär-Mission, so stellt sich ein außerordentliches Mißverhältnis zuungunsten der letzteren heraus. Das deutsche Asienkorps hat bei seinem Aufenthalt und dem allmählich sich daran anschließenden Weitertransport häufig und empfindlich unter diesen Verhältnissen zu leiden gehabt.

Bereits am 26. September, zu einer Zeit, als erst ein Teil des Infanteriebataillons 701 unter Major St a u b w a s s e r*) Konstantinopel

*) Vom bayerischen 10. Inf. Rgt. (Ingolstadt).

erreicht hatte, mußte der weitere Abtransport aus Neuhammer auf etwa acht Tage gestoppt werden, weil auf meinen Vorschlag der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe das Durchziehen der Sanitätsformationen (San. Komp. 300, Feldlazarett 218, 219) angeordnet hatte. Die volle Würdigung der Maßnahme, die zunächst eine leichte Mißstimmung hervorgerufen hatte, wird den Truppen des Asienkorps erst beim Eintreffen in Syrien und an der Palästina-Front gekommen sein, als sie den Sanitätsdienst fertig geregelt und vorbereitete Lazarette zur Aufnahme der zahlreichen Kranken sahen. Die in Konstantinopel dann in rascher Folge eintreffenden weiteren Transporte vereinigten bald das ganze Asienkorps in Selimieh zwischen Haidar Pascha und Skutari.

Zwischen dem 12. Oktober und 29. November sollte dann das Asienkorps von Haidar Pascha abbefördert werden. Damit wäre es Anfang Dezember bei Aleppo vereinigt gewesen. Die ursprüngliche Absicht, mit dem Korps bereits im September oder doch Oktober in Mesopotamien die Operationen zu beginnen, wäre damit allerdings unmöglich geworden. Tatsächlich erwies sich, daß nicht nur dieser Transportentwurf, sondern eine ganze Reihe späterer nur zum geringsten Teil durchgeführt werden konnten. Die Ursache lag in der äußerst geringen Leistungsfähigkeit der Anatolischen Bahn, die durch die Truppen- und Materialtransporte für die bei Aleppo sich versammelnde türkische Armee bereits stark überlastet war. Immer neue Änderungen in den Beförderungsplänen machten jede Voraussicht beim Kommando des Asienkorps über Abbeförderung der Truppen unmöglich. Auf die Freude der Truppe und ihrer Führer hat die Ungewißheit über die Zeit der Weiterfahrt und die Enttäuschung, zu einem abwechslungsarmen, unfriederischen und nach Unterbringung, Verpflegung und Zerstreuungsgelegenheiten wenig bequemen Garnisonleben verdammt zu sein, in hohem Maße ungünstig eingewirkt.

Bereits beim Eintreffen des Stabes in Konstantinopel und seinen ersten Besprechungen mit der deutschen Militär-Mission war von dieser darauf hingewiesen worden, daß die Unterbringung und Versorgung nennenswerter Truppen bei Haidar Pascha große Schwierigkeiten haben werde. Waren die Truppenteile vermöge ihrer Ausstattung mit Zelten auch in der Lage, bei dem Ende September und Oktober herrschenden guten Wetter, selbst für ihre Unterbringung zu sorgen, so gestaltete sich doch die Versorgung mit Wasser, Brennmaterial und — wenigstens

anfangs — auch mit Lebensmitteln zeitweise sehr knapp. Alles das war in der Türkei ganz erheblich schwieriger zu beschaffen als auf einem europäischen Kriegsschauplatz. Die Unterbringung und Versorgung einer so kleinen Menschenzahl, wie sie die Truppenteile des Asienkorps darstellten, wäre in Europa in der Nähe einer Stadt von der Bedeutung Konstantinopels eine Sache von ganz untergeordnetem Range gewesen. Die Beschaffung von Wasser und Holz wäre überhaupt nicht ins Gewicht gefallen. Hier dagegen war es nicht nur schwierig für die Intendantur der Militär-Mission, beides überhaupt zu erhalten und in Reichweite der Truppe zu bringen (Transport des Wassers mit Eseln, Kamelen und Lastkraftwagen zu den Lagern), sondern die Anwesenheit der allmählich auf etwa dreitausend Mann anwachsenden deutschen Truppen bei Haidar Pascha bedeutete geradezu eine Last für die Bevölkerung. Aus der Lebensmittelnappheit im Lande ergab sich, daß auf der einen Seite die Preise rasch in die Höhe gingen, auf der anderen die Truppenteile ihren Leuten doch nicht zu liefern vermochten, was diese auf den Kriegsschauplätzen des Ostens und Westens zu erhalten gewöhnt waren. Weitere große Schwierigkeiten erwuchsen dem Kommando des Asienkorps aus der Beschaffung der nötigen Reit- und Zugtiere, sowie der Geschirrausrüstung. Beides war Aufgabe der Oberetappeninspektion in Aleppo und zog sich monatelang hin. Von den Zug- und Tragtieren erwies sich hernach ein großer Teil beim praktischen Gebrauch als untauglich.

Einen Lichtblick in der Eintönigkeit des Lagerlebens bedeutete für das Asienkorps der Besuch des Deutschen Kaisers, der am 15. Oktober zu wichtigen, politischen Verhandlungen in Begleitung des deutschen Kriegsministers in Konstantinopel eintraf und am 18. Oktober, umgeben von Enver Pascha, Essad Pascha und dem türkischen Großen Hauptquartier im Lager von Selimieh eine Parade über das Asienkorps abhielt. Nach einem Vorbeimarsch hielt der Kaiser eine Ansprache an die Truppen, in der er mit warmen Worten auf die im fernen Flandern gerade im heißesten Ringen stehenden Kameraden und die Bundestreue der Türken hinwies.

Langsam, tropfenweise erfolgte dann der allmähliche Abtransport des Asienkorps von Haidar Pascha. Ende Oktober waren erst wenige kleine Infanterieteile abgerollt. Die Geduld der Führer und die Disziplin der Truppe wurde auf eine sehr harte Probe gestellt. Und Eile wäre gerade dringend notwendig gewesen, wenn das Asienkorps noch rechtzeitig und entscheidend an der Palästina-Front eingreifen sollte. Als in den letzten Tagen des Oktober die Engländer überraschend in der Linie

Gaza—Birseba zum Angriff antraten, war die Spitze des Asienkorps erst in Moslemije, siebzehn Kilometer nördlich von Aleppo eingetroffen. Machtlos stand General v. Falkenhayn dem Versagen der rückwärtigen Verbindungen gegenüber. Der rechtzeitige Einsatz deutscher Truppen gegen den feindlichen Ansturm an der Palästina-Front war unmöglich geworden. Waren doch von Aleppo bis zur Front noch mehr als sechshundert Kilometer zurückzulegen! Es ist zweckmäßig bei der Beurteilung der Ereignisse und Operationen auf dem Orientkriegsschauplatz, diese Entfernungsmaße nicht aus den Augen zu verlieren und sich als Ergänzung hierzu immer wieder die äußerst geringe Leistungsfähigkeit der Orientbahn zu vergegenwärtigen. Nur auf diesem Wege wird das Urteil des Fernerstehenden den Leistungen einigermaßen gerecht werden können. „Jeder Krieg im Orient ist eine Frage der rückwärtigen Verbindungen.“ Dieses Wort galt in hervorragendem Maße für den Palästinafeldzug. Die Frage, ob Eisenbahntransport oder Fußmarsch von Aleppo zur Front, stand hier zur Entscheidung.

Die Jahreszeiten in Syrien-Palästina kennzeichnen sich, allgemein gesprochen, als eine heiße trockene Periode etwa von April bis Oktober und eine kühle Regenzeit von Oktober bis Ende März. Die große Verschiedenheit der Bodengestaltung bedingt einen sich örtlich fühlbar machenden Wechsel der Luftwärme, der für eine weiße Truppe, selbst unter Berücksichtigung der Ausstattung mit Sommer- und Winterkleidung, von schwerwiegenden Folgen für ihre körperliche Leistungsfähigkeit sein mußte. Der Oberbefehlshaber, dem diese Verhältnisse durchaus bekannt waren, übersah sehr bald, daß es unmöglich sein würde, weiße Truppen auf Fußmärschen durch Syrien bis zur Palästina-Front zu leiten. Die fast tropische Hitze der heißen Zeit und die Ungangbarkeit der Wege während der Regenzeit, deren Beginn für Ende Oktober zu erwarten war, würden einen solchen Versuch ohne Frage sehr bald zum Scheitern gebracht haben.

So blieb nur der Bahntransport, der aber von vornherein bei den Unzulänglichkeiten der eingleisigen Eisenbahn mit wechselnder Spurweite die Führung des Unternehmens vor neue Schwierigkeiten stellte. Sie waren, wie der weitere Verlauf zeigen sollte, fast noch erheblicher, als die durch Klima und Natur des Landes bedingten Hemmungen. Indessen, es blieb kein anderes Mittel. Mit Hilfe von Kraftwagen den gesamten Transport von Menschen und Material über so gewaltige Strecken durchzuführen, war ausgeschlossen. Wer mit den Türken während des Krieges in engere dienstliche Beziehungen getreten ist, kennt ihren hartnäckigen

passiven Widerstand gegen abendländische Neuerungen auf wirtschaftlich-technischem Gebiete, besonders wenn dadurch der gewohnheitsmäßige Schlendrian in Frage gestellt wird. So stießen die wiederholten energischen Bemühungen der deutschen Heeresleitung, die syrische Eisenbahn durch Einsetzen deutscher Eisenbahn-Bau- und -Betriebskompagnien zu reorganisieren und ihre Leistungsfähigkeit den notwendigen Forderungen des Truppentransportes anzupassen, immer wieder auf den zähbreiigen Widerstand der türkischen Behörden, der eben mit keinem Mittel zu überwinden war.

Dies war um so bedauerlicher, als die Bodengestaltung Syriens dem technischen Ausbau der bereits vorhandenen Bahnlinie keine nennenswerten Schwierigkeiten in den Weg gelegt hätte, wie sie beispielsweise auf dem Balkan in den wilden Flußtälern der Morava und des Vardar während des Serbenfeldzuges im Winter 1915/16 von deutschen Eisenbahnruppen überwunden werden mußten. Die Unzulänglichkeit der syrischen Bahn ließ also mit Bestimmtheit von Anfang an Verzögerungen und Störungen der Truppentransporte erwarten, die ihrerseits wieder neue Maßnahmen und Einrichtungen längs der Bahnstapfenlinie Aleppo—Palästina = Front unvermeidlich machten. Hierzu gehörte neben der Errichtung von Verpflegungs- und Gerätedepots aller Art die Erweiterung der bereits vorhandenen, aber unzulänglichen Sanitätseinrichtungen und die Schaffung neuer Stützpunkte an Stellen, wo sich solche noch nicht befanden. Daß der gesamte Apparat den türkischen und deutschen Truppen in gleicher Weise zur Verfügung stehen mußte, erschwerte den ohnehin verwickelten Mechanismus der Verwundeten- und Krankenfürsorge.

Nach dem Eintreffen des Asienkorps auf asiatischem Boden und dem am 28. September erfolgten Übertritt der Sinai-Truppen, als 8. Armee, unter den Befehl der Heeresgruppe „Silbirim“, zeigte diese am 1. Oktober 1917 folgende Zusammensetzung:

1.) die bereits bestehende 6. Armee (Mesopotamien)

Oberbefehlshaber Ş a l i l P a ş a

46. Division	} XIII. A.R.	14. Division	} XVIII. A.R.
6. "		51. "	
2. "		52. "	
selbst. Kav.Brigr.		Mosul-Gruppe	

2.) die in der Versammlung bei Aleppo begriffene 7. Armee

Oberbefehlshaber zunächst Mustafa Kemal Paşa.

vom 31. 10. 1917 ab Femi Paşa

59. Division	} III. A.R.	19. Division	} XV. A.R. (bisher in Galizien)
24. "		20. "	
50. "		2. Kauf. Kav. Brig. Dt. Asienkorps*)	

3.) die 8. Armee, bereits an der Palästina-Front

Oberbefehlshaber Oberst Frhr. v. Kreß, ab 1. 12. 17 Djemad Paşa

16. Division	} XX. A.R.	7. Division	} XXII. A.R. (Gaza)
54. "		53. "	
26. "		Arab. 27. "	
3. "		3 Kav.Div.	

Auf dem Papier ein anscheinend starkes und kräftiges Gebilde und doch in Wirklichkeit nur ein Trugbild!

Als die Türkei in den Weltkrieg eintrat, lasteten die frischen Nachwirkungen langjähriger, unglücklicher Balkankriege auf der Armee. Der beste Teil der Offiziere und älteren Mannschaften ruhte im Boden Mazedoniens und Thraziens; Cholera und Fleckfieber hatten dann weitere Rücken in die Reihen jener tapferen Kämpfer gerissen, die bei der Menschenknappheit der Türkei sich nicht hatten ersetzen lassen. So kam es, daß die türkischen „Armeen“ und „Divisionen“ rein zahlenmäßig betrachtet jetzt nur äußerlich auf diese Bezeichnung noch einen Anspruch erheben konnten und nach keiner Richtung dem entsprachen, was deutsche Auffassung mit diesen Begriffen verbindet. Man hatte sich auf deutscher Seite in einem verhängnisvollen Irrtum befunden, wenn man aus der Gefechtsstärke und dem inneren Gefechtswert der 19. und 20. türkischen Division, die in Galizien an der Ostfront sich bewährt hatten, auf die übrige türkische Armee Schlüsse zog. In Wahrheit hatten diese Divisionen lediglich den Beweis erbracht, was der türkische Soldat, richtig geführt, ausreichend versorgt und pünktlich gelöhnt, zu leisten imstande war. Sobald die deutsche Fürsorge aufhörte, zerfiel auch der innere Halt selbst dieser Kerntruppen, die Enver Paşa mit vieler Sorgfalt und auf Kosten anderer Truppenteile besonders ausgewählt und zahlenmäßig ergänzt hatte. Der Abgang an Deserteuren bei der 19. Division während ihres Transportes von Galizien bis Aleppo betrug nach einer Meldung

*) Kriegsgliederung des Asienkorps siehe Anlage.

der 7. Armee bereits am 14. September 1917 4790 Mann. Die derselben Armee angehörige 50. Division hatte zu dem gleichen Zeitpunkte 2762 Mann durch Fahnenflucht verloren. Und nicht anders war es bei den anderen Armeen. Das A.D.R. 6 meldete Ende Oktober, daß die Armee in den letzten sieben Monaten etwa 7000 Mann an Deserteuren verloren habe. Die Gefechtsstärken an der Palästina-Front aber waren in den letzten Tagen des Oktober, d. h. beim Einsetzen der großen englischen Offensive, nach den Feststellungen des deutschen Generalstabsoffiziers, Major v. P a p e n, so schwach, daß einzelne Bataillone knapp 200 Mann hatten.

Die Fahnenflucht fraß wie ein unausrottbarer Krebschaden an dem Mark des türkischen Heeres. Sie war das Ergebnis einerseits der finanziellen Erschöpfung der staatlichen Kassen, einer fehlerhaften Organisation der Verpflegung und wohl auch häufig mangelnder Fürsorge des türkischen Offiziers für seine Soldaten. Ferner fiel die hochgradige Kriegsmüdigkeit der Mannschaften, die jahrelang ohne Urlaub, fern der Heimat und der Familie, unter den härtesten Entbehrungen, dezimiert von Seuchen und Hunger, still und klaglos Gesundheit und Leben opferten, meist ohne zu wissen wofür, schwer ins Gewicht. Wochenlange Bahntransporte und Märsche boten reichlich Gelegenheit, sich von der Truppe zu entfernen. Hunger und Heimweh waren die Triebfedern ihres Handelns. Der anatolische Bauer, das muß immer wieder hervorgehoben werden, stellt ein ganz hervorragendes Soldatenmaterial dar. Bei einem Besuche der unter dem Befehl des deutschen Majors W ü r t h v o n W ü r t h e n a u stehenden türkischen Rekrutendepots in Baalbet*) konnte man sich davon überzeugen, was deutsche Erziehung und persönliche Fürsorge an militärischer Ausbildung zu erzielen vermochte. Aber mit Resignation berichtete derselbe Major, daß ein großer Teil seiner ausgebildeten Rekruten schon während des Transportes zur Front Kleidung und Waffen verkaufe und davonlaufe.

Die Folge dieses Deserteur-Unwesens war eine Verseuchung des hinteren Etappengebietes mit Banden von fahnenflüchtigen Plünderern und Räubern. Das stellvertretende A.D.R. 7 in Aleppo sah sich gezwungen, zur Sicherung der Verpflegung und Bekämpfung dieses Bandenwesens Truppen anzufordern, die ihm in der 2. Kauk. Kav.Brigr. zur Verfügung gestellt wurden. Das bedeutete eine neue Schwächung der Front.

Die von den türkischen Befehlsstellen gegen die Fahnenflucht ergriffenen Maßnahmen waren hart. Man begegnete zahlreichen Trupps

*) 50 km nördlich von Damaskus.

wieder aufgegriffener, zerlumpter und halbverhungelter Deserteure, die mit Ketten aneinander geschlossen nach Aleppo zurückgebracht wurden. Dort sperrte man sie zunächst in ein käfigartiges, nach der Straße durch eiserne Gitter abgeschlossenes Gefängnis. Es gehörte Optimismus dazu, angesichts dieser Erscheinungen überhaupt an einen türkischen Sieg zu glauben.

Eine weitere Einbuße erlitt der Kampfwert der türkischen Armee durch das in ihr vorhandene arabische Element. Auch der Araber läßt sich ohne Frage zu einem leidlich brauchbaren Soldaten heranbilden. Wenn dies der türkischen Heeresleitung nicht gelungen ist, so war es nicht sowohl in der semitischen Artfremdheit, als vielmehr in dem, hauptsächlich durch Dje mal Pa sch a eingeführten, falschen türkischen Regierungssystem den Arabern gegenüber begründet. Das erste Unternehmen gegen den Suezkanal 1915, das Gefecht bei Romani 1916 und die Schlacht bei Birseba im Oktober 1917 wurden zu einer türkischen Niederlage nicht zum geringsten Teil infolge Überlaufens oder Verjagens arabischer Regimenter. Beides übrigens recht schmerzliche Enttäuschungen für jene Musionisten, die in dem „Fetwa“, der Aufforderung zum „heiligen Krieg“, ein ausschlaggebendes Ereignis für den Ausgang des Weltkrieges erhofft hatten.

Auch die militärische Ausbildung und Ausrüstung der türkischen Truppen ließ viel, an manchen Stellen alles vermissen. Mustafa Kemal Pa sch a berichtete bereits im August 1917 an die Heeresgruppe über den Zustand der 7. Armee. Die Ausbildung sei äußerst lückenhaft, die Mannschaften beständen teilweise bis zu fünfzig Prozent aus Rekruten, die Offiziere seien zu jung und gänzlich unerfahren. Letzterer Umstand sei besonders bei der Artillerie gefährlich, da die Batteriechefs größtenteils unausgebildet seien. Das schlimmste Bild militärischer Unverwendbarkeit bot die auch zur 7. Armee gehörige 59. Division. Sie war Mitte Oktober 1917 von der 5. Armee von der Kaukasusfront gekommen, ohne genügende Ausrüstung, mit wenig Offizieren und Mangel an jeglichem, für den Feldkrieg unentbehrlichem Gerät. Die Cholera hatte ein übriges getan. So mußten die unverwendbaren Trümmer aufgelöst werden.

Wie bereits an einer anderen Stelle erwähnt, trug auch die Hunderte von Kilometern lange Etappenlinie und der Mangel an Etappentruppen Schuld an der dauernden Abbröckelung der Gefechtsstärke. Dem konnte sich selbst eine Kerntruppe wie das deutsche Asienkorps nicht ganz entziehen.

Das zuerst abbeförderte deutsche Bataillon 701 hatte im Gegensatz zu den türkischen Truppenteilen aus taktischen Gründen von Rajak*) die Eisenbahn bis Afule**) benutzt, um dort das Eintreffen der Bespannung beim Vorkommando des Asienkorps abzuwarten. Das Heeresgruppenkommando sah sich infolge der Ereignisse an der Front veranlaßt, das Bataillon dem A.D.R. 7 zur Verfügung zu stellen und befahl die beschleunigte Zuweisung von Bespannung. Mit einer geringen Zahl von Fahrzeugen und Tieren wurde das Bataillon am 11. Dezember in Marisch gesetzt. Es erwies sich bei der minderwertigen Beschaffenheit der Tiere und wegen des völligen Mangels an Gewöhnung sowohl der Mannschaften wie auch der Bespannung als überaus schwierig. Am 13. Dezember traf das Bataillon in Nablus ein. Bei einer Besichtigung durch den Kommandeur des Asienkorps stellte sich heraus, daß zwar das Bataillon selbst das Möglichste geleistet hatte, daß aber trotzdem die Verwendungsfähigkeit infolge der Mängel der Bespannung, und weil zahlreiche Mannschaften notgedrungen als Aufsichtspersonal bei den Bagagen verbleiben mußten, in Frage gestellt war. Die Kompagnien vermochten im Höchstfall 70 Mann ins Gefecht zu bringen, auch das nur, wenn der Führer mit größter Sorgfalt und Strenge darauf achtete, daß jede nicht unbedingt erforderliche Verwendung eines Mannes außerhalb der Kampftruppe vermieden wurde.

So kam diese erste deutsche Truppe nach langer Reise, die durch häufige, dem Geist und der Ausbildung nicht eben förderliche Liegezeiten unterbrochen war, endlich nach Mitte Dezember an die Front. Die überstürzte, der Zahl nach ungenügende und im Tier- und Fahrzeugmaterial minderwertige Ausstattung mit Bespannung ließ die Verwendung der Truppe schon bei ihrem ersten Einsatz als höchst bedenklich erscheinen. Man sah sich gezwungen, die planmäßigen Stärken des Asienkorps dadurch zu erhöhen, daß das Personal der Ersatzabteilung bis auf kleine Stämme den einzelnen Formationen voll zugeführt wurde. Die bedauerliche Folge, daß damit die als Kampfeinheit gedachte Ersatztruppe aufgelöst wurde, mußte in Kauf genommen werden.

An den Hemmnissen und zähen Widerständen des Orient-Kriegsschauplatzes mußte auch das deutsche Schwert stumpf werden.

*) Zwischen Baalbek und Damaskus.

**) Südlich von Nazareth.

Im Kraftwagen durch Syrien und Palästina.

Mitte Oktober erhielt ich vom General v. Falkenhayn in Aleppo den Auftrag, eine Erkundungsfahrt durch Syrien und Palästina mit dem Endziel Jerusalem anzutreten. Meine Aufgabe lautete, in dem über eine Länge von rund sechshundert Kilometern sich erstreckenden Lande die gesundheitlichen Verhältnisse zu prüfen, Sanitätsstützpunkte auszusuchen und vorzubereiten, ferner Örtlichkeiten ausfindig zu machen, an denen Genesungsheime für die deutschen Heeresangehörigen einzurichten waren. Der gesamte Stab wollte demnächst nach Jerusalem nachfolgen.

Die Gunst des Zufalles hatte es gefügt, daß ich anläßlich eines Besuches Djemal Paschas beim Heeresgruppenkommando in Aleppo Gelegenheit hatte, mit diesem über den Zweck meiner Reise zu sprechen und mir die Hilfe dieses damals ohne Frage einflußreichsten Mannes in Syrien zu sichern. Djemal stand damals mit seinen 47 Jahren auf der Höhe seiner persönlichen Machtstellung, zu der er sich, der Sohn eines Militärapothekers, kraft eines außerordentlich scharfen Verstandes, einer rücksichtslosen Tatkraft, die auch vor einer Gewalttat nicht zurückschreckte, und getragen von den hochgehenden Wogen der neutürkischen Revolution emporgeschwungen hatte. Djemal gab mir wertvolle Aufschlüsse für die Anlage von Genesungsheimen und stellte mir dafür sogar ein in seinem Besitz stehendes Grundstück in dem Höhenkurort Brumana bei Beirut in Aussicht.

Meine Aufgabe war schwer, aber interessant. Die Reise bot Gelegenheit, besonders tiefe Einblicke in Land und Leute zu tun, und so wird der Leser, wenn er nun persönlichen Wegen und Eindrücken folgt, eine zuverlässigere Grundlage für die Beurteilung und das Verständnis des immer tragischer sich gestaltenden Kriegsverlaufes gewinnen, als wie sie eine allgemein gehaltene Darstellung wohl auszulösen vermöchte.

Wer nach Syrien-Palästina reist, sei er Soldat, Kaufmann oder Friedentourist, sollte die Geschichte des Landes kennen. Leider trifft diese Voraussetzung nur in Ausnahmen zu, wird doch gerade Vorderasien bei unserer bisherigen humanistischen Vorbildung in dieser Be-

ziehung so stiefmütterlich behandelt, daß es schwer, ja fast unmöglich ist, diese Lücke allgemeiner Bildung nachträglich mit Erfolg auszufüllen. Der Weltkrieg hat mich das besonders schmerzlich empfinden lassen. Ich gehe sogar soweit zu behaupten: unser Generalstab würde vielleicht mit ernsterem Bedenken an ein militärisches Unternehmen, wie es die Expedition „Jildirim“ darstellte, herangetreten sein, wenn er über die Schwierigkeiten genügend unterrichtet gewesen wäre, die ihm aus der Natur des Landes und dem Charakter seiner Bewohner, wie er sich in der Geschichte darstellt, erwachsen mußten.

Umfangreich und bunt ist der Kranz der Literatur, der sich im Laufe der Jahrhunderte um Syrien-Palästina gerant hat. Abendländische Forscher aller Nationalitäten schürften nach dem Golde geschichtlicher Tatsachen in den Ruinen und Trümmerhaufen, die, überwuchert von den üppig blühenden Schlingpflanzen persischer und arabischer Dichtung, die Geheimnisse von Jahrtausenden decken. Und immer wieder fand man in den stummen Zeugen der Vergangenheit — gleichgültig, ob es sich um die Ziegelinschriften von Assur und Babylon, um die Elephantina-Papyri oder die Tell el Amarna-Briefe*) handelte — eine geradezu wunderbar anmutende Übereinstimmung mit dem Inhalt der Bibel, die auch in dieser Beziehung wahrhaft von neuem sich als Buch der Bücher erwies.

So hatte ich denn auch für mich als Wegweiser für die Fahrt durch Syrien-Palästina die Bibel gewählt; sie ist mir ein treuer und zuverlässiger Begleiter geblieben in allen Fahrnissen der folgenden Zeit, eine unerschöpfliche Quelle geschichtlicher Kleinforschung an Ort und Stelle, der Schlüssel für das Verständnis von Land und Leuten. Und als die militärische Lage in Palästina sich zu jener Trostlosigkeit entwickelte, die der Vorläufer der tragischen Endkatastrophe war, war es wieder die Bibel, die — und hierin wußte ich mich eins mit dem Oberbefehlshaber, General v. Falkenhayn — mit ihren unerschöpflichen Anregungen den Geist ablenkte von der Not der Gegenwart und ihm neue Spannkraft für die Forderungen des Kriegsdienstes verlieh.

Syrien war seit den Ursprüngen der Geschichte die Völkerbrücke zwischen Nord und Süd, Ost und West; ägyptische und babylonische

*) Ein 1887 bei der alten Residenz El Amarna in Oberägypten gemachter Tontafelfund. Er enthält eine sehr große Anzahl mit babylonischer Keilschrift beschriebener Tontafeln, die briefliche Mitteilungen asiatischer Könige und syrischer Vasallen an den Pharao Amenophis IV. (etwa 1500 v. Chr.) darstellen. Die El Amarna-Briefe sind eine der wichtigsten Quellen für die politischen Beziehungen zwischen Vorderasien und Ägypten.

Kultur vermischten sich befruchtend mit derjenigen der hetitischen Urbevölkerung und gab dem Gesamtbild seine Prägung. Auf Schritt und Tritt stößt der Reisende auf die stummen Zeugen eines vieltausendjährigen geschichtlichen Entstehens und Vergehens, häufig dunkel und unenträtselbar dem flüchtigen Blick, aber stets von neuem Gedanken und Vorstellung anregend.

Lange ehe der erste Mensch, von Osten her vortastend, sich hier ansiedelte, war das Landgebiet des östlichen Mittelmeerbeckens der Schauplatz einer elementar-gewaltigen Bodenveränderung, eines ungeheuren Einbruches der Erdrinde, der, in der Hauptrichtung von Süden nach Norden verlaufend, zur Bildung des „Syrischen Grabens“ führte, der, gegen die seitlichen Gebirgsmassive besonders des Libanon und Antilibanon um 1500 bis 2000 m einsinkend, heute in dem Wadi el Araba, dem Toten Meer, dem Jordantal und der Bekaa seinen Ausdruck findet.

Dieses Ereignis der Urzeit hat dem Lande bis zum heutigen Tage seinen klimatischen und dadurch bedingten wirtschaftlichen Charakter gegeben. Die Längsteilung ganz Syrien-Palästinas in einen schmalen fruchtbaren Küstenraum, zwei längslaufende rauhe Gebirgsmassive mit dazwischen ruhender Talsenke, die von der Bekaa*) mit 900 m Meereshöhe zum Toten Meer bis zu 394 m unter Null abfällt, die ungemein großen klimatischen Verschiedenheiten vom eisbedeckten Hermon bis zur subtropischen Flora bei Jericho im Jordantale — all das ist unmittelbar als die Folge jenes gewaltigen Einbruches der Vorzeit anzusehen. Noch in geschichtlicher Zeit und bis zur Gegenwart ist Syrien-Palästina von schweren Erdbeben heimgesucht worden. Die Ruinen Baalbecks sind sprechende Zeugen. Aleppo selbst wurde noch 1822 durch ein Erdbeben vollständig zerstört. Ich selbst erlebte während der Weihnachtstage in Nazareth eine recht fühlbare wellenförmige Bewegung der Erdrinde, die die Deckenlampe einem Uhrpendel gleich schwingen ließ und mit einem dumpfen Donner einherging.

Am 18. Oktober 1917 trat ich die Ausreise von Aleppo an. Als Mitarbeiter begleiteten mich Stabsarzt Seiler als Chefarzt der Krankentransportabteilung, Stabsarzt Weidanz als beratender Hygieniker und der osmanische Sanitätskapitän Murad Kami Bey, der mir für den Verkehr mit den türkischen Dienststellen unentbehrlich war. Für einen Teil meiner Reise konnte ich die Eisenbahn benutzen; in der Hauptsache aber war ich auf den Kraftwagen angewiesen. Die

*) Hochfläche zwischen Libanon und Antilibanon, von Leontes und Drontes durchflossen.

Ausrüstung für solche Fahrt muß sehr vielseitig sein, auch für denjenigen, der ohne große Bequemlichkeit zu reisen gewohnt ist. Im Orient ist man auf Reisen am besten sein eigener Koch; ein guter Benzintocher und Konserven sind daher unentbehrlich. Auch eines gewissen Waffenschutzes für alle Möglichkeiten kann man nicht entraten. Die Mitnahme des Feldbettes und der nötigen Decken ist selbstverständlich.

Man benutzt im Orient am zweckmäßigsten für die Bahnfahrt einen geschlossenen Güterwagen, da die Personenabteile, jedenfalls während der Kriegszeit, wegen der sechsbeinigen blinden Mitreisenden nicht zu empfehlen, mit Rücksicht auf die Möglichkeit der Fleckfieber-übertragung sogar gefährlich waren. Wir fuhren fahrplanmäßig, d. h. mit zwei Stunden Verspätung, 9 Uhr abends von Aleppo ab, nachdem der übliche Kampf mit dem türkischen Bahnhofskommandanten wegen Gestellung des Wagens mit Hilfe des pflichtmäßigen silbernen Händedrucks zu meinen Gunsten entschieden war. Sehr nützlich ist es, dafür zu sorgen, daß der eigene Wagen und die unmittelbar daranzukoppelnde Lore mit dem Kraftwagen gleich hinter der Maschine, jedenfalls vor den übrigen Wagen in den Zug gesetzt wird; denn sonst kann es der Reisende erleben, daß er nach geruhssamer Nacht frühmorgens sich losgekoppelt auf irgendeiner gottverlassenen Station oder allein auf weiter Steppenflur vorfindet. Gestohlen wurde im übrigen auf den türkischen Bahnen damals bereits mit einer Virtuosität, die man in Deutschland erst als eine der Segnungen der Nachkriegszeit kennenlernen sollte. Man stahl alles, was irgendwie wertvoll schien — und das war eigentlich jeder Gegenstand —, bohrte den verschlossenen Wagen mit der kostbaren Petroleumladung von unten an oder zog den Feldgrauen im Schlafe die Stiefel aus; selbst die Weihnachtstifte des Oberbefehlshabers war vor dem Zugriff des Syrrers nicht geschützt. Die Nacht in einem türkischen Güterwagen, der an allen Ecken durchlöchert, selbst für den Freiluftmenschen reichlich stark ventiliert war, dessen nervenzerhämmerndes Rasseln, Klappern und Klirren im Traum die Vorstellung erweckte, daß man in einem Blechhammerwerk sich befinde, ist eine vortreffliche Belastungsprobe für die Nerven und das menschliche Anpassungsvermögen.

Die wärmenden Strahlen der aufgehenden Sonne finden mich bereits südlich von Hama, dem Epiphania des Altertums, im Flußgebiet des Nar el Asî, des alten Orontes. Der Zug hält einmal wieder auf offener Strecke; das ausschließlich zur Heizung der Maschine frisch geschlagene Pappel- und Olivenholz ist angeblich zu naß und muß erst am Kesselfeuer getrocknet werden. Ich finde Zeit zu bequemer Morgen-

toilette, für die mein reisegewandter Bursche, der das Wundern schon lange Zeit verlernt hat, das warme Wasser mit selbstverständlichem Griff einem Hahn der Maschine entnimmt. Es geht gemütlich zu auf der syrischen Bahn, und der Führer der Maschine läßt mit sich reden.

Die umgebende Steppe, kahl und verbrannt im Oktober, wacht auf unter dem belebenden Kuß der Morgensonne. Unendliche Schwärme heimischer Zugvögel auf dem Flug zum Süden überholen den Zug. Wie Tintenspritzer auf fahlem Papier heben sich ringsum die schwarzen Flachzelte nomadisierender Beduinen ab vom hellgrauen Boden der Steppe, durch die der Drontes, von der Bahn immer wieder von neuem überbrückt, wie ein grünes Band sich hinschlängelt. Kleine schmutzige Dörfer mit ihren bienenkorbartigen, aus Lehm gefertigten Hütten tauchen auf und verschwinden. Spitzkegeln vergleichbare Schutthaufen, Tells, die Reste zerstörter und zerfallener menschlicher Wohnstätten, zeigen, wie bevölkert seit Urzeiten das Land war. Wer kennt und zählt die Kämpfe, die hier zwischen Völkern ausgetragen wurden vor und nach jenem Tage, als *Par men io*, *Alexanders* Generalstabschef, nach der Schlacht bei Issus das Tal des Drontes hinauf mit seinen thessalischen Reitern der Hofhaltung des geschlagenen Perserkönigs nachjagte, die in wilder Flucht Damaskus aufstrebte.

Noch am Vormittag erreichte ich Homs, eine aufstrebende industrie-reiche Stadt, die mit ihren 50 000 Einwohnern anfängt, Aleppo den Rang streitig zu machen. An der Einmündungsstelle der uralten Karawanenstraße gelegen, die von der Wüstenstadt Palmyra kam, in den nörd-südlichen Verkehrsweg Babylons zum Becken des Mittelmeeres, ein Beweis, wie die Gunst der örtlichen Lage, alle Stürme der Zeiten und Völker überdauernd, unüberwindlich und unabweisbar ihren Einfluß auf Siedelung und Verkehr ausübt.

Heute sollte Homs für uns mit seinen reichen Hilfsmitteln als Stützpunkt des Sanitätsdienstes an der Etappenlinie nutzbar gemacht werden. Der Kaimakam der Stadt, dessen Bewohner, in diesem Fall zu Unrecht, als die „türkischen Schildbürger“ einen zweifelhaften Ruf genießen, zeigte tatkräftiges Verständnis für die Anordnungen eines deutschen Armeearztes, so daß ich bald die Weiterfahrt antreten konnte.

Langsamer kriecht der Zug dahin, nicht leicht wird es ihm, die tausend Meter hohe Beka, das ehemals so fruchtbare Hochtal Coelesyriens zu erklimmen. Immer massiger rücken die Gebirgsmassive des Libanon und Antilibanon heran; und als die scheidende Sonne über den starren Felsgraden im Westen versinkt, gibt ihr letzter Gruß mit vergoldendem

Strahle dem in Trümmern liegenden Heiligtum des Baal, dem Gotte des Lichtes, dem Herrn der Befrucht. Baalbek!

Baalbek ist heute ein unbedeutendes türkisches Landstädtchen, angelehnt an die Hänge des Antilibanon inmitten eines wasserreichen Quellennezes, dem Ursprung des *Nar el Nsi* und des *Nar i Vitani*. Durch die hier befindliche Wasserscheide wird beiden Flüssen der Weg nach Norden und Süden gewiesen, bis sie, dreihundertzwanzig Kilometer voneinander entfernt, in das Meer einmünden, nachdem sie der Hochebene von Coelephryen, der Kornkammer des alten Roms, ihr befruchtendes Maß gespendet haben.

Schon beim Betreten des Ortes fällt dem Reisenden eine ungewöhnliche Sauberkeit der Straßen auf und nicht weniger die stramme Disziplin der in großer Zahl sichtbaren türkischen Soldaten. Ein in osmanischen Diensten stehender deutscher Major ist Ortskommandant; er hat es verstanden, mit fester und zugleich weicher Hand, begabt mit einem hervorragenden Verständnis für türkische Denkungsart hier eine Ordnung zu schaffen, die jedem deutschen Kriegsetappenort zum Muster dienen konnte. Baalbek mit seinem Vorort *Nas el Ain* ist Sitz eines türkischen Rekrutendepots, und Major Würth von Würthenau hat hier gezeigt, welch gesunder Kern in dem türkischen Soldatenmaterial steckt, welch vortrefflicher Feldsoldat aus ihm sich heranbilden läßt. Die Ordnung und Disziplin in den zahlreichen Kasernenbaracken war einfach musterhaft, die Körperhygiene nach deutschen Grundsätzen bis ins kleinste geregelt. Kein Wunder, daß diese gut geleitete Organisation auch auf die in Baalbek eingerichteten türkischen Etappenlazarette ihren wohlthätigen Einfluß ausübte und mir bei Erfüllung meiner dienstlichen Aufgaben zustatten kam.

Der Eindruck, den die gigantischen Ruinen des Sonnentempels von Baalbek auf den Besucher machen, ist gewaltig und läßt sich nicht in Worte fassen. Die Geschichte des Heiligtums verliert sich in der grauesten Vorzeit; nur ungenügend sind wir unterrichtet über Zeit der Gründung der ersten Anlage. Schon in den ältesten ägyptischen und assyrischen Kriegsberichten findet sich der Name *Balbiti*. Zuverlässige Nachrichten haben wir aber erst aus dem ersten Jahrhundert nach Christi Geburt über den Ort *Heliopolis* und den Jupiter *Heliopolitanus*, der an Stelle des alten phönizischen Baal getreten war. Als Erbauer der beiden hervorragenden Tempel dürfen wir *Antoninus Pius* (138—161 n. Chr.) annehmen.

Unmöglich ist es, bei einem kurz bemessenen Besuch des Ruinenfeldes all das Gewaltige und künstlerisch Schöne in seinen Einzelheiten zu erforschen und in sich aufzunehmen. Der Weltkrieg hat auch hier vorläufig einen starken Strich unter die Erschließung der noch unter den Trümmern liegenden Schätze gemacht. Aber kaum ein Ort auf der Welt wird sich finden, an dem mit gleicher Wucht dem flüchtigen Beschauer sich die Gewalt des menschlichen Geistes der Antike, seines technischen Könnens und künstlerischen Schaffens aufdrängt. Man fragt sich immer wieder: Was war bewundernswerter, die architektonische Kunst und die Kleinbildhauerei, die selbst arabischer Bilderstürmer-Vandalismus nicht ganz vernichten konnte, oder das technische Können jener Menschen, die solche Säulen aufrichteten, sie in schwindelnder Höhe noch mit harmonisch abgemessenen Architraven krönten und zyklopische Steinblöcke bewegten, vor denen alle modernen Mittel versagen würden!

Und dennoch! Was ist übriggeblieben von jenen gewaltigen Prachtbauten, die das Staunen und die Anbetung der damaligen Besucher in ihren Bann zwangen? Ich sitze schweigend allein, ein winziger Mensch, gelehnt an eine der hochragenden sechs Säulen des Jupiter-tempels, umgeben von dem Chaos gewaltiger Trümmer und geborstener Kapitäle; wieder klingt es im Ohr: „Nichts Gewaltigeres gibt es als den Menschen“. Menschenhände schufen so Erhabenes, Menschenhände zerstörten das Wundergebilde. Der christlich-religiöse Eifer eines Theodosius rottete die Zeugen des alten Götterdienstes aus, setzte den orientalischesinnlichen Kult der phönizischen Astarte hinweg, arabisch-mongolische Stämme, die tartarischen Horden eines Timur brausten über die christliche Basilika hinweg, errichtet aus den Bausteinen des alten Baaltempels, und wandelten das Ganze in eine Zwingsburg des Landes. Was aber Menschenhände nicht vermochten an Zerstörung, das bewirkten elementare Ereignisse: gewaltige Erschütterungen der heute noch nicht zur Ruhe gekommenen Erdrinde warfen wie im Spiel alle Gebilde von Menschenhand durcheinander und schufen das Trümmerfeld, wie es sich heute dem Auge bietet. *)

Eben versinkt drüben die Sonne jenseits des Libanon im Mittelmeer. Von Minute zu Minute verändert sich wie im Zauber Farbe und Ton der ragenden Säulen über mir. Während ich selbst bereits im grauen Dämmer der schnell hereinbrechenden Nacht dafste, leuchten

*) „Baalbel. Ergebnisse der Ausgrabungen und Untersuchungen in den Jahren 1898 bis 1905“. Herausgegeben von Theodor Wiegand. Berlin und Leipzig 1921. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger.

über mir im letzten Aufglühen des sinkenden Gestirns wie in Purpur die Kapitäle, Löwenhäupter und Mäander-Ornamente des alten Baaltempels. Ein Raunen und Flüstern wie die Stimmen der Geister vor tausend und noch einmal tausend Jahren umgibt mich; still verlasse ich die Stätte.

Furchtbar schwingt der jammervolle Krieg seine Geißel über der Welt. Im Frieden lautete das allgemeine Kirchengebet: „Herr, bewahre uns vor Krieg, Teuerung, Hungersnot und ansteckenden Krankheiten!“ und die Gemeinde betete es mit, gewohnheitsgemäß, ohne sich ernsteren Gedanken dabei hinzugeben. Als aber der Krieg dann wirklich kam und der eiserne Ring der Hungerblockade sich um unser Vaterland legte, da fing es in mancher Seele schon frühzeitig an zu dämmern, was das Kirchengebet meinte . . . Gewiß! Der Tod hielt eine furchtbare Ernte draußen an der Front und in den Lazaretten der Heimat und brachte Jammer und Trauer in die Heime Ungezählter. Dann stellte sich zunehmend eine Knappheit aller Lebensbedürfnisse ein; und als das vierte Kriegsjahr über das Land zog, da hungerte unser Volk. Aber das trat bei uns in nicht entfernt so fürchterlichen Bildern, wie sie mir hier in Baalbek und weiterhin begegneten, in Erscheinung. Als ich die Ruinen des Baaltempels verlassen hatte, sah ich zwei kleine Menschen, Kinder von drei bis vier Jahren, wie sie abgemagert buchstäblich zum Skelett, die dunkeln schwarzen Augen im toten Schädelartigen Gesicht halb erloschen, mit dünnen Knochenfingerchen den Kehricht der Straße und den Dünger des Zugviehes nach Krumen und Körnern durchsuchten und das Gefundene gierig dem faltigen Munde zuführten. Das sind die Baria des türkischen Orients, die unschuldigen Opfer des Krieges und des Hungers. Der Anblick wirkt um so furchtbarer, als diese verlorenen und elternlosen Geschöpfe, herrenlosen Hunden gleich, stumm und ohne Klage durch den Staub der Straße dahinkriechen, um nachts sich in irgendeinem Winkel der Gasse zum erlösenden ewigen Schlaf zu betten. Machtlos und deshalb zerschmettert im tiefsten Innern steht der Mensch solchem menschlichen Elend gegenüber. Was nützt es, daß du diesem Kind ein Brot in die Hand drückst, während hundert andere zu derselben Zeit in den Gassen daneben verhungern!

Der lange Krieg verhärtet das Herz der Menschen, aber gegen diesen Jammer gibt es keine Abwehr des Empfindens. Was ich in Baalbek zum ersten Male schauernd erblickte, war nur das Vorspiel von dem, dessen Augenzeuge ich in dieser Beziehung weiterhin in Damaskus, am Libanon und in Beirut war. Und als ich, als Armeearzt, im Januar

und Februar 1918 in Nazareth die Rapporte der türkischen 6. Armee vom oberen Tigris erhielt, da war die Ziffer der an „Erschöpfung“ gestorbenen Soldaten gewaltig. Die Heeresleitung aber war machtlos, den ausgehungerten Truppen, deren türkischer Verpflegungsdienst alle Mittel erschöpft hatte, Nahrung zuzuführen. Es fehlte an den nötigen Transportmitteln während der alle Wege ungangbar machenden Regenzeit, das Land aber war selbst völlig ausgeplündert.

Es entzieht sich der Kenntnis, wie hoch sich die Ziffer der an Hunger gestorbenen Menschen unter der eingeborenen Bevölkerung jenes Teiles von Mesopotamien belaufen hat. Die Vorkommnisse, wie sie die furchtbare Hungersnot im einzelnen zeitigte, übertreffen die ausschweifendste Phantasie des Fernstehenden. Nicht immer wird der Kannibalismus vertierter Menschen von dem Arm der strafenden Gerechtigkeit erreicht worden sein. In Mosul mußte der Besitzer einer Garküche mit seiner Tochter öffentlich aufgehängt werden, weil sie das Fleisch verhungelter Rinder zu ekler Speise verwendet und verkauft hatten.

Angesichts solch menschlichen Elends wird die Frage: „Wen trifft die Schuld?“ zu einer so furchtbar anklagenden, daß sie unser mit reinem Gewissen dastehendes Volk aufrütteln muß, aufscheitern sollte zu einer fortgesetzten Abwehr der gegen uns erhobenen Beschuldigungen. Wehe einem Volk, das als Anstifter all dieses furchtbaren Elends, dessen Größe uns Zeitgenossen noch nicht einmal voll zum Bewußtsein gekommen ist, von der Weltgeschichte gebrandmarkt werden würde!

Wenn unserer deutschen Heimat ähnliche Schreckensbilder erspart blieben, wie sie der Hunger im Orient zeitigte, so war das nicht das Verdienst unserer Feinde. Vermöge unserer Tatkraft und unserer Organisationsleistungen ist uns das Schlimmste erspart geblieben. Lange aber noch wird unser Volk unter den Folgen jener völkerrechtswidrigen Blockade zu leiden haben, nicht nur physisch, sondern viel mehr noch moralisch. Denn letzten Endes liegen die Wurzeln der Unmoral, an der das deutsche Volk heute noch krankt, im Hunger und den Entbehrungen jener hinter uns liegenden Kriegszeit.

Am 20. Oktober setzte ich meine Fahrt fort, diesmal im Kraftwagen, begleitet von meinem Adjutanten, Stabsarzt Seiler. Das nächste Ziel war Beirut und der Westhang des Libanon, wo es galt, einen geeigneten Platz für ein Genesungsheim ausfindig zu machen. In rosender Fahrt durchkreuzte ich in südwestlicher Richtung die Hochebene von Coelestrien, die in jetziger Jahreszeit, verbrannt von der sengenden Sonne des syrischen Sommers, den Charakter der kahlen Steppe zeigt.

Nichts zeugt heute mehr von der paradiesischen Fruchtbarkeit des Altertums. Aber die dunkle Erdrume und das Neg im Boden zwecklos versickernder Wasseradern — ich befinde mich unmittelbar im Quellgebiet des alten Drontes und Leontes — weisen darauf hin, welche Schätze eine systematische Bodenkultur von neuem aus diesem Hochtal herausholen könnte. Erschreckend arm an Menschen ist das Land, Krieg und Hunger, vereint mit Volksseuchen, haben es entvölkert. Nur hier und da überholt der Wagen einzelne Beduinen und Fellachen, höchst fragwürdige Gestalten, bis an die Zähne bewaffnet, denen der einzelne Europäer besser aus dem Wege geht. Straßenraub und Mord sind hier tägliche Vorkommnisse, und wenige Tage später hörte ich mit tiefem Bedauern, daß ein junger deutscher Offizier, Leutnant *Wieland*, mit dem ich in Baalbek gemeinsam am gastlichen Tische gegessen, der meuchlerischen Kugel der Räuber zum Opfer gefallen war.

Rauh und verbrannt erheben sich vor mir die zerklüfteten Massen des Libanon, jetzt ohne jede Spur eines Pflanzenwuchses. Ich benutze die uralte Paßstraße, die schon in grauester Vorzeit den Osten mit dem Westen verband und über Bagdad, Palmyra und Damascus den Warenaustausch zwischen Indien-Babylonien und den Randvölkern des Mittelmeeres vermittelte.

In steilen Schlangenwindungen steigt die leidlich gepflegte Fahrstraße in scharf westlicher Richtung bis zu einer Paßhöhe von 1700 m empor. Die anfängliche Hitze macht, von Kilometer zu Kilometer schnell abnehmend, empfindlicher Kühle Platz; bei 1400 m ziehe ich den Mantel über den Khaki; die durch die Hitze Aleppo's verwöhnte Haut reagiert stark auf diesen Unterschied der Luftwärme. Die Bekä mit ihrem dunkelfarbigen Ufer, das idyllische Weinstädtchen Zahle, eingeschniegt wie ein Vogelnest in die Hänge des fruchtbaren Verduni-Tales, Mualakka mit Kerah Kuh, dem „Grab des Propheten Noah“ — alles das sinkt einem Kaleidoskop gleich hinter dem Benz-Wagen, der nur mit Mühe die steilen Kurven nimmt.

Die Gegend wird immer kahler und steiniger; drüben aber im Osten steigt wie eine Mauer der Antilibanon und weiter südlich die Masse des Hermon auf. Die schnell sinkende Sonne taucht sie in rotes Feuer und leuchtende Farben, die von Minute zu Minute wechseln, ein wunderbares Bild der schnell hereinbrechenden subtropischen Dämmerung, während die Ebene bereits im Grau des Abends liegt. Der Weg wird sehr steil. Karawanen von Kamelen und Maultieren, geleitet von phantastisch gekleideten Treibern, begegnen wir, ein Bild des Verkehrs,

wie es auf dieser uralten Straße seit Tausenden von Jahren dasselbe geblieben ist. Die Einwohner der Berge, meist Drusen, stehen scheu am Wege, jammervolle Gestalten, denen der Hunger aus den Augen klagt. Kinder, kleinen Skeletten gleich, liegen am Wege und kragen im Staub der Straße nach Nahrung; der Tod hat sie gezeichnet. Mütter, in Lumpen gehüllt, strecken mit verzweifelter Gebärde mir ihre sterbenden Säuglinge entgegen, selbst nur noch Haut und Knochen. — Nur in Britisch-Indien sah ich ähnliche Bilder des Hungers und Sterbens. Ich gebe, was ich an Brot bei mir führe; aber was nützt das bei solchem furchtbaren Elend.

Gegen 5 Uhr abends überschreite ich die Paßhöhe. Von weitem im Westen winkt das Meer, das wie ein leuchtender, stahlblauer Schild bis zum fernen Horizont sich erhebt; die untergehende Sonne zieht lange goldene Bahnen auf ihm.

Was da vor mir liegt, der schmale Küstenstreifen, eingeschlossen vom Meer und dem in steilen Rippen und Vorsprüngen abfallenden Libanon, mit seinen Buchten und üppiggrünen Flächen, mit seinen Dörfern und Weilern, seinen Palmenhainen und Bananenwäldern, ist eine Welt für sich, hat nichts gemein mit der Welt hinter der trennenden Wand des Libanon. Ein Land, dessen Bewohner unweigerlich von der Natur und der örtlichen Lage auf das Meer als Verbindungsbrücke mit der übrigen Welt, auf Schifffahrt und den überseeischen Verkehr von Anbeginn hingewiesen waren: Phönizien! So lehrt auch dies Beispiel wieder, wie das Geschick des einzelnen Individuums und eines Volkes abhängig ist und geformt wird von der Natur und Eigenart des Landes, das jene erzeugte, daß die Geschichte eines Volkes erst voll verstanden wird, wenn man die Geographie seiner Heimat kennt.

Von der Natur mit einem hohen Maße von Intelligenz und persönlichem Wagemut ausgestattet, mußten dem Phönizier des Altertums die ihm durch Gebirge und Meer gezogenen Landesgrenzen bald zu eng, die hierdurch bedingte Anbau-Möglichkeit zu knapp werden. Die Verbindung mit dem reichen Hinterland war zu kärglich, um einen freien Abfluß überschüssiger Volkskraft dorthin abzuleiten, bot aber andererseits den reichen Handelsherren Babylons und Indiens genug Möglichkeit, die eigenen Landeserzeugnisse der Küste des Mittelmeeres zuzuführen. Mit Naturnotwendigkeit mußte also das kleine Volk der Phönizier zum Vermittler des Handels zwischen Morgen- und Abendland werden, mußte zu einer praktischen Kolonialpolitik schreiten, die die ganze damals bekannte Welt von dem Becken des Mittelmeeres und der

Goldküste Westafrikas über die Säulen des Herakles hinaus bis zu den Bernsteingestaden der Ostsee umspannte.

In lausender Fahrt lege ich die Strecke von der 1700 m hohen Paßscheide bis zum Nullpunkt des Mittelmeeres zurück. Von 100 m zu 100 m wird es wärmer, die Luft wird tropisch schwül, der Mantel fällt, ich öffne den Rock, um die feuchte Seebrise voll zu genießen. Ein Sofar und die übrigen Sommerkurorte der reichen Beirut Kaufherren fliegen vorüber, schon tauchen die ersten Dattelpalmen auf, die sich vor der Stadt zu Hainen gruppieren; ich durchfahre im abendlichen Dunkel die gewundenen Straßen von Beirut und bin am Ziel. Die gastlichen Räume des deutschen „Hotels Gasmann“ nehmen uns müde Reisenden auf.

Die frühe Morgenstunde an der St. Georgsbail Sie bedeutet inmitten des Haftens und Jagens des nervenzerreibenden Kriegslebens einen Augenblick des Aufatmens und der Erholung für Körper und Geist. Eben steigt die Sonne über den Libanon; ich schaue von meinem Balkon, vor mir das türkische Häusergewirr; noch ruht der orientalische Lärm der Straße, vom nahen Minarett tönt der klagende Ruf des Muezzin. Drüben rechts die blaue Höhe des Gebirges, links vor mir der dunkle Spiegel des leise atmenden Meeres. Das blutige Ringen des Weltkrieges dringt nicht bis hierher; wie Gottesfrieden liegt es über diesem paradiesischen Stück Welt.

Die Stadt Beirut und die nahen Hänge des Libanon vereinigen in sich in seltenem Maße die für die Anlage eines Genesungsheimes erforderlichen klimatischen Eigenschaften. Die geographische Lage der Stadt — Beirut liegt auf dem 34. Breitengrad —, die unmittelbare Nähe des Meeres zeitigen einen Winter, der, zumal bei Ausschaltung der kontinentalen östlichen Winde durch das Gebirge, keinen Frost kennt und alle Vorbedingungen für eine volle Erholung des durch das Frontleben geschwächten Körpers erfüllt. Es fiel mir nicht schwer, mit dem volles Verständnis zeigenden deutschen Besitzer des Hotels ein Abkommen zu treffen, durch das gute Unterkunft und deutsche Verpflegung für eine größere Anzahl erholungsbedürftiger Heeresangehöriger gesichert war.

Für die Sommerzeit, die naturgemäß recht erhebliche Hitzegrade bringt, galt es, in dem nahen Gebirge, doch so, daß die erfrischende Seeluft nutzbar blieb, einen Punkt zu finden, der auch wirtschaftlich günstig gelegen, sich zum Luftkurort eignete. Als solcher kam das Libanondorf Brumana in Frage, auf dessen Vorzüge bereits Djemal Paşa in Aleppo meine Aufmerksamkeit gelenkt hatte. Brumana liegt

etwa 800 m über dem Meerespiegel. Der Libanon steigt hier unmittelbar von der Meeresbucht steil an. Die Fahrt hinauf entrollt Schritt für Schritt eine Rundschau von gewaltigem Ausmaß, deren Hintergrund im blauen unendlichen Duft des Meeres verschwindet, deren Vordergrund aber mit den malerischen Vorstädten Beiruts, der St. Georgs-Bai, den Weilern, Gärten, Weinbergen, Pinienhainen und Palmen ein Bild unbeschreiblicher subtropischer Schönheit und Fruchtbarkeit darstellt.

Aber welch' furchtbaren Gegensatz zu dieser paradiesischen Natur schuf auch hier der Mensch unter der Geißel des Krieges zur eigenen Qual! Mitten im brandenden Treiben der Großstadt streift das Rad meines durch das Gedränge sich schiebenden Wagens einen kleinen menschlichen Körper, ein zum Skelett abgefallenes, verlorenes Kind, unmittelbar dem Hungertod verfallen. So liegt es da, mit großen, starren, teilnahmslosen Augen; in wenigen Stunden wird es durch den Tod von seiner Qual erlöst sein —; von den vorbeieilenden Menschen aber kümmert sich niemand darum.

Jahrelang war der Libanon der Schauplatz erbitterter religiös-politischer Sektenkämpfe zwischen den christlichen Maroniten, den halbheidnischen Drusen und Mohamedanern. Tausende friedlicher Einwohner fielen den blutigen Mezeleien zum Opfer; die Masse der Drusen wanderte nach dem Hauran aus. Was übrig blieb, wurde durch die immer wiederkehrenden Hungersnöte der letzten Jahre, begünstigt durch eine unverantwortliche Paschawirtschaft, dezimiert. Heute zeugen verlassene Weiler, zerstörte menschenleere Dörfer von den Geschnehnissen jüngster Vergangenheit.

Der Ort Brumana vereinigte alle Eigenschaften in sich, die für Anlage eines Sommer-Erholungsheimes notwendig waren: luftige, gesunde Lage, geeignete Unterkunft, günstige wirtschaftliche Verhältnisse, die allerdings die Einrichtung eines geregelten Kraftwagenverkehrs nach der Stadt Beirut zu ihrer Sicherstellung notwendig machten. Eine wesentliche Unterstützung und Förderung meiner Bestrebungen durfte ich von der amerikanischen Quäkerorganisation erwarten. Diese unterhielt in Brumana ein Krankenhaus und eine Schule und nahm sich auch selbst jetzt im Weltkrieg, obgleich einer feindlichen Nation angehörig, unbehelligt von den Türken in dankbar anzuerkennender Weise der hungerten Bevölkerung an. Ich war selbst Zeuge der Speisung von vielen Hunderten, sonst dem Hungertod preisgegebener Kinder. Ein tiefererschütternder Anblick, diese Schar hungernder kleiner Menschen, die

mit vor Gier funkelnden Augen ihre Suppe in Empfang nahmen und den Brotladen sofort verschlangen.

Und dicht daneben sehe ich zwanzig halbwüchsige Mädchen. Jedes einzelne hat einen Fettschweinchen vor sich, und stundenlang, kaum durch kurze Pausen unterbrochen, stopft man diesen Hammeln, genau so, wie wir in der Heimat Gänse nudeln, zusammengedrehte Bündel Maulbeerblätter in den Schlund. Sie setzen bald, genau wie die Gänse, Massen von Fett an, bis sie sich nicht mehr bewegen können, dann werden sie geschlachtet und verschwinden als gesuchte Leckerbissen auf den Tafeln der türkischen Effenis in Beirut. Welch schreiender, echt orientalischer Gegensatz zu der Schar hungernder Kinder. —

Einen Tag später wieder ein neues Bild: gestern am Gestade des blauen Mittelmeeres — heute im Zeltlager von Rajaf, gestern Kultur und orientalischer Luxus in Unterkunft und Verpflegung — heute Zeltleben, Schlafen, Essen, Trinken kriegsmäßig. Das ist der Krieg und zwar der Krieg des Orients.

Rajaf, ein unscheinbarer, aus halbzerfallenen Lehmhäusern bestehender kleiner Ort, ist die Hauptstation der Bahn Beirut—Damaskus, gleichzeitig die Umschlagstelle für die mit der Aleppobahn kommenden, für den Süden bestimmten Güter. Rajaf stellte in dieser Eigenschaft einen ganz besonders wichtigen Punkt dar für den gesamten militärischen Transportverkehr nach der Palästinafront. Die deutsche Heeresleitung hatte sofort mit Beginn der Palästina-Operationen ihr Augenmerk auf diesen Punkt gerichtet und in der richtigen Erkenntnis, daß an dieser Bahn-Umschlagstelle mit einer erheblichen Stauung der Transporte zu rechnen sein würde, eine Ortskommandantur mit größter Machtbefugnis eingerichtet.

Der deutsche Generalstab konnte allerdings damals noch nicht ahnen, bis zu welchem Umfange das Verkehrshindernis Rajaf weiterhin infolge der mehr und mehr in die Erscheinung tretenden Unzulänglichkeiten der syrischen Eisenbahn sich auswachsen und wie lähmend dieses in die Bahnnetappellinie eingeschaltete „Stauwehr“ auf die ganzen Unternehmungen an der Front wirken sollte. Zunächst galt es, bei dem Bahnhof Rajaf Schuppen und Magazine zu bauen für Munition und alles andere sich hier stapelnde Heeresgut — aus einem Nichts; denn es fehlte an jeder Art Baumaterial. Die „Zedern des Libanon“ aus den Zeiten König Hiram und Salomo waren schon unter der Römerherrschaft zur Sage geworden und finden sich heute nur noch in einigen vorzeitlichen Resten, die als Naturdenkmal geschont werden. Die spärlich vorhandenen

Baracken und sonstigen Unterkünfte waren von den Türken von vornherein, getreu den Grundsätzen unserer östlichen Bundesgenossen, mit Beschlagnahme belegt und wurden mit der ihnen eigenen passiven Hartnäckigkeit festgehalten. Man war also in der Hauptsache auf Zelte angewiesen, die vom deutschen Kriegsministerium allerdings in sehr reichlicher Zahl dem deutschen Asienkorps und der Heeresgruppe mitgegeben waren. Aber schon damals waren sie aus wenig haltbarem Stoff hergestellt und den subtropischen Witterungseinflüssen Syriens nicht gewachsen.

Besonders verhängnisvoll gestaltete sich der gänzliche Mangel dauerhafter massiver Unterkünfte für den Sanitätsdienst; auch für Lazarettzwecke konnten nur Zelte in Frage kommen. Und doch genügte ein oberflächlicher Einblick in die Örtlichkeit und das noch in der ersten Entstehung begriffene Heerlager bei Rajak, um zu erkennen, daß gerade hier mit einem sehr großen Krankenzugang zu rechnen sein würde.

Rajak liegt im oberen Quellneß des *Nar i Litani* zwischen Libanon und Antilibanon, das zu Ende der trockenen Sommerzeit zwar unter ausgesprochenem Wassermangel litt, das aber mit Einsetzen der Regenzeit Ende Oktober in einen ausgedehnten Sumpf sich verwandelte. Der tiefe schwarze Boden mußte dann zum unpassierbaren Morast werden, Nässe und Kälte — Rajak hat bei 1100 m Meereshöhe von November bis März ein sehr rauhes Klima — mußten unfehlbar höchst ungünstig auf den Gesundheitszustand der sicher hier zu längerem Bivakieren gezwungenen deutschen Truppen einwirken.

Wenn auch in der kalten Jahreszeit in Mittelsyrien nicht mit frischer Malaria in größerem Umfange gerechnet zu werden brauchte, hatte doch die Erfahrung in Mazedonien gelehrt, daß gerade das Einsetzen der kühlen, nassen Jahreszeit besonders hartnäckige Rückfälle der Malaria auszulösen geeignet ist. Als mit Malaria infiziert mußte ich aber einen guten Teil unserer deutschen Truppen bereits bei ihrem ersten Eintreffen in Nordsyrien ansehen — die Lazarette Aleppo hatten eine nicht mißzuverstehende Sprache geredet. Die schematische Chininprophylaxe hatte in Wirklichkeit nicht das gehalten, was man sich in der Heimat bei Abgang der Transporte von ihr versprochen hatte. Stand doch fest, daß die ersten Malariainfektionen bereits in der Donau-Tiefebene und Thrazien erfolgt waren, denen sich dann Kleinasien, besonders die Orte Bozanti, Karapınar und die Fieberenebene von Adana wirkungsvoll anschlossen.

Ernste Sorge machte uns die Ruhr, die, besonders von den Mannschaften der Kraftwagenkolonnen, überhaupt erfahrungsgemäß aus naheliegenden Gründen die gefährlichsten Übermittler ansteckender Krankheiten im Felde, nach Rajaf eingeschleppt, hier zu einem bösartigen Seuchenherd sich auswachsen konnte. Endlich sei hier schon darauf hingewiesen, wie gesundheitlich gefährdet unsere deutschen Soldaten in dem Heerlager von Rajaf durch das unvermeidliche nahe Zusammenkommen mit den gleichfalls dort lagernden türkischen Truppen sein würden, wie die Möglichkeit der Fleckfieberübertragung hierdurch in unmittelbare Nähe rücken mußte.

Alle diese Erwägungen drängten sich mir auf, als ich zum ersten Male nach Rajaf kam und die zu treffenden sanitären Maßnahmen in den Bereich meiner Überlegungen zog. Allerdings konnte für mich nur die Festlegung von Richtlinien im großen in Frage kommen; alle Einzelheiten der Ausführung mußte und durfte ich dem Etappenarzt und den geschulten Truppenärzten überlassen. So viel aber stand fest, daß Rajaf der Sitz einer aufnahmefähigen Krankensammelstelle, einer Entlassungsanstalt und eines für die erste Aufnahme bereiten Feldlazarett sein mußte. Gleichzeitig allerdings erkannte ich, daß das Zeltlager von Rajaf für einen wirklichen stationären Lazarettbetrieb nicht den geeigneten Boden abgab, daß vielmehr für die Einrichtung eines nach deutscher Art geleiteten Kriegslazaretts nur einer der in erreichbarer Nähe liegenden größeren Orte mit festen Gebäuden und günstigen hygienischen Verhältnissen in Frage kommen konnte.

Mein Blick richtete sich in erster Linie auf das in mittlerer Höhe in den Libanon eingebettete Weinstädtchen Zahle (15 km westlich Rajaf), das, als Luftkurort längst beliebt, alle Vorteile für eine Lazarettanlage bot, zumal es von Rajaf aus mit der Bahn oder dem Kraftwagen in aller Kürze zu erreichen war. Die an Ort und Stelle mit dem Raimakam in der üblichen Weise bei Kaffee und Zigarette fast endlos sich hinziehenden Verhandlungen hatten äußerlich ein recht günstiges Ergebnis. Es überraschte mich aber nicht, schon tags darauf wieder feststellen zu müssen, daß beim Türken zwischen Versprechen und versprochenes Halten ein sehr weiter Weg ist, und daß ohne grobe Gewaltanwendung, die leider im Interesse des Friedens laut höherem Befehl zu vermeiden war, wie so oft auch hier die Forderung nach geeigneten umfangreichen Gebäuden für ein deutsches Lazarett nicht durchzudrücken war. So blieb nur Damaskus mir für meine Zwecke übrig, wenngleich

Damaskus erheblich weiter von Rajak entfernt und zwischen beiden Punkten der Antilibanon zu überwinden war.

Auf der Rückfahrt von Zahle nach Rajak sollte ich übrigens erfahren, daß in diesem sonst paradiesisch gelegenen, von Milch und Honig fließenden Stückchen Erde die persönliche Sicherheit noch recht fraglich war. Hart am Wege lag ein eben von Räubern erschlagener Mann, und man war dabei, ohne viel Aufhebens ihn einzugraben. Es handelte sich eben um ein alltägliches Vorkommnis. Wenige Kilometer weiter stattete ich einem deutschen Fliegeroffizier, Führer der dicht bei Rajak liegenden Kampfstaffel, einen Krankenbesuch in seinem Zelte ab. Er war so leichtsinnig gewesen, allein und nicht genügend bewaffnet in die nahen Berge zu gehen. Hauptmann W. sah sich plötzlich zwei Räubern gegenüber, die ihn schwer mißhandelten, bis auf das Hemd beraubten und ihn hilflos, gebunden in der Schlucht liegen ließen. Nur einem Zufall verdankte er sein Leben. In diesem Falle allerdings gelang es schnell, der Banditen habhaft zu werden; bereits nach wenigen Tagen wurden sie in Damaskus gehängt.

Der Morgen des 23. Oktober fand mich bereits im Antilibanon auf der Weiterfahrt nach Damaskus, nachdem die Abfahrt von Rajak eine unliebsame Verzögerung infolge Ablösung meines Wagenführers erfahren hatte. Da dieser unzuverlässige Mann auf der Libanonfahrt durch unverantwortlich leichtsinniges Steuern auf schwierigster Strecke mich wiederholt dem Abstürzen nahegebracht hatte, ließ ich ihn in Rajak ablösen. Die Antwort war heimliche schwere Sabotage des Wagens, die auf offener Strecke im schwierigsten Berggelände zu einer Panne führte, wider Erwarten aber keinen ernstern Unfall zur Folge hatte. Ich erwähne dieses an und für sich belanglose Ereignis, weil es, ein Wetterleuchten des späteren inneren Zusammenbruches, kennzeichnend war für den Geist des sittlichen Zerfalles, der damals bereits, besonders unter den Kraftfahrtruppen, umging und wie heimliches Gift um sich fraß.

Die Paßstraße durch den Antilibanon, wieder der uralte Verkehrswege zwischen der phönizischen Küste und Babylonien—Indien, befand sich in leidlichem Zustande und zeigte zur Zeit einen lebhaften militärischen Karawanenverkehr. Zahlreiche berittene türkische Patrouillen ließen erneut erkennen, wie es mit der persönlichen Sicherheit bestellt war. Nach Überschreiten der Paßhöhe werden die kahlen Felsen allmählich grüner. Mehr und mehr vereinigen sich die kleinen Wasserläufe zu dem anfangs schmalen Barada-Bach, der aber schnell zur

lebenspendenden Ader wird und, wohin er kommt, ein saftiges Grün in das Grau der Felsenöde einzeichnet. Immer zahlreicher werden die Plätze, an denen die Lastkamele, zu acht bis zehn die Köpfe zusammengesteckt, wiederkäuend daliegen. Die Luftwärme ist mäßig, die Luft kristallklar, aber die Sonne prallt von den fahlen Felsen zurück und läßt das ohnehin dunkel gebrannte Gesicht wie Feuer glühen.

Das untere, tief eingeschnittene Tal des Barada wandelt sich mehr und mehr in ein immer breiter sich entfaltendes grünes Band, üppige Fruchtbarkeit nach allen Seiten spendend. Chrysorhoas, Goldfluß, nannten die alten Griechen den Fluß wegen des reichen Segens, der von ihm ausging und die Damaszene*) zu jener Dase wandelte, in die menschliche Sehnsucht das Paradies der Schöpfung verlegt hat.

In eilender Fahrt flogen Landhäuser und Kioske, kleine zierliche Marmor-Filigran-Moscheen, eingebettet in Rosen- und Myrthengärten, Granatgebüsch und Olivenhaine an mir vorüber; Feigen-, Pfirsich- und Aprikosenbäume, überschattet von dem weitausladenden Dunkelgrün der Walnußalleen, umfassen wie ein weiches Polster von Samt das Kleinod, die „Perle des Orients“, Damaskus, das sich da im Scheine der sinkenden Sonne vor meinem Auge ausbreitet. Ich bin am Ziel, neue Aufgaben warten meiner.

Bereits jetzt konnte es für mich keinem Zweifel unterliegen, daß Damaskus eine besondere Aufgabe in der Organisation des Stappendienstes zufallen würde. Die ungewöhnliche Länge der Bahnetape von Aleppo bis Jerusalem (600 km) machte auf allen Gebieten organisatorische Maßnahmen und Einrichtungen notwendig, die den Rahmen der für Kriegsschauplätze Europas ausreichenden Bestimmungen überschreiten mußten.

Die Bedeutung der Stadt Damaskus ist durch ihre geographische Lage bedingt. An dem Kreuzungspunkt der beiden alten Völkerstraßen Babylonien—Mittelmeer, Ägypten—Kleinasien gelegen, wurde Damaskus schon in grauer Vorzeit — die Tell el Amarna-Briefe und Inschriften in Karnak aus dem 15. Jahrhundert vor Christi erwähnen Timasku — ein Verkehrszentrum ersten Ranges. Von hier nimmt noch heute die große Pilgerstraße nach den heiligen Städten Mekka und Medina ihren Ausgangspunkt. Die moderne Zeit hat dem, wenn auch die Bedeutung von Damaskus durch Aufbarmachung des Seeweges nach Indien wesentlich einbüßte, durch Einrichtung entsprechender Bahnlinien Rechnung getragen, die für die strategischen Zwecke im

*) Landschaft von Damaskus.



Damaskus



Illustr. Verlag Groß.

Tempelruinen von Baalbet
mit dem schneebedeckten Libanon



Das Sarmut-Tal von der Bahn aus



Tiberias am See Genezareth

gegenwärtigen Kriege von ausschlaggebender Wichtigkeit waren. Der fruchtbare Hauran, die Kornkammer Syriens, und das Ostjordanland einerseits, Palästina, Jerusalem und der Kriegsschauplatz an der Jerusalem-Gazafront andererseits waren bahntechnisch betrachtet von Damaskus als Mittelpunkt abhängig.

Die weite Entfernung des Etappenhauptortes Aleppo machte mir bereits in Damaskus eine wirklich unmittelbare und schnelle Fühlungnahme mit dem Etappenarzt nahezu unmöglich. Der Fernsprechkverkehr versagte so gut wie ganz, der Fernschreiber- und Telegraphendienst arbeitete nur mit sehr großer Verzögerung. Mit Sicherheit war vor auszusehen, daß der Nachschub von ärztlichem Personal und Material und umgekehrt der Abschub Kranker und Verwundeter solchen Verhältnissen, besonders auch mit Rücksicht auf die unvermeidlichen und sicher immer mehr zunehmenden Störungen und Hemmungen auf der Umschlagstelle Rajak, ernste Störungen erfahren würde.

Entweder mußte also sofort der Etappenhauptort von Aleppo nach Damaskus verlegt oder aber Damaskus zu einer Art zweiten Etappenhauptortes ausgestaltet werden. Aber auch dann war es unvermeidlich — soviel wurde sofort klar —, daß der etwa in Jerusalem seinen Sitz habende Armeearzt für den ganzen vorderen Abschnitt des Etappengebietes die Aufgaben des Etappenarztes persönlich übernehmen mußte.

Weiter ergab sich aus der örtlichen Lage von Damaskus, daß hier die Möglichkeit gegeben sein mußte, die von der Front zurückflutenden Kranken und Verwundeten und die Kranken der Etappe selbst, um ihnen zunächst die weite Bahnfahrt nach Norden und den Aufenthalt in Rajak zu ersparen, in ruhige, geordnete, stationäre Lazarettbehandlung zu nehmen. Schon 1917 hatte der Erfahrungssatz leider volle Geltung gewonnen, daß die Wahrscheinlichkeit, den wegen Verwendungsunfähigkeit abtransportierten und wieder dienstfähig gewordenen Mann an der Front wiederzusehen, in umgekehrt proportionalem Verhältnisse zur Entfernung von der Front stand. Wer vollends nach Konstantinopel abtransportiert war, blieb erfahrungsgemäß wie die Fliege am Honig hängen und fiel überhaupt dauernd für den Frontdienst aus.

Damaskus ist die zweitgrößte Stadt der Türkei und weist naturgemäß eine Menge geräumiger Häuser auf, die für Errichtung eines Kriegslazarettes größten Umfanges geeignet waren. Leider waren sie fast alle bereits für türkische Lazarettzwecke mit Beschlag belegt. Immerhin gelang es mir, durch persönliche Vorstellungen bei dem türkischen Armeekorpskommando, D j e m a l P a s c h a, wenigstens eine Erweiter-

rung des schon bestehenden deutschen Lazarets durch Hergabe einiger geeigneter Gebäude zu erreichen. Überhaupt machte sich hier die starke Hand Dje mal Paschas in wohlthuender Weise bemerklich. Sein Generalstabschef, Oberst Ali Fuad Bey, sprach ziemlich geläufig deutsch und hatte Verständnis auch für Bedürfnisse, die über den eigentlichen türkischen Rahmen hinausgingen. Der Stab des Armee-Oberkommandos war, wenigstens äußerlich, ganz nach deutschem Muster organisiert; selbst an einem Armee-Hodja, der die Seelsorge des türkischen Astar, allerdings wohl nur theoretisch, unter sich hatte, fehlte es nicht. Der leitende Sanitätsoffizier und sein Adjutant hatten beide in Deutschland einen Teil ihrer militärärztlichen Ausbildung genossen und förderten in dankenswerter Weise meine organisatorischen Arbeiten als Armeearzt.

Das deutsche Stappenlazarett unter Leitung seines rührigen Chefarztes, Stabsarzt Keller, machte einen sauberen und hygienisch wohlgepflegten Eindruck; es lag inmitten eines der Damaskus sein üppiges Gepräge gebenden Gärten. Er ließ selbst jetzt in der trockenen Zeit dank einer reichlichen Verrieselung mit seinen im leuchtenden Purpur stehenden Oleander- und Granatapfelsträuchern erkennen, mit welcher paradiesischen Pracht die Natur nach der Regenzeit sich hier schmücken würde. Die Verpflegung war nach deutscher Art geregelt und reichlich. Dankbar gedenke ich eines edlen Weines, der den Namen „der Trost der Kreuzfahrer“ führte, jetzt aber, wie man mir bedauernd sagte, zum „Trost der Kraftfahrer“ herabgesunken war.

Über die Person Dje mal Paschas, ob er in seinem Herzen deutschfreundlich gesinnt war oder aber in der deutschen Heeresgruppe einen lästigen Eindringling in die eigene syrische Domäne erblickte, waren die Ansichten sehr geteilt. Ein sicheres Urteil über solche Frage ist bei dem Charakter des Türken, der dem Fremden wohl nie einen Einblick in sein wirkliches inneres Denken und Fühlen gestattet, schwerlich abzugeben. Sicher war aber, daß Dje mal, beseelt von echter Hingabe an den großtürkischen Gedanken und getrieben von höchstem persönlichen Ehrgeiz, alles daran gesetzt hatte, die reichen natürlichen Mittel seiner Provinz — mit Recht hieß er der Satrap von Syrien — bis zur höchsten Kraftentwicklung zu bringen und ausschließlich für den Krieg nutzbar zu machen. Die despotische Veranlagung eines Dje mal scheute sich allerdings nicht, für richtig und notwendig erkannte Maßnahmen selbst auf Kosten der armseligen und ohnehin unter dem Schrecken eines bald zehnjährigen Kriegszustandes leidenden Bevölke-

rung rücksichtslos durchzuführen. Mit grausamer Härte schwang der Krieg seine Hungerpeitsche über dem unglücklichen Lande, und es war ein jammervoller Anblick, neben den längs der Bahn aufgestapelten Getreidehaufen, die ausschließlich für die türkischen Truppen bestimmt waren, Weiber und Kinder vor Hunger sterben zu sehen. Bei einem Gang durch die Straßen von Damaskus in früher Morgenstunde aber stieß man nicht selten auf die zu Skeletten abgemagerten kleinen Menschenkinder, die in der Nacht der Tod von ihrem Elend befreit hatte. Immer wieder bäumte sich das Innere des Kulturmenschen auf gegen solchen namenlosen Jammer, dem man doch ganz machtlos gegenüberstand.

Dje mal hatte, wie bereits erwähnt, auch die Sicherung des Sanitätsdienstes in den Bereich seiner organisatorischen Tätigkeit gezogen. Bei seinen wiederholten Besuchen der türkischen Lazarette wußte er dahin zu wirken, daß der sonst so häufig beobachtete Schlen-drian hier nicht zur vollen Blüte gelangen konnte. Auch das deutsche Lazarett konnte sich öfters seines Interesses erfreuen und war jedesmal seiner besonderen Anerkennung sicher.

In dankenswerter Weise hatte Dje mal die eigene Herstellung von Verbandmitteln in die Hand genommen. Die Ebene von Adana erzeugte Baumwolle in reichlichen Mengen, die nun in Damaskus im großen zu einer sehr brauchbaren Verbandwatte umgearbeitet wurde. Ich stattete dieser Fabrik einen eingehenden Besuch ab und konnte mich überzeugen, wie die rohe Baumwolle fast ausschließlich durch Handarbeit eingeborener, besonders geschulter Frauen und Mädchen den Werdegang bis zur feinfaserigen Verbandwatte durchmachte. Interessant war es für mich, festzustellen, mit welch einfachen, geradezu urwüchsigen Werkzeugen diese Arbeit geleistet wurde. In einem der vielen Räume saßen etwa fünfzig, vom Kopf bis zu den Füßen in Weiß gehüllte Mädchen, deren dunkle, scharfgeschnittene, zum Teil klassisch regelmäßige semitische Gesichtszüge sich wirkungsvoll gegen das Weiß abhoben. Im gleichmäßigen Takt wurde die Baumwolle hier mittels großer, elastischer, mit einer Sehne bespannter Bogen gelockert; ein eintöniger, melodischer Gesang begleitete die Arbeit. Unwillkürlich erinnerte das ganze Bild an alt-ägyptische Fresken, auf denen die gefangenen jüdischen Weiber die gleiche Arbeit in nahezu gleicher Kleidung mit den gleichen Holzbogen verrichteten. Wieder ein Beispiel, wie im Orient die handwerksmäßige Herstellung mancher lebenswichtiger menschlicher Bedarfsgegenstände seit Jahrtausenden nahezu dieselbe geblieben ist und sich heute derselben

Werkzeuge bedient, die in jenen alten Zeiten bereits als zweckmäßig erkannt wurden.

Für mich war es von großem Wert, mir diese Quelle von Verbandmaterial ebenfalls für die Versorgung der deutschen Truppen zu sichern, da ja bei den überaus unzulänglichen Eisenbahnverbindungen damit zu rechnen war, daß auch der Nachschub von Sanitätsmaterial aus Deutschland für unsere Truppen eine Hemmung erfuhr. Aufgabe des von mir in Damaskus eingerichteten Sanitätsdepots war es, mit der türkischen Verwaltung deshalb in dauernder Fühlung zu bleiben.

Die Zeit meines erstmaligen kurzen Aufenthaltes in Damaskus war mit der Erledigung dienstlicher Aufgaben reichlich ausgefüllt; aber selbst im Drang dieser Arbeiten war es schwer, sich dem Einfluß ganz zu entziehen, den Damaskus, „die älteste Stadt der Welt“, auf den Besucher ausübt. Als Thutmosis III. von Ägypten um 1480 v. Chr. Geburt seine schwere Hand auf Syrien legte, war Damaskus schon eine alte Stadt; seit jenen Zeiten hat es immer wieder im Brennpunkt der vorderasiatischen Völkerstürme gestanden. Die Bibel erwähnt die Stadt wiederholt, zum ersten Male als die Heimat *Eli sers*, des Hausmeisters *Abrahams*. Das Reich Juda, Babylonier, Assyrier und Perser kämpften im blutigen Ringen um den wichtigen Handelsplatz. Alexander von Mazedonien, Römer, Araber, Mongolen und Türken wechselten in blutiger Reihenfolge einander ab im Besitz dieses wichtigen „Hafens der syrischen Wüste“. Der Weltkrieg hat Damaskus von neuem in den Mittelpunkt der verschiedenartigsten Interessentkämpfe gestellt. Und jetzt? Nachdem das türkische Reich nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges durch einen schmachvollen Diktatfrieden zerschlagen und zu einem hilflosen Torso herabgesunken ist, erhebt sich der Streit um Damaskus von neuem; nur sind an Stelle asiatischer Despoten mit ihren beutegierigen Horden jetzt die siegreichen westeuropäischen, von unersättlicher Ländergier getriebenen Mächte England und Frankreich getreten, die untereinander und gegen ein nationalistisch sich erhebendes Arabertum den Kampf um den Siegespreis weiterführen. Lange noch wird der Kampf toben, bis das alte Damaskus, das „Auge des Orients“, Frieden finden wird.

Wenn der Fremde, von Norden kommend, zum ersten Male Damaskus betritt, findet er sich einer neuen Welt gegenüber. Gefättigt von den tiefen Eindrücken, die in ihm die Antike, die gewaltigen Baureste und die heidnische Kultstätte des alten Heliopolis, einprägten, weht ihm bei Damaskus zum ersten Male der wunderbare Odem alt- und neuteamentlicher Geschichte und Legende aus dem kleinen steinigen Lande

Palästina entgegen, und das Wort Jehovas klingt in seinem Innern: „Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen; denn der Ort, darauf du stehst, ist ein heilig Land.“

Das Äußere der alten Stadtteile verkörpert zwar auch heute noch orientalisches Leben und Treiben in seiner reinsten Form, und bei einem Gang durch die halbdunkeln Basare mit ihren von weit hergebrachten Schätzen und Raritäten sieht man sich wieder ohne große Phantasie in die Zeiten der Märchen aus 1001 Nacht versetzt. Die Hauptstraße, Darb el Mustakim, ohne Zweifel jene „Gasse, die da heißt die gerade“, in der das Haus des S u d a mit der Wohnung eines Mannes, namens S a u l von Tarsus, stand, wird damals kaum wesentlich anders ausgesehen haben als heute, mit ihren klappernden Wasserverkäufern und schreienden Fruchthändlern. Betrittst du die Omajaden-Moschee und läßt du den ganzen gewaltigen Zauber dieses einst als Weltwunder berühmten Baues auf dich einwirken, so fällt dein Auge auch auf ein zierliches, mit Marmorfiligranarbeit geschmücktes Kenotaphium im Innern der weiten Halle. „Jochanaan!“ sagt dein arabischer Führer und macht mit der Hand die Gebärde des Halsabschneidens; es ist das Grabmal J o h a n n e s des Täufers, wenigstens soll nach der Überlieferung in ihm sein Haupt beigesetzt sein.

Reich und üppig, fast unentwirrbar ist der Kranz, den die christliche Legende seit 2000 Jahren auch um Damaskus geschlungen hat. Ehern aber und auf fester geschichtlicher Grundlage stehend, erhebt sich in diesem Rankengewirr frommer Mythe die gewaltige Gestalt des Apostels ab, der hier aus einem Saulus zum Paulus wurde.

Wer könnte, vor Damaskus Toren sich ergehend, der gewaltigen ergreifenden Plastik der Bekehrungsgeschichte des Paulus sich entziehen?

Der fromme Pilger sucht und findet an den heiligen Stätten all das, woran sich sein naiv-kindlicher Glaube in sicht- und greifbarer Form anzuklammern sucht. So mag er auch mit stiller, gläubiger Dankbarkeit jene Stelle an der Stadtmauer von Damaskus besuchen, von der Paulus den Korinthern erzählt: „Und ich ward in einem Korbe zum Fenster durch die Mauer niedergelassen und entrannt aus seinen Händen.“

Schon einmal führte mich der Weltkrieg mit den Spuren des Apostel P a u l u s zusammen. Das war damals, als ich in Mazedonien auf der Straße von Monastir im sechzigpferdigen Benzwagen nach Ochrida fuhr und mir sagte: hier wandelte Paulus damals zu Fuß, als er von Thessalonich (Saloniki) kommend, sich nach Ochrida am albanischen Gebirge be-

gab, um dort das Wort des Herrn der kleinen christlichen Gemeinde zu verkünden.

Am 25. Oktober hatte ich meine Arbeiten in Damaskus beendet und konnte, diesmal für einen Tag mit der Hedschasbahn, die Weiterreise über Derad nach Asule antreten. Der Aufenthalt in dem engen Schweißkasten des Waggons zählt nicht zu den Genüssen; der Benzinkocher als unentbehrlicher Reisebegleiter trug, in Tätigkeit gesetzt, nicht dazu bei, die Stickluft in dem engen Abteil zu verbessern. Bis Derad durchläuft die Bahn die Landschaft Dscholan mit einer mittleren Höhenlage von 500 bis 600 Metern. Dann biegt die Linie scharf nach Westen ab, um im Tal des Jarmuk hinunter dem Jordantal zuzustreben. War bis Derad die Luftwärme durchaus erträglich, so nahm sie von da an allmählich zu, um im Laufe der Nacht einer erdrückenden Schwüle Platz zu machen. Der Jarmuk, der Hieromykes der alten Griechen, entspringt am Hauran und mündet in den Jordan dicht an dessen Ausfluß aus dem See Genesareth. Der sehr wasserreiche Fluß strömt in einem tiefeingeschnittenen schluchtartigen Erosionstal dem Jordan zu und scheidet die Landschaft Dscholan, die alte Gaulonitis, von Abdschlun, dem Gilead der Bibel. Die steilen Uferwände des Jarmuktals sind von einem hohen romantischen, landschaftlichen Reiz. Die Eisenbahn, ein Werk deutscher Ingenieure, muß an einzelnen Stellen die Seitentäler mittels Viadukten, Tunnel und Felsentoren zu Hilfe nehmen, um dem gewaltigen Steilabfall der Talsohle gerecht zu werden. Derad hat eine Höhe von 529 Meter über dem Meere, die Sohle des Jordantales bei der Station Samach aber eine solche von 208 Meter unter dem Meeresspiegel; auf verhältnismäßig kurzer Strecke von sechzig Kilometer sind also 737 Meter zu überwinden. Liegt Derad auf dem kühlen Hauran-Hochplateau, so weist das Jordantal am See Genesareth auch in der kühlen Jahreszeit subtropische Wärmegrade auf, die das Klima dort in der heißen Zeit den von Norden kommenden Reisenden geradezu als tropisch empfinden läßt.

Wenige Kilometer von Samach berührt die Bahn die warmen Bäder von El Hammi, die schon im Altertum als die Bäder von Gadara bekannt und berühmt waren. Einer der auf der syrischen Bahn nicht weiter auffallenden Defekte an der Maschine des Zuges bot erwünschte Gelegenheit, die Heilquellen zu besuchen, die unter starker Entwicklung von Schwefelwasserstoff mit 49°C Wärme aus kreisförmigen Erdrüchtern emporprudeln und ohne Frage für Haut- und rheumatische Leiden von großer Heilwirkung sind. Die noch heute vorhandenen Reste alt-römischer gewölbeartiger Bauten lassen erkennen, daß man im Altertum

bereits, genau wie heute die Beduinen, die ich dort badend antraf, sehr wohl den Wert der Quellen kannte. Geologisch und nach Zusammenfügung stehen sie wohl mit den am Ufer des See Genesareth bei der Stadt Tiberias befindlichen Heilquellen in engem Zusammenhang. El Hammi liegt im Lande der alten Gadarener und gilt als Ort, an dem Jesus den Beseffenen heilte.

Gegen Mittag hielt der Zug auf der Station Afule in der Ebene von Jesreel oder Esdrelon. Ich war am Ziel. Von der Höhe im Norden winkte Nazareth, der Ort, von dem das Licht der Welt kam, eingebettet in die Klüfte und Talmulden des Dschebel es Sich, dem südlichen Steilhang der Berge von Galiläa.

Die Prüfung der Karte hatte mich bereits gelehrt, daß Afule und Nazareth für den Abtransport und die Unterkunft der von der Gaza-Front zurückströmenden Verwundeten und Kranken von besonderer Bedeutung sein würden. Ersterer Ort kam als Krankensammelstelle und Ortslazarett — von Afule aus biegt die Stichbahn über Dschenin nach Nablus im Gebirge Samaria ab —, letzterer als erste großes, stationäres Aufnahmelazarett für deutsche und türkische Truppen in Frage. An Ort und Stelle erkannte ich allerdings, daß Afule als militärischer Verkehrsknotenpunkt nach Einsetzen der Regenzeit, die die weite Ebene Jesreel zu einem großen Sumpf wandeln mußte, eine äußerst ungünstige Lage haben würde und für größere Einrichtungen ungeeignet war. Ferner konnte der Verwundetenverkehr durch die sumpfige Niederung und die steile Serpentine hinauf nach Nazareth nur mit starkem Einsatz von Sanitätskraftwagen möglich sein, aber auch das nur, wenn der Weg bis zum Steilabfall des Gebirges eine wesentliche Besserung erfahren haben würde. Afule selbst war ein elendes Beduinen Dorf mit zerfallenen Lehmhütten und litt zudem trotz sumpfigem Boden an Wassermangel, da das vorhandene Oberflächenwasser infolge der überaus großen Verdunstung in der sonnendurchglühten Ebene stark salzhaltig war.

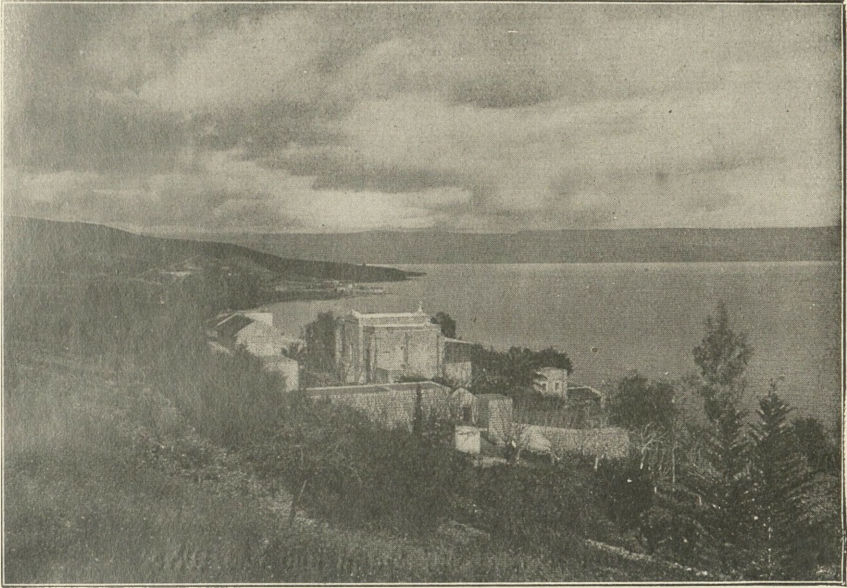
Nazareth ist eine kleine schmutzige Bergstadt, halb zerfallen und trümmerhaft wie alle türkischen Orte Palästinas. Einen gewissen Gegensatz hierzu bilden die zahlreichen, zum Teil prunthast gebauten christlichen Pilgerheime und Waisenhäuser, die naturgemäß für Lazarett Einrichtungen in erster Linie in Frage kamen und von den Türken bereits als solche in Gebrauch genommen waren. Für mich kam es darauf an, auch für die deutschen Heeresangehörigen eine Lazarettunterkunft zu schaffen, und die gesamte Organisation in einer Hand zu vereinigen.

Die Straßen und Gassen Nazareths sind bis auf die Hauptstraße eng, winkelig, dunkel und erlauben wegen ihrer Steilheit keinen Wagenverkehr. Ein von mir unternommener Versuch, im Rollwagen, gezogen von drei mageren Kleppern, die Höhe zu erreichen, endigte schon nach kurzem durch Umrücken in der Straßengasse.

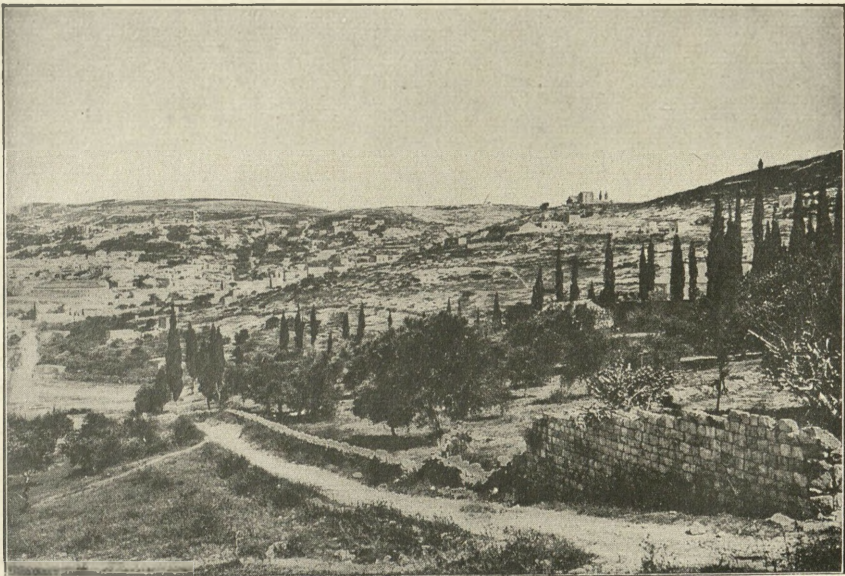
Der türkische Ortskommandant, ein alter verabschiedeter Oberstleutnant von der Artillerie, zeigte sich, von Damaskus aus mit Weisungen versehen, mir entgegenkommend und gastfreundlich. Es gelang mir, in dem österreichischen Hospiz und der danebenliegenden französischen Schule geeignete Räume für ein deutsches Lazarett sicherzustellen. Die amtierenden Brüder des von Zypressen, Orangenbäumen und Myrthen umschatteten Hospizes schienen glücklich, auf diese Weise der türkischen Beschlagnahme zu entgehen und boten mir in jeder Beziehung hilfreiche Hand.

Das türkische Stabsquartier befand sich in der Casa nuova, einem geräumigen Pilgerheim des gegenüberliegenden Franziskanerklosters. Dieses über der Grotte der Verkündigung erbaut, jener heiligen Stätte, an der der Engel Gabriel Maria die Botschaft der Mutterwerdung Christi überbrachte, ist das Sehnsuchtsziel für die Pilgerschaft der ganzen Welt. Nur kurze Zeit konnte ich heute dem Besuche der heiligen Stätte widmen. Die Ecclesia Annuntiationis steht auf den Trümmern und Mauern mehrerer vorausgegangener Kultstätten, deren Schichten man heute noch erkennt. Ägyptische Porphyrsäulen werden sichtbar, römische Kapitäle, zu unterst aber eine der in Palästina nicht seltenen Steinhöhlen, die, von Ureinwohnern in vorgeschichtlicher Zeit angelegt, auch der Jungfrau Maria als Wohnraum gedient haben mag. Bruder Sebastian, ein jovialer, stark amerikanisierter, biederer Westfale, führte mich: „Hier stand der Engel Gabriel, dort kniete Maria, als sie die Botschaft entgegennahm. Aber,“ so fügte er mit naiver Offenherzigkeit hinzu, „das brauchen Sie nicht alles zu glauben, es ist ja nur Legende!“ Bruder Sebastian steht dem allen stark kritisch gegenüber, noch mehr zeigt er sich als Skeptiker in der sogenannten Werkstatt des Vater Joseph. Erst wenn er auf die Person Jesu selbst zu sprechen kommt, legt er sein breites gemüthliches Gesicht in frömmere Falten.

Das Ganze hier in Nazareth ist eben im Laufe von nun bald 2000 Jahren für die Pilger und von den Pilgern ihrer frommen Gläubigkeit zuliebe legendär zurechtgeschnitten. Man mag ruhig von alle dem absehen, die ganze Örtlichkeit wirkt doch gewaltig auf den empfänglichen Menschen. „Hic verbum caro factum est“ — „Hier ist das Wort Fleisch



Landschaft am See Genesareth bei Tappha



Nazareth

geworden“ — sagt einfach die alte Altarinschrift, hier hat Jesus seine Jugend verlebt, hier wurde er erzogen, dort an jenem Brunnen, an dem eben türkische Soldaten ihre Pferde tranken, hat ohne Zweifel das Kind Jesus lange Jahre mit seiner Mutter Wasser geschöpft; dort in jener Synagoge hatte er seine ersten Dispute mit den Pharisäern und Schriftgelehrten.

Der türkische Ortskommandant ließ es sich nicht nehmen, meinen Adjutanten und mich zum kurzen Mahl in das kühle Refektorium der Casa nuova zu laden, wo ich die türkischen Sanitätsoffiziere zu meiner Begrüßung versammelt antraf. Die einzelnen aufgetragenen Gänge, Hammel und wieder Hammel, schwammen nach herkömmlichem Brauch in Fett und Öl, das der Koch mir zu Ehren wohl noch besonders reichlich bemessen hatte. Wie man früher zu Haus an festlicher Tafel wohl Salzmandeln naschte, so standen neben unserem Gedeck noch kleine Schüsseln mit trocken geröstetem Hammelgehirn und Hammelnieren, die man wohl oder übel als höfliche Beigabe aufknuppeln mußte. Doch weiter!

Die Fahrt nach Haifa geht durch leicht welliges Gelände der Landschaft Galiläa. Mit Freude begrüße ich das blaue Meer, dessen grüner Strand mit seinen ausgedehnten Palmenhainen geradezu tropisch wirkt. Links der Fahrstraße wächst aus der Ebene Jesreel der langgestreckte massige Bergrücken des Karmel heraus und zieht sich längs des Weges dem Meere zu, grün, fellig, mit Olivengärten bepflanzt.

Der Empfang des ungewohnten Kraftwagens in den engen Gassen des alten Haifa ist stürmisch; ich eile weiter zu der die westliche Vorstadt bildenden deutschen Kolonie: deutsche schwäbische Laute, blonde rotwangige Kinder, süddeutsche Bauerngesichter empfangen mich. Ich steige in dem deutschen „Gasthof Kraft“ ab. Die deutsche Templerkolonie Haifa ist eine paradiesische Oase in der türkischen Wüstenei. Das Ganze wie ein kleines stilles Seebad mit süddeutschem Charakter, eine saubere Straße, Häuser mit Vorgärten, in denen eine bunte Pracht subtropischer Pflanzen sichtbar ist: Palmen, Zitronen, Orangen, Johannisbrot und roter Pfeffer, die Häuser alle von hellem Sandstein, sauber wie die Menschen.

Rechts von mir brandet das tiefblaue Mittelmeer und singt sein ewiges Lied, überschattet von dem grünen Massiv des Karmel, der bis hoch hinauf mit hellen Einzelhäusern besetzt ist. Das ganze ein Bild kräftigsten deutschen Lebens in den Subtropen! Die Leute, meist dem Templerorden angehörig, haben sich ihr Deutschtum seit zwei Generationen voll erhalten, sind Ackerbauer und durchaus wohlhabend. Deut-

ischer Fleiß, fruchtbarer Acker, südliches Klima, die verjüngende Nähe des Meeres haben dies Paradies erzeugt, das selbst der Krieg und die Türken nicht vernichten konnten. In der Stadt trifft man zahlreiche Juden; sie sind von den Türken wegen Spionageverdachtes aus den an der Palästina-Front liegenden Orten Gaza und Jaffa ausgewiesen und stehen hier unter Überwachung.

Ich sitze am Abend beim Mondenschein auf den Felsblöcken, gegen die das ruhig atmende Meer leise anschlägt, eine milde balsamische Luft, dabei salzig und kernig herb, füllt die Lunge und läßt das Herz höher schlagen in Sehnsucht nach Frieden und Heimat. Die weite Fläche des Meeres ist tot. Kein Schiff, kein Segel, kein Fischerboot darf hinaus wegen der Spionagegefahr, denn die englischen Schiffe liegen nicht weit von hier, und die Möglichkeit einer Landung in der Bucht von Haifa-Akko ist nicht ausgeschlossen. — Am nächsten Morgen ein Bad in den Wellen des Mittelmeeres, noch ehe die Sonne hoch ist mit ihren sengenden Strahlen, eine unbeschreibliche Erquickung nach dem Staub und den Mühsalen einer Autofahrt durch Syrien; danach das landesübliche Frühstück: Schwarzbrot, Eier, Oliven, Datteln und Fruchtmuß aus Feigen und Weintrauben.

Auf der Höhe des Karmel erkunde ich die Möglichkeit eines Genesungsheimes für deutsche Offiziere und Mannschaften. Auf gut gehaltenem Weg eile ich hinauf bis zur Westspitze, die weit in das Meer hinausragt. Welch unbeschreiblich schöne Fernsicht! Im Norden die halbkreisförmige Bucht von Akko mit dem altertümlichen Stadtbild dieses letzten Zufluchtsortes der abendländischen Kreuzritter, dahinter die blauen Berge Galiläas. Nach Süden das gebirgige Land Samaria und die flache Küste von Kanaan mit den meerumrauschten, altersgrauen Ruinen von Cäsarea, nach drei Seiten das stahlblaue Meer, das wie mit weißen Reitergeschwadern gegen die Küste anstürmt. Zu den Füßen aber des Karmel der Garten der deutschen Kolonie mit seinen großen geordneten Feldern, auf denen eben jetzt bei Beginn der Regenzeit ein neuer Frühling emporzieht.

Und alles das, während in der fernen Heimat sich die Erde zum Schlaf und Grauen des vierten Kriegswinters rüstet! Ein feiner Duft des Olivenholzes, des Thymians, der blühenden goldgelben Mimose, frischsprossender Krokus und die grünen Dolchspitzen der Schwertlilie, die goldenen Früchte der Orangen und Zitronen unter dem ragenden Blätterdach der Palmen mit ihren dunkelroten Datteln, all das überspannt von der lasurblauen Glocke eines wolkenlosen Himmels — für-

wahr, ein Platz wie von der Natur geschaffen für ein deutsches Genesungsheim!

Gleich hinter dem Leuchtturm Karmel liegt das alte Karmeliterkloster, vor dem Krieg von etwa 30 französischen und italienischen Mönchen, jetzt nur noch von einem deutschen Pater behütet. Ich treffe ihn im Klostergarten, wo er die jungen Pflanzen gießt. Pater *Hauk*, der im Kriege bereits als Feldgeistlicher an der deutschen Vogesenfront gewirkt hat, trägt das Eiserne Kreuz und ist glücklich, deutsche Offiziere bei sich begrüßen zu können. Das Kloster ist über jener Felsenhöhle erbaut, in welcher der Prophet Elias wohnte, der von Israeliten, Christen und Mohamedanern in gleicher Weise verehrt wird. Ohne Zweifel aber war der Karmel nach seiner ganzen Lage, auf Meilen hinaus auch vom Meer aus sichtbar, eine uralte Kultstätte lichtspendender Gottheit, seit Menschen hier wohnten und „mit dreifach gepanzerter Brust“ wie die Phönizier das weite Meer befuhren.

Pater *Hauk* führt mich im Kloster umher; in der reichen Bibliothek, dem Refektorium, dem Betsaal, dem kleinen Laboratorium zur Herstellung des altberühmten Karmelitergeistes. Alles verlassen und totenstill. Aber überall die brutalen Spuren der türkischen Soldaten, die hier — im eigenen Lande und im Heiligtum des auch von ihnen verehrten Propheten Mar Elias — geplündert und nach Schätzen gesucht haben, sogar unter den Marmorplatten des Altars, dem Tabernakel und — in den uralten Gräbern der Äbte, deren Inschriften auf das 12. und 13. Jahrhundert hinweisen. Von den Messgewändern und dem Seidenkleid des wundertätigen Jesuskindes schnitten türkische Offiziere und Soldaten die Goldtressen ab, um sie auf ihre Uniform zu nähen.

Meine dienstliche Aufgabe, hier oben auf der lustigen Höhe des heiligen Karmel ein deutsches Genesungsheim einzurichten, wurde mir leicht gemacht. Das evangelische, unter Leitung des Pastors *Schneider* stehende Karmelheim ist wie geschaffen für diesen Zweck; die vorbereitenden Abmachungen waren schnell abgeschlossen. Kein Ort auf Gottes Welt wird sich so leicht finden, der in gleicher Weise zur Erholung sich eignet für Menschen, denen die Wüste und der harte Kriegsdienst das Mark in den Knochen und das Herz in der Brust verdorrt hat. Nur eine ernste Sorge bedrückte mich; was würde aus unseren Pfleglingen werden, wenn eines Tages eine feindliche Landung erfolgen sollte? Der Krieg mit seinen Schrecken hatte uns gelehrt, daß das Genfer Kreuz kaum unsere kampfmüden Streiter schützen würde vor dem feindlichen Zugriff. Die einzige Rettung blieb für diesen Fall

schleuniger Abtransport mittels bereitstehender Kraftwagen in Richtung Nazareth—Liberias—Damaskus. Vorbereitende Maßnahmen mußten also getroffen werden.

Ein Tag voller Mühe und körperlicher Arbeit unter der strahlenden Sonne des Mittelmeeres lag hinter mir, als ich mich abends im Kreise deutscher Landsleute unter duftendem Oleander- und Myrtenlaub beim Glas Wein einfand und wir beim Schein einer altrömischen, mit Olivenöl gespeisten Tonslampe die Ereignisse des Krieges besprachen, während draußen ein starkes Gewitter herunterging und der Karmel im Feuer der Blitze lehte, als fahre der Prophet Elias zum zweiten Male auf feurigem Wagen gen Himmel. — Dann eine stille Abendstunde wieder am Strand des Meeres. Neben mir hockt ein Beduine, ein echter Sohn der Wüste, und hält, das Gewehr im Arm, scharfe Küstenwacht. Ich wechsle mit ihm einige arabische Worte, wie damals mit meinem Sudanesen in dem Steppenlager Afrikas, ich im braunen Khaki, er im weißen Burnus, das Bronzegezicht umrahmt von malerisch wehender Kephie, über uns der leuchtende Vollmond, hinter uns die ragende dunkle Mauer des heiligen Karmelberges. Wer möchte sich dem Eindruck solcher Stunde an solchem Orte verschließen?

Die tosende Brandung des Meeres weckt mich am anderen Morgen; wir haben Vollmond, und in weißem Gischt überschüttet die Springflut mit sich überstürzenden, immer von neuem anstürmenden Wellenbergen die Kaisermole. Noch schläft Haifa, da klingen zu mir durch das Rauschen der See die feierlichen Klänge des alten Chorals „Ein' feste Burg ist unser Gott“. Es ist Sonntag, und vom nahen Turm der kleinen deutschen Dorfkirche blasen diesen Morgengruß die Brüder der Templer-gemeinde über die schlafenden Häuser und das nie ruhende Meer. Eben vergolden die ersten tastenden Strahlen der aufgehenden Sonne die Kuppel des alten Klosters und den Leuchtturm auf der Klippe des Karmel, als ob er aufflammte im natürlichen Feuer. Der Kraftwagen knattert vor der Tür, um mich aufzunehmen zu der Fahrt durch das Land der Philister, die Berge Samarias und Judäas hinauf zu der hochgebauten Stadt Davids, Jerusalem.

Kahl und von der Glut des südlichen Sommers verbrannt, liegt das Philisterland vor mir. In Spalten und Risse zerborsten, lechzt es mit jeder Erdrume nach dem befruchtenden Raß des Himmels. Eine unsäglich anstrengende Fahrt war es, auf Wegen, die keine Wege waren, durch Sandwüste, Dünen, Felschluchten und ausgetrocknete Flußtäler (Wadi). Wie oft der Wagen im Sande steckenblieb, wie oft wir aus dem

Wagen heraus und wieder hineingesprungen, nachdem wir ihn im Schweiß des Angesichts wieder flottgemacht, wissen die Götter; zwanzig bis fünfundzwanzig Mal ist es sicher gewesen. Dazu eine sengende Sonne und häufig inmitten von Beduinen, die, wenn auch den „Ale-manni“ nicht gerade feindlich gesinnt, doch das siebente Gebot nicht kennen.

Gegen Mittag mache ich Halt in Zamarin, der jüdischen Ackerbau-kolonie, und nehme bei dem Dorfsältesten den Kaffee ein, umschwärmt von der Gemeinde. Der Kinderreichtum ist geradezu verblüffend. Als hätte man Maikäfer vom Baum geschüttelt, so umkrabbelte es mich, kletterte in den Wagen und befühlte neugierig mein Gepäck. Diese jüdischen Kolonisten sind auffallenderweise durchweg Acker- und Weinbauern, stehen unter dem tatkräftigen Schutz des Baron von Rothschild und erfreuen sich einer gediegenen Wohlhabenheit, gelten aber in politischer Beziehung als höchst unzuverlässig.

Weiter geht die Fahrt, vorbei an den Ruinen des alten Cäsarea, die, durch ein tausendjähriges Ragen des Meeres, vom Lande losgelöst, heute von der brandenden See umflutet werden. Ich betrete hier den Boden, auf dem der Apostel Petrus seine öffentliche befehlende Tätigkeit begann.

Es kostet noch manchen Tropfen Schweiß, bis ich endlich gegen Abend die alte Stadt Joppe (Jaffa) erreiche. Ich befinde mich hier auf uralt-geschichtlichem Boden. Darüber hinaus aber reichen sich die Hand altgriechischer Mythos in der Gestalt der Andromeda, die hier an den Felsen geschmiedet, von Perseus befreit wurde, mit alttestamentlicher Legende in der Person des Propheten Jonas, der von Joppe aus zu Schiff der Mahnung des Herrn, nach Ninive zu gehen, entfliehen wollte und, dafür über Bord geworfen, erst im Bauche des Fisches zur besseren Einsicht kam. Man zeigte mir ferner die Stelle, wo das Haus des Gerbers Simon stand und wo Petrus die Tabea vom Tode erweckte.

Ernstste Gefahr drohte Jaffa von der See aus. Fast in Sicht des Hafens kreuzten englische Kriegsschiffe. Wenn irgendwo, so war hier eine feindliche Landung zu gewärtigen, um für die weiteren Operationen eine Hafenbasis zu schaffen. Wenige Tage später sollte die Befürchtung zur Wirklichkeit werden, nachdem die türkische Front bei Gaza zusammengebrochen war. Heute herrschte noch tiefer Friede in der Ebene von Saron; und wo in Kürze englische Panzerwagen und australische Reiter die Früchte des Fleißes deutscher Ansiedler in Grund und Boden

stampfen sollten, konnte ich noch ungestört im Schatten üppig tragender Orangen- und Zitronengärten mein einfaches Abendbrot einnehmen, ehe ich die Weiterfahrt hinauf in das Gebirge von Judäa antrat.

Gegen 7 Uhr abends traf ich in Ramle ein, um Benzin nachzufüllen bei der deutschen Fliegerabteilung. Sie hat sich in den Kellerräumen des Franziskanerklosters, das an der Stelle des Hauses des Joseph von Arimathia erbaut sein soll, häuslich eingerichtet. Hier hatte auch 1799 Napoleon Bonaparte gewohnt. Bei den Fliegern hörte ich die erste Nachricht von den großen Erfolgen der deutschen Armee v. Below am Isonzo. Gleichzeitig aber erhielt ich auch die erste zuverlässige Mitteilung, daß für die nächsten Tage bei Birseba bestimmt mit einer großen englischen Offensive zu rechnen sein würde. Die Ereignisse in der nächsten Zeit sollten die Richtigkeit der deutschen Fliegermeldung bestätigen.

Von Ramle nach Jerusalem steigt die Fahrstraße bald steil an, denn Jerusalem liegt 800 Meter über dem Meerespiegel. Immer fahler und unwirtlicher wird die Gegend, wild und zerrissen ist das Gelände, ein kalter Wind weht herab von den steinigten Höhen des Gebirges. Dunkel heben sich links am Wege die Trümmer und Ruinen des alten Räuberdorfes Latrun vom nächtlichen Himmel ab, überragt von den Resten eines alten Kreuzfahrerkastells. Die Legende verlegt nach Latrun die Heimat des reuigen Schächers, der mit Christus zusammen auf Golgatha gekreuzigt wurde.

Ich sehe Scheinwerfer, denn der Weg ist schlecht und gefährlich. Ein Schakal mit spitzen Ohren gerät in den Lichtkegel, nur mit Mühe findet er, geblendet von dem Schein der Uzetystenlichter, den Weg seitwärts in das Steingeröll; um ein Haar wäre er überfahren. Immer wilder wird die Umgebung, nur einen einsam dahintrabenden Kamelreiter überhole ich. „Kuds?“ (Jerusalem) rufe ich ihm fragend zu. „Tamam!“ „Es stimmt!“ Ich bin auf dem richtigen Wege.

Nun geht es in steiler Serpentine hinab in ein mit Olbäumen bepflanztcs Tal, überragt von dem an den Berg angeklebten Dorf Kalonje, dem alten Emaus des Neuen Testaments. Ich befinde mich an jener Stelle, wo David den Goliath niederwarf und das Volk Israel von seinen ärgsten Feinden, den Philistern, befreite.

In einem letzten angestrengten Anlauf nimmt mein Wagen die gegenüberliegende Höhe. Nur mit Mühe vermag mein wackerer Kraftfahrer noch den Schlaf von seinen müden Augen fernzuhalten. Die heute hinter uns liegende Wegstrecke war groß und verlangte fast Über-

menschliches von Körper und Nerven; Sonnenbrand, unendlicher Staub und nun die lähmende Kühle des Gebirges taten ein übriges, um den Körper bis zur Grenze der Leistungsfähigkeit auszupumpen.

Noch eine kleine Anhöhe ist zu überwinden, dann tauchen im Dunkel der Nacht einzelne flache Häuser auf; es ist die jüdische Vorstadt von Jerusalem. Langsam schiebt sich der Wagen durch den dicken weißen Staub der Straße und hält dann vor dem katholischen Paulushospiz. Hier dicht am Damaskustor, das die in dunkelen, massiven Formen sich abhebende Mauer der inneren Stadt unterbricht, ist für mich Quartier gemacht. Ich bin zu erschöpft, um noch etwas von dem heiligen Schauer zu empfinden, der sonst den Pilger ergreift, wenn er nach langer Reise den Boden der Stadt Davids betritt. Müde zum Umfallen werfe ich mich auf das gastliche Lager, das mir vom Pater S o n n e n bereitet ward. Die Natur fordert ihr Recht; ein bleierner traumloser Schlaf löst die Glieder.

Jerusalem. Die dritte Schlacht von Gaza.

Der Weltkrieg war an Jerusalem nicht spurlos vorübergegangen. Das äußere Bild der Stadt bot zwar keine Veränderung. Einer Krone gleich mit gezacktem kreneliertem Rande, überragt von dem Kuppeljuwel des „Felsendomes“, so thront die Stadt Davids, „die hochgebaute Stadt“, auf den kahlen, wildzerrissenen Höhen des Gebirges von Juda. Fest in sich abgeschlossen, umgürtet von den altersgrauen, noch ungeborsternen Mauern mit ihren Türmen und Bastionen, steil abfallend nach Osten, Süden und Westen in das Kidrontal und in die Talschlucht von Hinnom, wirkt die heilige Stadt auf den Fremdling schon von weitem mit einem geheimnisvollen Reiz, dem sich keiner entziehen kann.

Aber das Leben und Treiben in den halbdunklen engen Gassen der alten Stadt hatte während des Weltkrieges einen anderen Charakter.

Zwar hoßt wie immer neben dem dämmerig-dunklen Eingang des Damaskustors der alte Fellach zur Seite des mit Orangen beladenen kleinen Grautiers, und mit unsäglich blasiertem Gesicht auf die Menge herabsehend, schiebt sich das mit Brennholz beladene Kamel durch das Gedränge, dichte Wolken weißen Kalkstaubes auf der nie gesprengten Straße aufwirbelnd. Was aber da um Orangen und Brennholz handelt und feilscht, sind nicht russische Pilger und Gläubige aus allen christlichen Ländern der Welt, sondern feldgraue deutsche Kraftfahrer und türkische Askari in thakifarbener Schirmmütze oder braunem Kalpal.

Jerusalem ist eine Fremdenstadt. Seine jüdischen, mohamedanischen und christlichen Bewohner wetteiferten während der Friedenszeit untereinander, die Pilger der ganzen Welt auszusaugen, um von ihren frommen Almosen zu leben. Das hat nun der Weltkrieg mit einemmal alles weggewischt, es ist unheimlich still geworden in den Gassen und Straßen der heiligen Stadt, Kleinhandel und Gewerbe stocken seit langem, und der Hunger klopft auch hier mit knöchernem Finger an die niedrigen dunklen Türen der Innenstadt. Wie ein Schleier der Schwermut liegt es über Jerusalem, und wenn man die Klagemauer der Juden besucht, an der sie, der Urväter Überlieferung treu, über den Untergang ihrer Vaterstadt klagen und beten, dann drängt sich uns die Frage auf:

Ist es das Unglück ihrer Urväter, über das sie weinen, oder spricht die Vorahnung kommenden schweren Unheils aus ihren Klagen?

Da auf allen Gemütern schwere Sorge wegen der drohenden Lage an der Front lastete, war es kein Wunder, daß in den wenigen freien Stunden, die der Dienst ließ, die Macht der Umgebung, die unmittelbare Nähe der heiligen Stätten, die gegen den Feind zu verteidigen wir berufen waren, die tiefe Schwermut der Örtlichkeit ganz besonders ergreifend auf unsere Stimmung einwirkte.

Immer wieder liest man in den Berichten der Reisenden und gläubigen Pilger von der jammervollen Enttäuschung, die sie beim Besuche des Heiligen Landes und der Stätten erfuhren, an denen Jesus wirkte, an denen er seinen letzten Leidensweg ging. Nur zum Teil ist das zuzugeben. Gewiß müssen zahlreiche äußerlichkeiten und Begleitererscheinungen, die die Heiligkeit des Ortes überwuchert haben, auf das Gemüt der einzelnen widerwärtig und abstoßend einwirken. Ohne Zweifel trägt auch die zänkische Eifersucht der einzelnen christlichen Glaubensbekenntnisse und die kleinliche, oft schmutzige Art, mit der Lateiner, Griechen, Armenier und Kopten vor der Krippe in Bethlehem so wenig wie vor Golgatha haltmachen, um die Heiligkeit den eigenen Sonderinteressen dienstbar zu machen, dazu bei, unser Gefühl zu verletzen und uns zu enttäuschen. Aber das sind äußerlichkeiten, die wohl jeder schnell überwindet. Dann aber bleibt doch die geschichtliche Tatsache Sieger, deren Spuren auf Schritt und Tritt uns auf dem Boden des Heiligen Landes mit heredter Zunge zurufen: Hier ist wirklich Jesus, der größte Menschensohn gewandelt, hier hat er gewirkt, hier hat er den Tod erlitten für seine Überzeugung. Hier setzte eine andere Epoche der Menschheit ein, die der Geschichte der Welt ganz neue Bahnen wies.

Zwei Teile Palästinas waren es, die, örtlich von einander scharf getrennt durch die Ebene Jesreel, den Schauplatz für die Tragödie Jesus abgaben; im Norden das fruchtbare Galiläa mit Nazareth, die Ebene Genesareth und das Galiläische Meer, hier Jerusalem und das wild zerrissene finstere, kahle Gebirge von Samaria und Judäa, dort die Orte, an denen die Kindheit und das heranwachsende Jünglingsalter des Menschensohnes sich in natürlich menschlicher Weise abspielte, wo er, zum Manne herangewachsen, lehrte, wirkte und Wunder tat, Kapernaum, „seine Stadt“, Magdala und Bethsaida, wo er an den sonnigen Ufern des Sees Genesareth unter der einfachen Bevölkerung der Fischer seine Jünger sich auswählte und als ein Kind des Landes mit ihnen, gleich ihnen lebte und wirkte. Hier die hochgebaute Stadt, mit dem Gewirr dunkel überwölbt, winklicher

Gassen, der steinernen starren Bucht des Tempels Salomonis; vor ihren Toren aber die Steinwüste Juda, mit ihren wasserlosen Schluchten und pflanzenlosen Felsrippen bis zu dem in bleierner Leblosigkeit daliegenden Spiegel des Toten Meeres. Es ist, als ob selbst die Natur sich angepaßt hätte an die so verschiedenartig wirkenden beiden Abschnitte im Leben Christi.

Mächtig und überwältigend ist der Eindruck, den der Beschauer vom Ölberg aus erhält, wenn die sinkende Sonne mit ihren letzten Strahlen die steilackigen Berge Moabs jenseits des Toten Meeres noch einmal in leuchtendem Farbenspiel erglühen läßt. „Ist es nicht,“ so bemerkte einmal Falkenhayn, „als ob Gott selbst das Land mit Unfruchtbarkeit, Öde und Trostlosigkeit für alle Zeit hatte strafen wollen für all das schwere Leid, das es damals dem edelsten Menschensohn angetan hat?“

Wieviele deutsche Feldgraue wandelten den Weg am Ölberg hinab, hinüber zur Stadt! Rahl und verbrannt zog sich dann zu ihren Füßen das Kidrontal hin, auch „das Tal Josaphat“ genannt, an seinen steilen Wänden alte Felsengräber und jüdische Grabsteine. Denn hier erwarten die Juden den Anbruch des Jüngsten Tages, und wertvoll erscheint es ihrem Glauben, unmittelbar an der Stelle des Jüngsten Gerichtes der Auferstehung zu harren. Denselben Pfad beschritt Jesus vor seinem Einzug in Jerusalem, und heute zeigt eine Marmorinschrift die Stelle, — „hic stabat Jesus et flevit supra illam urbem“ — wo er über die Stadt weinte.

Das Innere des an die Wände des Tales sich anschmiegenden Gartens von Gethsemane mit seinen uralten Öl-bäumen und schattigen Gängen ladet noch heute zur einsamen Rast und ernststen inneren Einkehr ein. Bange Sorge umfaßt an dieser geweihten Stätte den inmitten des Weltkrieges stehenden Menschen, trübe Gedanken umflattern den Sinn, den Fledermäusen gleich, die zwischen den alten Öl-bäumen hin und wider fliegen.

Steil steigt jenseits des meist wasserlosen Bettes des Kidronbaches neben dem Mariengrabe der Weg an zur Mauer der Stadt, die ich umschreite, vorbei an der Stelle, wo Stephanus, der erste Märtyrer, gesteinigt wurde, dann betrete ich durch das dunkle, tiefgewölbte Damaskustor das Innere der alten Stadt. Eine starre steinerne Antike, vermischt mit dem Schnörkelwerk mohamedanischer Architektur, umfängt mich; hart hallt der Schritt auf dem uralten, von unzähligen Pilgern glattgetretenen Plattenpflaster. Durch dunkle Gänge eile ich weiter

und biege in die „Via dolorosa“ ein, den Schmerzensweg, den Jesus auf seinem letzten Gang beschritt. Still und menschenleer ist die Gasse; der Lärm des Krieges dringt nicht bis hierher.

Am Haus der Zionschwestern rühre ich den schweren Metallklopper; eine alte weißhaarige Dame in Schwesterntracht führt mich in die schattig-kühle Halle; wir beabsichtigen hier, ein Soldatenheim für unsere Mannschaften einzurichten. Ich stehe an geweihter Stelle. Durch die gewölbten Fenster fällt mein Blick auf die „Kapelle der Geißelung“ und unmittelbar vor mir auf den „Ecce Homo-Bogen“, wo sich jene dramatische Szene vor Pilatus abspielte. —

Eine einsame Stunde beim Schein des südlichen Mondes auf den Haram esch Scherif, dem Tempelplatz! Wem die Gottheit diese Stunde als ein Gnadengeschenk im Toben des Weltkrieges gab, vergißt sie nicht, solange er lebt. Drüben jenseits des noch im tiefen Schatten liegenden Kidrontales der Ölberg, sein langgestreckter Rücken, übergossen von dem gleißenden Silber des Mondes. Scharf heben sich die Formen des Augusta-Viktoria-Stiftes und des ragenden Russenturmes vom nächtlichen Himmel ab, und im gedämpften Feuer glüht die goldbedachte Kuppel der russischen Kapelle unter dem dunkeln Laub der tausendjährigen Öl-bäume im Garten Gethsemane. Hinter mir aber, im Norden der Stadt, die kahlen steinigen Hänge des Skopus, von denen herab Titus seine Legionen zum letzten Sturm gegen die Mauern der bedrängten Stadt führte.

Ringsum Stille, Jerusalem schläft. Ich sitze allein auf der niedrigen Mauer, die eine Terrasse abschließt gegen den Steilabfall der alten Bastion in das tief unter mir liegende Tal Josaphat. Vor mir breitet sich im Lichte des Mondes wie die Fläche eines riesigen Tisches von weißem Marmor der Tempelplatz aus, in seiner Mitte wie ein in bunten Emaillesfarben aufleuchtendes Schmuckstück der „Felsendom“, die Omarmoschee, erbaut auf den Grundmauern des Tempels Salomonis.

Heilig ist die Stätte dem Moslem, nur übertroffen noch von der Kaaba in Mekka, der Stadt des großen Propheten. Denn hier wird am jüngsten Tage Gericht abgehalten werden über Fromme und Gottlose; und eben da, wo ich sitze, wird die Wage stehen, auf der Verdienst und Sünde abgewogen werden. Über das Kidrontal hinüber zum Ölberg wird dann ein schmaler Steg errichtet werden, den die Geister der Abgeschiedenen zu beschreiten haben; die Guten werden hinübergelangen, die Gottlosen in den gähnenden Abgrund abstürzen. — Mit Blut ist der Ort gedüngt im Laufe von nahezu dreitausend Jahren, nachdem Davi d

und Salomo hier den Tempel errichteten, erbaut aus den Zedern des Libanons und geschmückt mit dem Gold und Elfenbein aus dem fernen Lande Ofir. Aber die Pracht des Tempels von Jerusalem sank dahin unter der plündernden Faust des ägyptischen Pharao und der Brandschakung arabischer Horden und assyrischer Heere, die unter Nebukadnezar den Tempel dem Boden gleichmachten. Jahrhunderte gingen dahin, bis römische Legionen unter Pompejus Jerusalem wieder zum Schauplatz blutiger Kämpfe machten, Herodes der Große führte dann die Stadt zu neuem Glanze und ließ den alten salomonischen Tempel in niedergehenem Glanze neu erstehen. Nur für kurz bemessene Zeit. Schwerer und blutiger denn je brach das Verhängnis über die unglückliche Stadt, als Titus im Jahre 70 n. Chr. Jerusalem nach mehrmonatigen Kämpfen erstürmte, den Tempel zerstörte und ungezählte Tausende seiner Einwohner hinschlachtete. Schnell hatte die Weissagung Jesu ihre Erfüllung gefunden: „Es wird die Zeit kommen, in welcher nicht ein Stein auf dem andern gelassen wird, der nicht zerbrochen wird.“

Erdrückend wirkt die Flut geschichtlicher Erinnerungen des Ortes auf Sinn und Gefühl des in stiller Nachtstunde dort oben sitzenden Menschen. Der Mond ist emporgestiegen und übergießt die Omar-moschee mit bläulichem Licht, läßt die Koransprüche tageshell erglänzen, die auf breitem Emailleband die Kuppel der Moschee umgürten. Wohl keine Stätte der Erde verkörpert in gleich packender Form die Geschichte der Menschheit wie der Tempelplatz der Stadt Davids. Und wie so ungezählte Male im Wandel der Zeiten hat auch heute das Schicksal Jerusalem wieder in den Brennpunkt westumwälzender Ereignisse gestellt. Wer wollte behaupten, daß es das letzte Mal wäre? —

An der Palästina-Front waren seit der für die Türken siegreichen zweiten Schlacht bei Gaza im April 1917 bemerkenswerte Ereignisse nicht eingetreten. Die türkische und englische Front lagen einander im Stellungskrieg gegenüber, und abgesehen von einzelnen beiderseitigen Erkundungsunternehmungen kam es nicht zu größeren Kämpfen. Die tropische Hitze des südlichen Sommers schloß solche aus. Um so lebhafter entwickelten sich hinter den Fronten die Vorbereitungen für eine zum Herbst zu erwartende Schlacht, die — es trat immer klarer zutage — die Entscheidung bringen mußte. Die Erkundungsflüge der ununterbrochen tätigen Fliegerabteilung v. Heemsferd (300) unterrichteten die deutsche Führung über das Fortschreiten der englischen Bahn in Richtung Birseba und meldeten von regem Schiffsverkehr auf dem Kanal und bei Port Said. Es war ein bitteres Gefühl für den deutschen

Führer, Oberst Frhr. v. Krefz, immer wieder zu erkennen, mit welcher Präzision und Leichtigkeit der kurzstreckige englische Nachschub erfolgte, und damit die ungeheuren Schwierigkeiten zu vergleichen, die sich auf türkischer Seite dem Ausbau der Stellungen und dem Nachschub hinter der Front entgegenstellten. Aber mit zäher Energie leistete man, was irgendwie möglich war.

Meißner Pascha führte die Bahn nach Bet Hanun und Hudsch weiter. Daneben wurde, wie bereits an anderer Stelle erwähnt, durch deutsche Baumeister und Ingenieure das Wegenez ergänzt und ausgebaut. Neue Wasserstellen wurden erbohrt und brauchbar fertiggestellt. Das steinige und fast jeden Pflanzenwuchses entbehrende Gelände von Südpalästina setzte dem fast unüberwindliche Hindernisse entgegen. Wasser aber, und zwar in genügender Menge und in erreichbarer Nähe der Truppenverbände, war dort mehr noch wie auf anderen Kriegsschauplätzen die erste Vorbedingung für jede größere kriegerische Handlung.

Als schweres Hemmnis erwies sich auch hier wieder die unzureichende Leistungsfähigkeit der syrischen Eisenbahnen, die nicht nur in technischen Mängeln ihre Ursache hatte, vielmehr noch verschärft wurde durch die Unzuverlässigkeit der türkischen Dienststellen, die, wie z. B. in Damaskus festgestellt werden mußte, bei dem ohnehin lähmenden Mangel an rollendem Material zahlreiche Waggons für private Zwecke dem Nachschubdienst entzogen hatten.

Mit der Ernennung Falkenhayns zum Oberbefehlshaber war das Armeeoberkommando 4 in Damaskus aufgehoben worden und der bisherige Oberbefehlshaber, Djemal Pascha, zum Oberbefehlshaber von Syrien und Westarabien mit den dazu gehörigen VII., VIII. und XII. Armeekorps und dem Hedschas-Expeditionskorps ernannt worden. Dem General v. Falkenhayn sollten die gesamten an der Palästina-Front stehenden und dorthin im Antransport befindlichen Truppen (7. Armee) unterstellt sein. Diese Regelung war ein Zwitterding; denn sie beließ Syrien, d. h. die ganze Verpflegungsbasis der Palästina-Front unter dem Befehl Djemal Paschas, dessen Charakter und durch den skizzierten Befehl ohne Frage gekränkter Ehrgeiz Reibungen mit der Heeresgruppe mit Bestimmtheit erwarten ließ.

Das nächste Erfordernis war die Verstärkung der türkischen Front. Für sie war die neugebildete, bei Aleppo in Versammlung begriffene 7. Armee bestimmt. Wie schwerfällig der Truppentransport war, in welcher Gefechtsstärke und Verfassung die einzelnen Divisionen — teilweise erst während und nach der dritten Schlacht bei Gaza — an

der Front anlangten, ist bereits geschildert worden. Das Armeeoberkommando 7 erhielt am 14. Oktober Befehl, sein Hauptquartier von Aleppo nach Hebron zu verlegen. Beabsichtigt war, daß sich General Fe w z i P a s c h a, der Mu s t a f a K e m a l P a s c h a im Kommando abgelöst hatte, zunächst über die Verhältnisse an der Front orientieren und eine Übernahme des Abschnittes erst allmählich erfolgen sollte. Man beabsichtigte dann, diesem Oberkommando den östlichen Teil der 8. Armee, die am 28. September unter den Befehl der Heeresgruppe getreten war, mit der Birseba-Gruppe zu übertragen, während das Armeeoberkommando 8 den Gaza- und Hudsch-Abschnitt zu behalten hatte. Zur Aufsicht über die noch bei Aleppo befindlichen Teile der 7. Armee, sowie zur Leitung der Etappe wurde ein besonderes Kommando als stellvertretendes A.D.R. 7 in Aleppo aus dem Generalkommando XV gebildet.

Wiederholt ist während des Krieges und später*) die Frage aufgeworfen und erörtert worden, warum England nicht den Versuch gemacht hat, von See aus durch eine Landung im Meerbusen von Iskanderun die rückwärtige Verbindungslinie zu durchstoßen und damit den in Mesopotamien und Syrien-Palästina stehenden türkischen Armeen mit einem Schlage den Lebensnerv abzuschneiden. Die Anatolische Bahn verläuft dort nur in kurzer Entfernung vom Meer, und der Küstenschutz bestand aus wenig kampfkraftigen Truppenteilen. Die Atyas-Bucht bot einen günstigen Punkt für eine feindliche Landung. Diese Verhältnisse waren den Engländern ohne Frage vollkommen bekannt, und es ist bislang nicht zu erklären gewesen, warum England von dieser überaus günstigen Gelegenheit keinen Gebrauch gemacht hat, um der Türkei damit auf diesem Kriegsschauplatz den Todesstoß zu versetzen. Ein Blick auf die Karte zeigt, wie günstig die Insel Cypern, die mit ihrem nordöstlichen Ausläufer geradezu wie mit dem Finger den Weg wies, als Operationsbasis lag. Vielleicht wirkte bei England die Erinnerung an Gallipoli nach, außerdem war sicher bekannt, daß im östlichen Becken des Mittelmeeres U-Boote stationiert waren. Wie dem auch sei, für die deutsche Leitung war die Landungsmöglichkeit ein Gegenstand dauernder ernster Sorge, um so mehr als wirkliche Mittel, der drohenden Gefahr zu begegnen, der Heeresgruppe nicht zur Verfügung standen.

General v. F a l l e n h a y n mußte sich darauf beschränken, in regelmäßigen Zwischenräumen durch Luftaufklärung feststellen zu lassen, ob von Cypern aus ein feindlicher Angriff drohte. Anfang Oktober wurden

(*) v. Hindenburg „Aus meinem Leben“ S. 269 ff.

zwei Flugzeuge der Abteilung 302 bestimmt, nach Cilicien zu fliegen und von dort mit achttägigem Abstand über Cypern aufzuklären. Für Aufklärung kamen hauptsächlich in Betracht die Häfen Famagousta und Morphou. In Selefte (Cilicien) lag bereits eine türkische Abteilung, welche die gleichen Aufträge vom Oberkommando für Syrien und Westarabien erhalten hatte. Während die türkische Abteilung wegen schlechten Materials die Cypernsflüge einfach verweigerte, hielt die deutsche Fliegeraufklärung rege Wacht, ohne jedoch Anhaltspunkte für feindliche Vorbereitungen feststellen zu können.

Ende Oktober war der Aufmarsch der türkischen Truppen an der Gaza-Front in seinen Grundzügen vollendet, nur Teile der dort eingesetzten Divisionen trafen erst allmählich oder zu spät ein, um noch beim Angriff des Feindes verwendet zu werden. Auf dem rechten Flügel, in und bei Gaza, stand die 3. und 53. Division als XXII. A.R. zusammengefaßt; weiter anschließend kam die 54., 26., 16. und 24. Division unter dem Generalkommando XX. Die Gruppe Birseba, III. A.R., setzte sich aus der arabischen 27. Division und der 3. Kavallerie-Division zusammen. Die 7. Division stand zunächst hinter dem rechten Flügel in Reserve. Die 19. und 20. Division befanden sich im Anmarsch, das deutsche Asienkorps verließ um diese Zeit erst mit seinen ersten Truppen Haidar Pascha. Als rückwärtige Verbindung stand dem rechten Flügel und dem Zentrum der türkischen Front die Bahnen von Bet Hanun und Hudscha über Et Tine—Wadi Sarar, der Gruppe Birseba die Bahn Birseba—Et Tine zur Verfügung. Außerdem führte eine leidliche, auch für Kraftfahrverkehr ausgebaute Straße von Birseba über Hebron und Bethlehém nach Jerusalem.

Der Sanitätsdienst für die bereits eingesetzten Truppen wurde vom Feldlazarett 213 wahrgenommen, während das, gleichfalls zur Pascha-I-Formation gehörige Feldlazarett 212 in Jerusalem stationär geworden war. Hierher war auch die Sanitätskraftwagen-Abteilung 701 in Marsch gesetzt, die Anfang November eintraf. Da die zahlreichen gut ausgestatteten Lazarette in Jerusalem mit Kranken stark überlegt waren, ging meine nächste Sorge dahin, den Abschub nach rückwärts, Richtung Nazareth—Damaskus, beschleunigt in die Wege zu leiten. In Bethlehém sollte in der Geburtskirche Christi, die unmittelbar über der heute unterirdisch liegenden Geburtsstätte Jesu erbaut ist, eines der Feldlazarette des Asienkorps eingerichtet werden. Die Kirche hatte bereits früher Lazarettzwecken gedient. Gleichzeitig war in Bethlehém eine leistungsfähige Entlausungsanstalt in Betrieb zu setzen.

Etwa zehn Kilometer südlich Bethlehem befinden sich die sogenannten Salomonischen Teiche, von den Arabern El Burak genannt. Es sind große gemauerte Wasserbehälter, die seinerzeit Jerusalem mit Wasser versorgten und angeblich von Salomo erbaut worden sind. Das daneben befindliche alte Kastell Kalat el Burak und die umfangreiche Wasseranlage waren für die Einrichtung einer Sanitätskompagnie die gewiesene Örtlichkeit. „Ich machte mir Teiche, daraus zu wässern den Wald der grünenden Bäume,“ sagt der Prediger Salomonis unter Bezug auf diese Teiche. Heute sollte das kostbare Maß des „verschlossenen Borns“ des Hohenliedes der Labung und Pflege deutscher verwundeter und kranker feldgrauer Streiter nutzbar gemacht werden. Hebron (El Chail), weitere 25 Kilometer südlich gelegen im fruchtbaren Tal Eschol, aus dem die israelitischen Kundschafter die große Weintraube heimbrachten, bot mit seinen steinernen Gebäuden die Möglichkeit der Einrichtung eines Ortslazarets durch die Sanitätskompagnie. Die im Frieden als äußerst fanatisch und christenfeindlich berüchtigten Einwohner der Stadt mit den Grabstätten *Abrahams* und *Isaaks* waren unter dem Druck des Krieges friedlich geworden und setzten dem Vordringen keinen Widerstand entgegen. —

In der zweiten Hälfte des Oktober mehrten sich die Anzeichen an der Front für einen bevorstehenden feindlichen Angriff. Bei Gaza zeigte der Feind erhöhte Aufmerksamkeit und verwehrt in den letzten Tagen des Monats den türkischen Patrouillen mehr als sonst jeden Einblick. Das Oberkommando rechnete mit einem Hauptangriff auf Gaza, allerdings erschien er ihm noch nicht nahe bevorstehend. Eine gewaltsame Erkundung des Feindes in der Nacht auf den 26. Oktober gegen einige Höhenpunkte der Gaza-Stellung wurde abgewiesen.

Da nach deutschen Fliegermeldungen starke feindliche Truppenverschiebungen, besonders an Kavallerie, in Richtung Birseba stattgefunden hatten, wurde türkischerseits am 27. Oktober eine starke Erkundung planmäßig durchgeführt. Major im Generalstabe der Heeresgruppe v. *Papen* wohnte dem Unternehmen bei. Man gewann den Eindruck, daß überall nur gegen Kavallerie, stellenweise durch schwache Infanterie verstärkt, gekämpft wurde. Feindliche Gegenangriffe waren nur schwachlich, dadurch wurde der Eindruck verstärkt, daß die feindliche Operation auf dem Ostflügel nur demonstrativen Charakter trage und der Hauptangriff gegenüber der Gaza-Front zu erwarten wäre. Entfernen von Drahthindernissen und die Schaffung von Lücken unterstützten diese Auffassung. Die Feuertätigkeit nahm dort auch erheblich zu. Um auf



Damaszusk-Tor in Jerusalem



Jerusalem
Omarmoschee



Leipziger Pressebüro

Gethsemane und der Ölberg



Jerusalem
Via dolorosa

alle Fälle Birseba und damit den Weg nach Jerusalem zu sichern, wurde die Gruppe Birseba durch ein Regiment der 24. Division verstärkt. Durch Zerstörung der Eisenbahnsteinbrücke bei Samara war die Verbindung für mehrere Tage unterbrochen. Da überhaupt mit einer dauernden Störung der Bahnverbindung gerechnet werden mußte, wurde Vorsorge getroffen, Birseba in der Hauptsache auf Kolonnenverkehr von Jerusalem zu basieren.

Die Anregung des Oberbefehlshabers der Heeresgruppe, durch einen starken Vorstoß auf die vor der Front liegenden Höhen von Kemal Tepe und Ros el Basal englische Absichten auf Birseba zu unterbinden und zugleich den Angriff auf Gaza für längere Zeit aufzuhalten, konnte aus taktischen Gründen nicht ausgeführt werden.

Am 20. Oktober wurde sehr reger Schiffsverkehr an der Küste beobachtet. Man stellte gesicherte Transportzüge fest, die in nördlicher Richtung fuhren. Eine feindliche Landung hinter der Front erschien daher sehr wahrscheinlich. Die Heeresgruppe drahtete an die Seekriegsleitung über die in Entwicklung befindlichen Angriffe bei Gaza und erbat dringend schleunigstes Eingreifen von Unterseebooten. Alle nur möglichen Maßnahmen wurden getroffen. Aber die Heranführung von Verstärkungen ließ sich in Hinsicht auf die Bahnverhältnisse nicht beschleunigen. Man mußte vielmehr südlich Rajaf die Truppen auf Fußmarsch ansetzen, um wenigstens den zunehmenden Bedarf an Munition und Verpflegung bewältigen zu können.

Die Nachrichtenverbindung zwischen der Front und dem Kommando der Heeresgruppe, das sich zu dieser Zeit noch in Aleppo befand, war sehr schwierig und wurde durch Fernschreiber vermittelt. General v. Falkenhayn beabsichtigte am 31. Oktober nach Jerusalem überzusiedeln. Die plötzlich eintreffenden Ereignisse aber ließen es angezeigt erscheinen, die Abfahrt noch um einige Tage zu verschieben, um die mit der Reise verbundene Unterbrechung des Drahtverkehrs zu vermeiden.

Am Nachmittage des 31. Oktober lief beim Kommando der Heeresgruppe die Meldung ein, daß Birseba vom Feinde genommen sei. Schon am Morgen war der Fall vorauszusehen, da die an sich starke Besatzung sich als völlig unzuverlässig erwies. Das arabische 67. Regiment ergab sich fast kampfslos und überließ damit dem Feinde die starke Höhenstellung südlich Birseba. Es zeigte sich auch, daß vom Generalkommando III die Reserven zu früh verbraucht waren, so daß zu Gegenstößen sowie zur

Sicherung gegen umfassend angreifende Kavallerie nichts mehr verfügbar blieb.

Ein weiterer feindlicher Vorstoß erfolgte bei Birseba zunächst aber nicht. Die nächsten feindlichen Operationen richteten sich vielmehr gegen den westlichen Frontabschnitt mit seiner festen Stellung bei Gaza. Eine unmittelbare Gefährdung Jerusalems lag also vorläufig noch nicht vor. Trotzdem konnte ein Zweifel an dem ganzen Ernst der Lage nicht obwalten. Die Straße Hebron—Jerusalem lag für einen feindlichen Vorstoß offen, ein Kavalleriekorps würde hier kaum einen ernststen Widerstand von seiten der Türken gefunden haben. Bei der streng-systematischen, den Engländern eigenen Taktik durfte man indessen mit einiger Sicherheit annehmen, daß der konzentrische Angriff auf Jerusalem erst erfolgen würde, wenn auch die Gaza-Front gefallen und die längs des Wadi Sarar nach Jerusalem führende Straße in englischer Hand war.

Bei einer Erkundungsfahrt in Richtung Hebron—Daharije konnte ich feststellen, daß beim türkischen Armeeoberkommando 7, das seinen Sitz in Hebron hatte, unmittelbar mit einem Vorstoß englischer Kamelreiter gerechnet wurde. Die Stadt glich einem aufgestörten Ameisenhaufen, der Stab des Armeeoberkommandos stand fertig zum schleunigen Abmarsch längs der Straße neben den gesattelten Pferden. Tatsächlich hatte sich eine feindliche Kamelreiterpatrouille in Stärke von etwa 70 Mann vom Toten Meer her der Stadt genähert und war abgeschnitten worden. Die Reitkamele, edle, besonders für diesen Zweck von den Beduinen gezüchtete Tiere, lagen völlig ermattet auf einem freien Platz; die Reiter, zum Teil dunkle Söhne der Wüste, zum Teil weiße Engländer, gut genährte, aber stark verwildert aussehende Gestalten, denen die Wüste ihr Aussehen gegeben hatte, wurden auf Lastkraftwagen abtransportiert. Türkische berittene Gendarmen sprengten durch die erregte Volksmenge. Das Gros der Engländer sollte nur wenige Kilometer entfernt sein. Die Fama hatte auch hier wie üblich bei solchen panikartigen Ereignissen übertrieben. Einen eigenartigen Eindruck aber machte der Anblick einer alten arabischen Kupplerin, die inmitten der allgemeinen Panik sich eben aufmachte, mit einigen überaus notdürftig mit durchsichtigen farbigen Schleiern bekleideten Bajadern dem angeblich herankommenden Feinde entgegenzugehen. Der Orient bot immer wieder merkwürdige Szenen und Augenblicksbilder, die anderen Kriegsschauplätzen fremd waren.

Die Lage des in Jerusalem liegenden Teils des Stabes war wenig beneidenswert. Die Verbindung mit dem Oberbefehlshaber und dem

Chef des Stabes ließ sich nur mangelhaft aufrechterhalten. An der Front hatte am 31. Oktober F e w z i P a s c h a, der Oberbefehlshaber des Armee-Oberkommandos 7, in Hebron den Befehl über den östlich der Linie Um Adra—Suheilika liegenden Abschnitt übernommen, während westlich dieser Linie der deutsche Oberst v. K r e ß weiter befehligte. Da die Drahtverbindung zwischen beiden Befehlshabern nicht fertiggestellt war, litt die Einheitlichkeit der zu treffenden Anordnungen.

In der Nacht vom 31. Oktober zum 1. November nahm im Gaza-Abschnitt die feindliche Artillerietätigkeit erheblich zu. Die türkischen Stellungen litten stark. Eine Zurücknahme des rechten Flügels hinter Wadi Hessi wurde in Erwägung gezogen, um die Gefahr einer englischen Landung im Rücken der Kampffront herabzumindern. Eine solche Landung, die weiter nördlich schwieriger war, mußte bei gleichzeitigem Gelingen des feindlichen Frontangriffs zu einer katastrophalen Vernichtung der ganzen Armee mit allem Material führen. Oberst Frhr. v. K r e ß hielt jedoch den Vorschlag der Heeresgruppe für nicht ausführbar, da der größte Teil der Geschütze und nahezu alle Munition bei einer solchen Rückwärtsverlegung der Front hätte im Stich gelassen werden müssen. General v. F a l k e n h a y n entschloß sich nunmehr zu einem Stoß aus der Gegend von Tell Scheria in südöstlicher Richtung. Die Ausführung wurde für den 2. November angeordnet.

In der folgenden Nacht aber steigerte sich das Artillerief Feuer auf die Gaza-Stellung vom Land und von der See aus zum Trommelfeuer, das stark mit Gasgranaten untermischt war. In den ersten Morgenstunden begann der englische Infanterieangriff, der nach Verlust der Vorstellung Sahit-Tepe bis Kreß Pascha-Tepe kurz darauf zur Einnahme eines Teiles der Hauptstellung im Küstengebiet führte. Die türkischen Reserven wurden zum Gegenstoß eingesetzt, konnten aber die Lage nicht wiederherstellen. Auch aus dem geplanten Gegenstoß gegen Birseba, der auf den 3. November verschoben war, wurde nichts. Es gelang nicht, die dazu notwendigen Kräfte rechtzeitig bereitzustellen. Flieger hatten bei Birseba eine etwa fünffache feindliche Übermacht festgestellt.

Am 3. und 4. November wiederholte der Feind ohne bemerkenswerte Erfolge seine Angriffe auf die Höhen von Abu Chuff. Der Versuch, auf diese Weise durchzustößen und den Gaza-Abschnitt von Osten und im Rücken zu umfassen, mißlang.

Durch das dauernd konzentrische, auf der Stadt Gaza liegende feindliche Artillerief Feuer war hier die physische und moralische Widerstandskraft der aufs äußerste ermüdeten Verteidiger erschöpft. Der Fall von

Gaza erschien unausbleiblich. Oberst Frhr. v. K r e ß erbat und erhielt dementsprechend von General v. F a l k e n h a y n, der am 5. November in Jerusalem eingetroffen war und auf dem Ölberg in dem deutschen Augusta-Viktoria-Stift Quartier bezogen hatte, das Einverständnis, die Stadt zu räumen und mit dem rechten Flügel nordwärts in die Wadi Hessi-Stellung, die bereits früher ausgebaut war, zurückzugehen. Dies gelang ohne nennenswerte Verluste an Menschen und Material. In der Nacht vom 6. zum 7. November wurde Gaza geräumt. Das XXII. Armeekorps hatte in diesen Schlachttagen starke Verluste gehabt; etwa 1500 Verwundete wurden allein von ihm abtransportiert. Am 6. November wurde es notwendig, auch das Zentrum der Front, also die 54. und 26. Division, zurückzunehmen. Ihr Rückzug wurde durch den kräftig nachdrängenden und von links und rechts schon flankierenden Feind stark erschwert. Dabei ging unter anderem auch sehr viel Sanitätsmaterial verloren, zumal die Formationen infolge des Stellungskrieges und der sehr viel Zugkräfte in Anspruch nehmenden, weiten und schlechten Wege chnehin an Transporttieren schon vor der Schlacht großen Mangel hatten.

Der Feind drückte weiter erfolgreich nach. Am 8. November ging Bet Hanun verloren. Am gleichen Tage wurde das Hauptquartier der 8. Armee weiter rückwärts nach Et Tine verlegt. Am frühen Morgen desselben Tages gelang es dem Feinde, an der Küste die in der starken Wadi Hessi-Stellung bei Herbjä stehende 7. Division zu werfen. Dieser erneute Rückschlag konnte nur in dem völligen Versagen der bis zum äußersten erschöpften Truppen Erklärung finden. Der Oberbefehlshaber mußte sich daher entschließen, eine weitere Zurücknahme der 8. Armee vorzubereiten.

Im Laufe des Tages schob der Feind stärkere Kräfte an der Küste vor. Die 7. Division kämpfte mit offenem rechten Flügel mit Front gegen das Meer. Die Verbände gerieten stark in Unordnung. Das Zurückbringen der Artillerie und Kolonnen wurde bei der zunehmenden Erschöpfung der Tiere immer schwieriger. Bei dem nunmehrigen Zustand der Truppen und der ganzen Lage erschien eine Wendung zu unseren Gunsten ausgeschlossen; die Truppe hielt nicht mehr dem geringsten feindlichen Drucke stand. Der weitere Rückzug der 8. Armee in Richtung Wadi Sarar wurde unabweislich. Überall machte sich bereits eine ziemliche Auflösung bemerkbar.

Bei der 7. Armee, die im Gebirge westlich von Hebron bei Bet Dschibrin sich sammelte, kamen währenddessen Ereignisse von Bedeutung

nicht mehr vor. Durch Befehl des Heeresgruppenkommandos wurde zwar unter Oberleitung des U.D.R. 7 am 9. November eine neue Angriffssgruppe gebildet, bestehend aus starken Teilen der 7. Armee und der Gruppe Ali Fuads. Sie sollte am 10. November zu einem Stoß in die Flanke des der 8. Armee nachdrängenden Feindes dienen. Zu einer Durchführung des Unternehmens kam es jedoch nicht mehr.

Waren bisher die rückwärtigen Bewegungen bei der 8. Armee wenigstens in ihren Grundzügen von dem Armeeoberkommando geleitet worden, so setzte am 9. November nachmittags nach einem starken Bombenangriff englischer Flieger und infolge eines Gerüchts von einem drohenden Angriff englischer Kavallerie in Et Tine eine allgemeine Panik ein, die jegliche Ordnung des Rückzuges zunichte machte und ihn in regelrechte Flucht ausarten ließ. Auch die beteiligten Deutschen, vornehmlich Kraftfahrer-Formationen, wurden in das allgemeine türkische Chaos mit hineingezogen. Die Straße nach Wadi Sarar war mit fliehenden Kolonnen, Kraftwagen, Reitern, Fußgängern, Kamelen vollgestopft. Es gab kein Halten mehr. Die ganze 8. Armee befand sich in voller Auflösung. Vergebens versuchte der Führer wieder Ordnung in die Kolonnen zu bringen. Nur an vereinzelten Stellen gelang das. Der an Zahl und Stoßkraft stark überlegene Feind drängte weiter nach, so daß die Armee unter verlustreichen dauernden Nachhutgefechten sich ständig weiter nordwärts bis schließlich hinter den Wadi el Audscha zurückziehen mußte. Die Operationen waren durch andauernden heißen Wüstenwind (Sirocco) sehr erschwert.

Der erste Abschnitt der großen englischen Offensive hatte mit diesem bedeutenden Erfolge sich vorläufig erschöpft. Die nächste Zeit war ausgefüllt mit mehr oder weniger hartnäckigen Gebirgskämpfen,*) in denen der Feind bemüht war, die von Wadi Sarar nach Jerusalem führende Straße in seine Hand zu bekommen, um so die Operationen gegen Jerusalem selbst erfolgreich vorzubereiten. Bei der am Engländer gewöhnten Gründlichkeit war auch anzunehmen, daß vorerst die rückwärtigen Verbindungen weiter ausgebaut werden würden.

Der Fall Jerusalems konnte nur eine Frage von kurzer Frist sein.

*) Ungefährer Verlauf der Front am 17. November siehe Skizze 3.

Der Fall von Jerusalem. Nablus (Sichem).

Was soll werden?" so äußerte sich Falkenhayn, über die Karte gebeugt, sorgenvoll mir gegenüber am 7. November. „Was soll werden, wenn die Engländer in unserem Rücken landen und die Bahn durchschneiden? Dann bleibt uns nichts weiter übrig, als den Karabiner zu nehmen und im Kraftwagen auszureißen! Hinüber nach Jericho und weiter nach Norden!" Eine Landung war zwar bisher nicht erfolgt, aber vor Jaffa hatte man an diesem Tage feindliche Kreuzer und Begleitschiffe gesichtet. Reserven zur Abwehr einer Landung fehlten. Dazu der völlige Zusammenbruch der 8. Armee im Küstenabschnitt.

Fürwahr, für den deutschen Oberbefehlshaber eine denkbar schwierige Lage! Inmitten eines fremden Volkes, dessen Zusammenbruch immer offenkundiger wird, ganz auf den guten Willen dieses Volkes angewiesen, deutsche Truppen in nennenswerter Anzahl nicht zur Verfügung und das eigene Asienkorps, mit dem er die Lage hier zum besseren wenden sollte, immer noch in unerreichbarer Ferne! Und wie der deutsche Name, so ist der des Oberbefehlshabers mit diesem türkischen Zusammenbruch unlösbar verkettet, kein Mittel aber ist vorhanden, das drohende Unheil abzuwenden. Die von Norden in aller Eile herangeordneten türkischen Verstärkungen treffen nur langsam ein. Der deutsche Chef des Stabes liegt krank darnieder. So lastet die Verantwortung selbst für militärische Anordnungen im einzelnen auf den Schultern des Oberbefehlshabers, dessen Arbeitsstätte oben auf dem Ölberg sich immer mehr dem Kampf der an allen Stellen abbröckelnden Front nähert und die jeden Augenblick nach einem Durchbruch der starken englischen Kavallerie selber in einen Kampfplatz umgewandelt werden kann. Selten sind Nerven und körperliche Leistungsfähigkeit eines Oberbefehlshabers einer so überaus schweren Belastungsprobe ausgesetzt worden.

„Was soll werden, wenn der türkische Zusammenbruch weitergreift und ich die vielen Menschen zu Fuß abzuschieben gezwungen würde, da die Bahn bei Ramle unterbrochen und für uns unbenutzbar ist. Ich hoffe, ja ich hoffe, daß eine Katastrophe vermieden wird, aber —!“

Der Ernst der Lage zwingt immerhin zu vorbereitenden Maßnahmen zur Räumung Jerusalems, zur Bergung unerfesslichen Materials und zum Abtransport der zahlreichen Verwundeten und Kranken. „Leiten Sie die Sache aber so, daß nach außen noch jeder Schein eines eiligen Rückzuges vermieden wird. Die Dehors müssen gewahrt bleiben. Wenn das Etappen-Sanitätsdepot nicht mehr gerettet werden kann, sind seine Vorräte zu vernichten!“

Der Oberbefehlshaber befiehlt, daß mit Ausnahme der Operationsabteilung alle übrigen Angehörigen des Stabes nach Nazareth abrücken sollen. Am Abend sind die Offiziere des Stabes noch zu Gast bei dem deutschen Generalkonsul Dr. Brode drüben in der Stadt. Eine eigenartige Mischung von Galgenhumor, dumpfer Resignation und drückender Sorge um die allernächste Zukunft liegt auf der kleinen Gesellschaft. Morgen will der Generalkonsul nach Damaskus gehen, der spanische Konsul soll den Schutz der Deutschen in Jerusalem übernehmen. Es ist ein bitteres, wehes Gefühl, alles im Stich lassen, vor einem siegreichen Feinde abbauen zu müssen!

Der Abtransport stößt schon jetzt infolge der zunehmenden Lähmung des Bahnverkehrs und höchsten Wagenmangels auf größte Schwierigkeiten. Auf dem Bahnhof Ramle sind drei Eisenbahnzüge ineinandergefahren, vielleicht durch Absicht der türkischen Maschinenführer, die auf diese Weise sich vom Dienst drücken wollten; eine völlige Verstopfung der Bahnlinie ist entstanden. Ich muß Anordnungen treffen, um die deutschen Sanitätsformationen zu Fuß über das Gebirge Judäa nach Nablus in Marsch zu setzen und die Vernichtung des Materials vorzubereiten.

Von der türkischen Front werden schlimme Fälle von vollständigem Zusammenbruch der Disziplin von Offizier und Mann gemeldet, eine Folge der ungeheuren Panik bei Et Tine. Mit blutigem Hohn bemerkt Falkenhayn, daß in den nächsten Tagen wohl General Allenby uns hier oben auf dem Ölberg ablösen wird. „Ich habe noch nie in meinem Leben einen Befehl zum Rückzug gegeben, nur einmal als Chef des Generalstabes des Feldheeres mich mit einem solchen — das war 1914 an der Ostfront bei Warschau — einverstanden erklärt.“ Schwerer, immer schwerer lastet die durch den türkischen Zusammenbruch hervorgerufene Lage auf dem deutschen Oberbefehlshaber.

Der Stab steht auf dem Sprunge, wenn nötig, sofort abzurücken. Alles Gepäck ist fertig, im Hofe des Augusta-Viktoria-Stiftes stehen acht Personen- und fünf Lastkraftwagen, um im gegebenen Augenblick

schleunigstens nach Nablus alles in Sicherheit zu bringen. Zum Glück ist augenblicklich die feindliche Fliegergefahr für den Ölberg gering, da Neumond ist; doch liegt für alle Fälle eine halbe Maschinengewehrkompanie schußfertig in den Nebengebäuden.

Die Stimmung im engeren Stabe ist tief gedrückt; Rückzug oder gar Flucht liegen dem deutschen Manne nicht, um so weniger, je unschuldiger man daran ist und je hilfloser man dem drohenden Unheil gegenübersteht. Eine Erholung und Ablenkung des Geistes bietet die Stunde abends nach Tisch, die die älteren Herren des Stabes um den Oberbefehlshaber in der Romanischen Halle vereinte im Gespräch über die biblischen Ereignisse der Örtlichkeit und der Person Jesu. Ein geschichtsfundiger Offizier des Stabes hatte ausgerechnet, daß die Stadt Jerusalem im Laufe der letzten dreitausend Jahre 36mal mit stürmender Hand erobert worden ist. Wir werden in allernächster Zeit Zeuge sein müssen, wie der Weltkrieg dieser langen Kette von Ereignissen ein neues Glied anfügen wird.

Im Augusta-Viktoria-Stift bereitet man sich auf die kommenden unvermeidlichen Ereignisse vor. Die tapfere Oberin, Schwester Theodora Barkhausen, wird bleiben und die Engländer erwarten; mehr wie diese fürchtet sie nach dem Abzuge der Deutschen die Roheit und Gewalttätigkeit des auf dem Ölberg hausenden arabischen Gesindels. General v. Falkenhayn gibt Befehl, das große Ölbild des deutschen Kaisers aus dem Rahmen zu schneiden, um es vor der Roheit der englischen Soldateska in Sicherheit zu bringen. Geld und sonstige Wertgegenstände des Stiftes werden dem spanischen Konsul, dem einzigen noch vorhandenen neutralen diplomatischen Vertreter — zwanzig Staaten gewährte er augenblicklich seinen Schutz — zugeführt. An die Offiziere des Stabes werden Karabiner und Patronen ausgegeben. Gleichzeitig wird der Goldbestand der Stabskasse auf die einzelnen Offiziere zur Aufbewahrung verteilt, um ihn für alle Fälle vor dem feindlichen Zugriff zu sichern.

Am 11. November schlug die Panik an der türkischen Front ihre Wellen bis nach Jerusalem und darüber hinaus. Seit Vormittag stand auf Anordnung des Oberbefehlshabers ein deutscher Generalstabs-offizier mit wenigen zuverlässigen türkischen Offizieren, Mannschaften und Maschinengewehren drüben am Skopus an der von Jerusalem nach Norden führenden Straße, um die zurückflutenden Trümmer der 8. Armee, die infolge Machtlosigkeit ihrer Offiziere bis zu diesem Grade demoralisiert waren, mit Gewalt abzufangen und wieder der Front

zuzuführen. Bis am Abend hatten sich in dieser „Falle“ etwa 700 Mann, mehrere Geschütze, mehrere hundert Reiter und zwei Duzend Kamele gefangen. Falkenhayn hatte recht, wenn er sagte: „Wir führen hier nicht einen modernen Krieg, wie an anderen Fronten, sondern wie zur Zeit des Zusammenbruches der Kreuzzüge.“ Die Ereignisse da vor unseren Augen muteten in der Tat wie graues Mittelalter an.

Dabei war die Panik bei Et Tine ganz unverständlich, wie meist in solchen Fällen; der Feind drängte gar nicht nennenswert nach. Von einer Landung der Engländer verlautete bis zum Abend nichts. Der Oberbefehlshaber hatte sichere Kunde erhalten, daß deutsche U-Boote vor der syrischen Küste eingetroffen waren, woraus wohl die bisher unterbliebene Landung zu erklären war.

Was bedeutet eigentlich der Begriff „Panik“?

Panik ist eine durch Massensuggestion — gleichgültig, ob auf Grund wirklicher oder nur vermeintlicher drohender Ereignisse — hervorgerufene, plötzlich eintreffende schreckhafte Furcht vor persönlicher Vernichtung, bei welcher der Selbsterhaltungstrieb des einzelnen bis ins Krankhafte gesteigert und ruhige Überlegung ausgeschaltet ist. Die im Laufe kriegerischer Handlungen eintreffende Panik gehört zu den verhängnisvollsten Vorkommnissen und ist häufig geeignet, Wendungen von entscheidender Bedeutung herbeizuführen. Die Panik von Et Tine ist ein klassisches Beispiel für diesen Erfahrungssatz in der Kriegsgeschichte.

In der Stadt Jerusalem sieht es heute wüst aus. Die engen Straßen vor der türkischen Etappeninspektion sind vollgestopft mit fliehenden Soldaten, Pferden, Maultieren, Geschützen und aller Art Kriegsgerät; das Geschrei von Menschen und Tieren vermischt sich mit Stöhnen und Brungen der überlasteten Kamele; dazwischen Frauen und Kinder, beladen mit Hausgerät geringsten Wertes. Die türkischen Etappenoffiziere stehen dabei und wissen der Wirrnis nicht Herr zu werden. Das Chaos eines solchen türkischen fluchtartigen Rückzuges ist unbeschreiblich, Planlosigkeit, Kopflosigkeit und orientalische fatalistische Gleichgültigkeit reichen sich die Hand, um eine Entwirrung unmöglich zu machen. Man läuft selbst Gefahr, mit Gleichmut und Resignation tatenlos dem Ganzen zuzuschauen.

Beim Stabe auf dem Ölberg herrscht tiefe Ruhe, die zu der Verwirrung und dem Tumult drüben in der heiligen Stadt in starkem Gegensatz steht. Von einer hohen Steinkanzel im Garten des Hospizes bietet sich ein unbeschreiblich eigenartiger Blick auf das Steinmeer der

Wüste Juda, das grüne Band des Jordantales und das Tote Meer, das als ein 1200 m unter der Spitze des Ölberges sich ausbreitender dunkelblauer Spiegel im violetten Dunst liegt, der auch die jenseitigen Randgebirge von Moab mit einem diefigen Schleier umweht. Die Kiefern, Zypressen und Lavendelgruppen strömen nach der Sonnenglut des Tages jezt einen balsamischen Atem von harzigem herbem Wohlgeruch aus. Die Natur ist tot und still, sie rüstet sich zum nur kurz währenden Winterschlaf.

Vor mir, jenseits des Kidrontales, erhebt sich, eingerahmt von der hohen Mauer, Jerusalem, die ewige Stadt, angeschmiegt an eine steile Bergkuppe und halbverschüttete Talschluchten, während drüben von den Ausläufern des Gebirges Bethlehem und Bethschala herüberwinken. Eine kurze Viertelstunde der Ruhe und Selbstbesinnung, der Sehnsucht nach Frieden und Heimkehr. Als Unterton aber immer das nagende, bittere Gefühl, diese Stätte deutscher Arbeit demnächst, vielleicht schon in den allernächsten Tagen, den Engländern überlassen zu müssen, hilflos und machtlos; denn die türkische Armee war so gut wie zertrümmert und unfähig, Jerusalem noch länger zu schützen.

Der 11. November war ein Sonntag. Von der heiligen Stadt her über den Kidronbach und den Garten Gethsemane rufen die Glocken der Erlöserkirche zum Gottesdienst, den Propst Jeremia wohl zum letzten Male heute feierlich zu begehen sich rüstet. Der Horizont ist überall mit dicken blauschwarzen Wolken umzogen, aus denen, wie kommendes Unheil verkündend, Blitze auf das Tote Meer hinabzüngeln.

Die Panik in der Stadt hatte gestern auch die deutschen Sanitätsformationen ergriffen; unter Zurücklassung großer Materialbestände war das Personal auf der Straße nach Nablus in das Gebirge von Judäa abgerückt. Nur mit Mühe gelang es mir, wenigstens den wertvollsten Teil des Gerätes zu bergen und in Sicherheit zu bringen. Was nicht abtransportiert werden konnte, wurde dem deutschen Krankenhaus in Jerusalem übergeben, das gleichzeitig die Pflege unserer schwerkranken deutschen Heeresangehörigen übernommen hatte.

In Jerusalem herrscht nun so etwas wie die Ruhe des Kirchhofes, nachdem die türkische Stappeninspektion abgerückt ist. Die eingeborene türkische Bevölkerung verhält sich ruhig und gleichgültig; sie kennt nicht unseren Begriff „Vaterland“ und sieht mit stumpfem Gleichmut dem Wechsel entgegen. In langen Zügen aber, tränen- und klagelos, verlassen die Juden die Stadt Davids, der Jammer und das Elend der Heimatlosigkeit des Volkes Israel erneuert sich heute wiederum an

ihnen. Wie sagt Christi Weisagung? „Ein Volk wird sich erheben über das andere und ein Reich über das andere. Wenn ihr aber sehen werdet Jerusalem belagert mit einem Heere, so merkt, daß herbeigekommen ist seine Verwüstung. Alsdann, wer in Judäa ist, der fliehe auf das Gebirge, und wer drinnen ist, der weiche heraus, und wer auf dem Lande ist, der komme hinein!“

Schwere Regentropfen fallen heute von dem trüben Grau des Himmels, Tränen gleich. Sie löschen den Staub der Straße, hüllen aber das Gesamtbild in noch tiefere Schwermut.

Am Abend des 13. traf der Vizegeneralissimus der türkischen Armee, Enver Pascha, mit seinem Stabe zu kurzem Besuch der Front ein. Auch er steht dem ganzen Zusammenbruch machtlos gegenüber und vermag die Katastrophe nicht aufzuhalten. Der sonst so lebhafteste Mann ist heute wortkarg und fährt am nächsten Nachmittage wieder in Richtung Nablus zurück.

Die Auflösung der türkischen Front spiegelte sich am deutlichsten wider in der Zahl von über 10 000 Deserteuren, darunter 500 Offizieren, die weit hinter der Front längs der Bahn nach Damaskus aufgegriffen wurden.

Am 15. November fiel Sarar den Engländern in die Hände und zwar ohne vorausgegangene Sprengung der Brücke über den Wadi Sarar, da trotz Drängens von deutscher Seite der richtige letzte Augenblick durch die Türken veräußt wurde. Damit waren unsere Feinde im Besitz des Schlüssels der Bahn nach Jerusalem; der Fall der Stadt rückte näher.

Aber auch erhebende Augenblicke erlebt man. Propst Jeremias, der tapfere Bannerträger des evangelischen Deutschtums in Jerusalem, will zurückbleiben und als getreuer Hirt seine Herde nicht verlassen. Ebenso will ein altes schwäbisches Ehepaar ihrem Heim, in dem sie seit 40 Jahren sich glücklich fühlten, getreu bleiben; sie bauen auf die anständige Gesinnung der Engländer und haben in tapferer Betätigung ihres Deutschtums alles, was sie an Bildern vom Kaiser, Bismarck, Hindenburg haben, in ihrem Zimmer aufgestellt; auf der alten Kommode aber sieht man die Bilder ihrer sechs Söhne, die alle im Felde stehen. Solche Vaterlandsliebe und solches Gottvertrauen wirkt ergreifend. —

Die Lage am Feinde klärte sich dahin, daß er starke Kräfte näher und näher auf seinen linken Flügel längs der Küste zog, um demnächst gegen Jerusalem nach Osten einzuschwenken. Wenn auch die von Sarar nach Jerusalem führende Straße vorläufig noch durch

Truppen der 7. Armee gesperrt war, so war doch mit einem ernstlichen Widerstand nicht mehr zu rechnen. Die Tage des Stabes „Jildirim“ auf dem Ölberg waren gezählt.

Das Hospiz birgt in seinen Mauern eine kleine, aber farbenprächtige Kirche. Ein kostbares Christusbild von packender Wirkung schmückt die Galerie. Zum Greifen deutlich und doch gleichzeitig dabei durch einen violett durchsichtigen Nebel in weite Ferne gerückt, steht die Gestalt des Heilandes, die Hände leicht segnend erhoben, als wolle er eben aus dem Rahmen steigen. Der Zauber des Bildes wird noch verstärkt durch den leuchtenden Farbenton, mit dem die untergehende Sonne durch die bunte Mosaik der Fenster die ganze Kapelle überzieht. Auf der Orgel trägt ein junger Offizier des Stabes alte kirchliche Bachsche Fugen vor; niemand von uns, die wir im farbigen Dämmerchein der Kapelle einzeln jeder allein mit seinen Gedanken dasitzen, kann sich der Wirkung des Spieles entziehen, das allmählich, unmerklich in die alten von Kindheit her vertrauten Weihnachtslieder übergeht. „Es ist ein Ros' entsprungen“ und „Vom Himmel hoch da komm ich her“ tönt es in mächtigen Akkorden durch die romanischen Bogen der Kirche — zum letzten Male wohl für lange, lange Zeit. In solcher Lage, solchen Abschied von geheiligtem Boden! Wer es nicht erlebte, wird es kaum nachfühlen können.

Am 17. November vormittags kam Befehl vom General v. Falkenhayn, der bereits in Nablus war, daß der Rest des Stabes von Jerusalem abrücken sollte. Kurzer Abschied von Schwester Theodora. Wir schüttelten ihr mit herzlichem Dank die Hand. „Leben Sie wohl, Gott schütze Sie, kehren Sie wieder!“ tönt es zurück. 2³⁰ nachmittags rollen die ersten Kraftwagen den Ölberg hinab nach Norden, mit schußfertigen Karabinern an der Außenwand. Jerusalem versinkt hinter uns! Die blaue Kuppel der Omarmoschee, der Tempelplatz, die Burg Davids, die Grabeskirche mit Golgatha, die Via Dolorosa, auf der Christus sein Kreuz trug, das Damaskustor — alles, alles verschwindet wie ein kurzer, an Aufregungen überreicher Traum hinter dem dahinrollenden Wagen, als wäre es nie gewesen. — Noch ein Blick rückwärts auf den Ölberg und das gastliche deutsche Heim auf seiner Spitze, noch ein Aufleuchten der goldenen russischen Kapelle im Garten Gethsemane, rechts — weit in der Tiefe — das heute im Nebel wie graues flüßiges Blei daliegende Tote Meer — der Wagen biegt, in dicke schwere Staubwolken gehüllt, um eine steinige Bergnase, alles ist vorbei, — nach uns

kommen die Engländer, vom Schicksal und Weltenlenker bestimmt, im Heiligen Lande das Erbe der altersmorschen Türkei anzutreten.

Vor bald dreieinhalb Jahren befanden wir uns im Bewegungskriege, und es ging heiß her bei der Verfolgung der Franzosen, Belgier und Engländer. — Heute wiederum stehen wir im Bewegungskrieg, diesmal aber sind wir auf dem Rückzuge, und die Engländer sind die Verfolgenden.

Vorsichtig schiebt General Allenby den linken Arm seiner Zange längs der Küste vor nach Norden. Heute ist Jaffa bereits besetzt, um die türkischen Armeen und Jerusalem abzukneifen. Bis zuletzt blieb der Stab der deutschen Heeresgruppe auf seinem vorgeschobenen Posten. Nun aber verlangte die taktische Lage dringend seine Rückwärtsverlegung nach Norden. Vorläufig nach Nablus, dem altem Sichem der Bibel.

Die Straße Jerusalem—Nablus ist gut, heute aber dick belegt mit Truppen und Kolonnen der geschlagenen und in Auflösung begriffenen türkischen 8. Armee. Auch das muß man miterlebt haben, um zu wissen, wie die Rückzugsstraße einer geschlagenen türkischen Armee aussieht.

West die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, setzt an die Stelle der Schweden oder Kroaten die zerlumpten, fast verhungerten, jeder Zucht baren, in einzelne Trupps und Haufen aufgelösten türkischen und arabischen Formationen, nehmt statt der mittelalterlichen Spieße und Musketen moderne Infanteriegewehre — der Troß unterscheidet sich überhaupt nicht von dem damaligen — und man hat eine entfernte Vorstellung von dem Bilde eines solchen Rückzuges. Der türkische Soldat ist im Grunde ein braver Kerl, der schweigend, ohne Klagen zu sterben weiß. Da schleppen zwei braune Anatolier einen todwunden Kame raden; die blutigen zerschundenen Glieder hängen schlotternd aus den zerrissenen Lumpen. Dort hinter jenem Steinblock liegt ein Mann, den Kopf verhüllt mit der Kephie, und ringt mit dem Tode. Dazwischen auf abgetriebenen skelettartigen Säulen türkische Offiziere, stumpf und äußerlich unberührt von dem grenzenlosen Elend ringsum. Der Kraftwagen stoppt plötzlich: drei Kamele, auf ihren Rücken türkische Haremsfrauen, das Haupt verhüllt, die Beine nackt herunterhängend, legen sich quer über den Weg; erst die gellende Sirene des Wagenführers läßt sie in wildem Sprunge die Straße räumen. Eine Kolonne klappriger Wagen wird überholt, der „Rote Halbmond“ und der durchbringende Geruch nach Jodoform kennzeichnen sie als Trümmer eines „Feld-

lazarets.“ Plötzlich lautes Geschrei; eine türkische Feldbatterie versperrt den Weg, die Pferde, Büffel und Maultiere können nicht mehr weiter. Eine Herde Kleinvieh drängt sich dazwischen, und schon hat der Wagen eine langohrige Ziege zermalmt und schleudert, zu spät ausbiegend, einen türkischen Kolonnenwagen mit Zugtieren und Treibern den Abhang hinunter.

Das alles spielt sich im wilden Chaos ab; es geht immer weiter durch die dicken Staubwolken, die sich schon lange als grauweiße dicke Kruste auf Gesicht und Khaki gelegt haben. Das ununterbrochene Schreien der Autosirenen, das Geschrei der Menschen und Tiere, all das legt sich hypnotisierend auf das eigene Denken und Fühlen und stumpft so entsetzlich ab, daß man sich selbst in lichten Augenblicken fragt, ob man überhaupt noch ein Kulturmensch ist.

Endlich ist die dicke Masse überholt. Es wird schnell dunkel; unter dem Lichte der Scheinwerfer geht es in schwindelnden Steilkurven zu Tal in die Schlucht von Chan Lubban. Vor vier Tagen stürzte hier ein Lastkraftwagen den Abgrund hinunter und vernichtete drei brave deutsche Soldaten. In später Abendstunde wird die Wasserscheide zwischen Jordan und Mittelmeer überschritten, an deren westlichem Hang, eingebettet in Oliven- und Feigenbaum-Haine zwischen Ebal und Garizim Nablus, das Sichem der Bibel, liegt. Hart streift das Rad des Wagens das Mauerwerk des Bir Jakub, des alten Jacobsbrunnens, an dem nach uralter Überlieferung Christus das Gespräch mit der Samariterin hatte. Heute lagern hier zum Tode ermattet und halb verdurstet anatolische Askar; „Su, Su!“ klingt es, „Wasser, Wasser!“, und der alte Brunnen, „den uns Vater Jacob gegeben, aus dem er getrunken und seine Kinder und sein Vieh“ spendet heute mitteilidig sein labendes Naß den türkischen Soldaten auf der Flucht vor dem Engländer.

Trübe Wochen waren es, die der Stab in Nablus verlebte, trübe nach außen, trübe nach innen. Die Regenzeit hatte eingeseht. Es war unwirtlich und kalt im Gebirge, und der Mangel warmer Kleidung, die nach Nazareth bereits zurückgeschickt war, machte sich sehr bemerkbar. Die Quartiere waren unbeschreiblich schlecht; die Verpflegung dürftig im höchsten Grade. Man war ausschließlich auf die Mittel des Landes angewiesen, die sich in der Hauptsache auf Orangen, wenige Eier, das Fleisch abgetriebener Hammel und Johanniskbrot-Sirup, beschränkten. Auch ein zäher Körper erliegt vorübergehend den äußeren Schädlichkeiten, wenn die Seele ermüdet ist und die Sorge um das Ganze am Innern nagt. Selbst die elastische Natur des Oberbefehlshabers konnte sich auf

kurze Zeit dem nicht entziehen, und bezeichnend für die Verpflegungslage war es, daß ich mangels geeigneter Hilfskräfte in unglaublich schmutziger Küche aus Hammelknochen und einem „hintenherum besorgten“ Huhn dem kranken Oberbefehlshaber ein kräftiges Sूपplein brauen mußte, das ihn bald wieder auf die Beine brachte. Und als ich dann selber mehrere Tage schwer krank in einem feuchten Quartierkeller auf einem Wanzenlager lag, da bereitete die wenig kochkundige Hand meines Burschen einen Hirsebrei, der zur beschleunigten Gesundung nicht wenig beitrug! Diese kleinen nebensächlichen Züge seien für diejenigen Leute angeführt, die heute in jämmerlicher Nachkriegszeit voll blinden Hasses gegen alles wüten, was Offizier heißt, sich nicht genug tun können in Schilderungen der Uppigkeit und des Wohllebens, die während des Krieges bei den höheren Stäben geherrscht haben sollen.

Schon in biblischen Zeiten war Nablus eine Zufluchtstätte für Totschläger und Verbrecher, und diesem Charakter seiner Bürger der alten Überlieferung ist leider der heutige Bewohner ziemlich treu geblieben. Sichem war seit alters her der Sitz der Samaritaner, jener Volksmischung aus den alten Jehova-Anbetern und assyrischen Kolonisten, die im 8. Jahrhundert v. Chr. durch die fremden östlichen Eroberer künstlich geschaffen wurde. Gehäßt und verachtet von den Juden, blieben sie dauernd ein Fremdkörper im Volke Israel, galt doch noch zu Christi Zeiten der Name „Samariter“ als ein Schimpfwort. Heute gibt es nur noch wenige Samariter in der Stadt Nablus, auch sie stehen mit ihrem Sonderkultus noch seitab von der übrigen Bevölkerung; aber noch heute gilt diese als diebisch, fanatisch und ausgesprochen fremdenfeindlich. In ganz Syrien-Palästina findet man schwerlich einen Ort, in welchem das Diebestum zu solcher Virtuosität und Frechheit ausgebildet ist, wie im alten Sichem. Nur mit viel Mühe war es mir gelungen, aus Jerusalem noch die ganze innere Ausstattung einer modernen Entlausungsanstalt mittels Kraftwagen nach Nablus zu retten. Nur wenige Nachtstunden, während der das umfangreiche technische Gerät auf offener Straße liegen mußte, genügten, um es spurlos verschwinden zu lassen! „Zweierlei Volk bin ich von Herzen Feind, dem dritten aber bin ich so gram, als sonst keinem: den Samaritern, den Philistern und dem tollen Pöbel zu Sichem.“ Der alte Menschenkenner Jesus Sirach scheint ähnliche schlechte Erfahrungen — wenn auch vielleicht auf anderem Gebiete — in der Flavia Neapolis, dem heutigen Nablus gemacht zu haben.

Die Stadt bot bei dem Eintreffen des Stabes einen wüsten Anblick. Die Straßen vollgepfropft mit zurückschlutenden türkischen Truppen in voller Auflösung, Trains, Lastkraftwagen und Trupps Verwundeter, dazwischen die Einwohner finster und gehässig dreinschauend, nur gezwungen sich feindlicher Handlungen enthaltend. Der Kaimakan des Bezirkes, wahrscheinlich mit englischem Gelde bestochen, zeigte gegenüber allen Quartiersforderungen der deutschen Offiziere eine passive Resistenz, die seine Absehung notwendig machte.

Die Verbindung der Heeresgruppe mit der Front war in dem zerrissenen gebirgigen Gelände sehr erschwert. Auch ich konnte kaum einen Einfluß auf die Regelung des türkischen Sanitätsdienstes ausüben. Die Reste und Trümmer der türkischen Sanitätsformationen sammelten sich an einzelnen Punkten im Gebirge, dort, wo sie gerade hin verschlagen waren. Für den Abtransport der Verwundeten nach Norden kamen nur die beiden Straßen Jerusalem—El Bire—Chan Lubban—Nablus für den linken, Tul Karim—Nablus für den rechten Flügel in Betracht. Hier gelang es, einzelne Sanitätsstützpunkte zu errichten, die allerdings weniger für eine stationäre Pflege als vielmehr nur als Art Krankensammelstellen in Frage kamen. Es mangelte dem Sanitätsdienst an der Front an allem und jedem. Personal und Material waren bei dem panikartigen Rückzug zum großen Teil verloren gegangen.

In Nablus befanden sich mehrere türkische Kriegslazarette, alle überfüllt mit türkischen und englischen Verwundeten. Mit Hilfe deutscher Kraftfahrkolonnen gelang der Abschub nach Norden, so daß die Räume für die Front frei wurden. In Messudije, der nächsten Bahnstation an der Linie Tul Karim—Afule wurde eine umfangreiche Krankensammelstelle eingerichtet, denn hier fluteten die Kranken und Verwundeten unaufhörlich zu. Materialmangel, völlige Ungeschultheit des türkischen Etappenarztes in organisatorischen Maßnahmen und wieder der so oft peinlich empfundene passive Widerstand der türkischen Etappenbehörde bereiteten Schwierigkeiten, die zum Nachteil der türkischen Verwundeten nur zum Teil sich überwinden ließen.

In diesen Tagen schwerster militärischer Not erhob zu allem: Unheil die Cholera von neuem drohend ihr Haupt. Bei dem vor den Toren von Nablus lagernden türkischen Feldartillerie-Regiment 62 wurden mehrere verdächtige Fälle gemeldet; die Prüfung an Ort und Stelle bestätigte Cholera. Die ärztliche Fürsorge war gänzlich unzulänglich, der türkische Truppenarzt nur mit Mühe dazu zu bringen, zusammen mit mir unter den niedrigen, nur gebückt zu betretenden Zelten aus den zahlreichen

Kranken die Verdächtigen auszufondern und getrennt von den übrigen unterzubringen. Die von dem türkischen Arzt angeordnete Desinfektion beschränkte sich auf einen handbreiten Streifen Chlorkalk, den er um das Cholerazelt gestreut hatte. Vollkommen fehlten für Darmkranke geeignete Nahrungsmittel. Meine an und für sich selbstverständliche Anordnung, das choleraverseuchte Regiment in Quarantäne zu legen, um die Verseuchung der Front zu verhüten, war nicht durchführbar. Mars war wieder einmal stärker als Askulap, kein Mann und kein Geschütz konnte an der bedrängten Front entbehrt werden. Das Regiment marschierte und — die Cholera erlosch. Mag sein, daß die kühle Jahreszeit und der tägliche Ortswechsel der Seuche nicht günstig waren, in der Hauptsache war das Verdienst an dem schnellen Erlöschen der Cholera ohne Zweifel der von den Türken streng durchgeführten Schutzimpfung, und zwar mit hochwertigem Choleraimpfstoff, zuzuschreiben. Im kleinen also wieder ein Schulbeispiel für den unschätzbaren Wert wissenschaftlich begründeter hygienischer Maßnahmen, die während des ganzen Weltkrieges auf allen Schauplätzen das vernichtende Auftreten von Heeresseuchen verhinderten, und, durch deutsche Ärzte in die türkische Armee übertragen, selbst unter so überaus ungünstigen Verhältnissen, wie sie in Syrien-Palästina herrschten, vollen Erfolg hatten. Wenn einst die Geschichte des Weltkrieges objektiv niedergeschrieben wird, werden die Leistungen der ärztlichen Wissenschaft, die es zum ersten Male in der Weltgeschichte ermöglichte, daß Millionenheere ohne nennenswerte Schädigung infolge von Seuchen Jahre hindurch verwendet werden konnten, volle und verdiente Würdigung finden.

Auch bei einer deutschen Kraftwagenkolonne kamen in diesen Tagen gehäufte Fälle von Cholera vor. Hier ließ sich feststellen, daß der Ursprung der Ansteckung in Liberias am See Genezareth zu suchen war. Dies war von Bedeutung für das anrückende deutsche Asienkorps, für das die Stadt Liberias als Marschquartier in Aussicht genommen und nun für diesen Zweck auszuschalten war. Auch in diesem Fall kam es zu keiner weiteren Ausbreitung der Cholera, was bei dem freizügigen Charakter der Kraftfahrer besonders zu befürchten war.

Die Ereignisse an der Front nahmen ihren langsamen, unausbleiblichen Fortgang. Jerusalem wurde vorläufig noch durch Teile der 7. Armee gegen die sich unaufhaltsam heranschiebenden englischen Truppen gehalten. Diese waren mit starken Teilen aus der Gegend vor Sarar nach rechts eingeschwenkt und suchten die bei Jerusalem und Bethlehem stehenden türkischen Kräfte abzutneifen. Es folgten erbitterte Kämpfe,

bei denen gut gepflegte, mit sicherem Nachschub versehene und von Siegeszuversicht getragene englische Soldaten den halbverhungerten, schlecht ausgerüsteten und demoralisierten Türken gegenüberstanden. Ein heißumstrittener Brennpunkt war Nebi Samwil, eine nur sieben Kilometer nordwestlich Jerusalem liegende, das übrige Gebirge von Judäa überragende Bergkuppe, gekrönt von einer weit sichtbaren Moschee, die vorzeiten über dem Grabe des Propheten Samuel errichtet war. Hin und her wogte der Kampf um den Besitz dieser wichtigen Stellung; die beiderseitige Artillerie hat nicht viel übriggelassen von dem uralten Denkmal alttestamentlicher Geschichte und jüdisch-mohamedanischen Religionskultus.

Die geschlagene 8. Armee hatte seit dem 17. November nördlich des Wadi el Nudschä wieder festen Fuß gefaßt und ihre durcheinandergekommenen Verbände neu geordnet. Das Hauptquartier befand sich in Tul Karim. Der Feind drängte nur schwach nach; zu größeren Kampfhandlungen kam es hier zunächst nicht.

Dem Engländer stand von Mitte November an die Flotte von Jaffa zur freien Verfügung; er benutzte sie weiterhin ausgiebig, um von See aus den Armeen den nötigen Nachschub zuzuführen. Zu Lande war er zudem in den Besitz der reichen Hilfsmittel gelangt, die ihm die deutschen Templerkolonien Wilhelma und Sarona boten. Der Verlust dieser blühenden Niederlassungen, Zeugen deutschen Fleißes und kolonisationsförmigen Geschickes, mußte uns besonders nahegehen. Für absehbare Zeit war ihr Wohlstand vernichtet.

Es mußte damit gerechnet werden, daß die Engländer nunmehr systematisch gegen Jerusalem ihre weiteren Angriffe richten würden. Seit langem waren von seiten der Heeresgruppe die Anordnungen für eine planmäßige Verteidigung der Stadt getroffen worden; eine befestigte Linie, die teilweise leidlich ausgebaut war, bestand bereits. Die Verteidigung sollte dem Kommandeur des XX. A.R., Oberst Altfuad, anvertraut werden. Dieser wurde zum Generalmajor ernannt. Die Gesamtleitung unterstand dem A.D.R. 7.

Im einzelnen wurde angeordnet:

„1.) Gen.Rdo. XX mit 53. und 26. Division übernimmt die örtliche Verteidigung in den ausgebauten Stellungen von Jerusalem. (Dem Gen.Rdo. wurde die 3. Kav.Div. zur Sperrung der zwischen Jerusalem und Totem Meer nach Norden führenden Verbindungen überwiesen. Die Stellungen von Jerusalem waren so lange wie möglich zu behaupten.

Erst wenn der Abzug stärkerer Teile der Besatzung in das Jordantal bedroht sein sollte, dürfte Jerusalem aufgegeben werden.)

2.) Gen.Kdo. III mit 24. und 27. Division nimmt südlich von El Bire Aufstellung, um eine Umfassung der Stellung von Jerusalem auf dem Nordflügel zu verhindern.“

Das A.D.R. 7 erhielt Weisung, diejenigen Teile der Bevölkerung, die Jerusalem verlassen wollten, nur durch das Ostjordanland abzuschieben. Auf die Hüter der heiligen Stätten aller Religionen sollte keinerlei Zwang ausgeübt werden. Um der südlich Nablus sich sammelnden 7. Armee und der Stadt Jerusalem Entlastung zu bringen, plante das Oberkommando der Heeresgruppe, mit stärkeren, zu diesem Zwecke zusammengezogenen Kräften längs des Gebirges von Tul Karim aus einen Stoß nach Südosten auszuführen. Die 19. Division sollte gleichzeitig damit von Nordosten her gegen die Flanke des Feindes vorgehen.

Der geplante Angriff fand am 27. November statt, brachte zwar einigen Raumgewinn, lief sich aber dann in der Unwegsamkeit des Bergsgeländes, bei der Erschöpfung der Truppen und der feindlichen Übermacht tot. Der Gegner hatte, um den Stoß der 19. Division parieren zu können, aus seiner Front vor Jerusalem die 52. Division herausgezogen, so daß hier nur noch die 60. Division in der Front stand. Diese wesentliche Tatsache war dem türkischen Aufklärungsdienst entgangen, der trotz ernster Vorhalte des Generals v. Falkenhayn auch weiterhin völlig ungenügend arbeitete.

Am 8. Dezember gingen von feindlicher Seite schwache Kräfte — es hatte den Anschein, daß es sich nur um ein größeres Patrouillen-Unternehmen handelte — gegen die Westfront von Jerusalem vor. Der feindliche Angriff setzte in den frühen Morgenstunden ein und hatte gegen die anscheinend völlig überraschten Truppen sofort Erfolg. Mittags schien es, als ob die Katastrophe sich noch vermeiden ließe, bald zeigten jedoch die weiteren Meldungen, daß mit der Behauptung der Stadt nicht mehr zu rechnen sei. Nach dem Eindruck, den das Kommando der Heeresgruppe empfang, bestand anscheinend seitens der Führung des XX. A.R. von vornherein kein fester Wille, die Stadt zu halten. So wurde die Stadt Jerusalem ohne ernstesten Kampf von der türkischen Besatzung geräumt. An Stelle des ehemals so ruhmreichen türkischen Halbmondes wehte von nun an die englische Flagge über Jerusalem.

Rein militärisch betrachtet war der Fall Jerusalems ohne äußerlich sichtbare Folgen. Aber der Engländer sorgte durch Funksprüche und Presse dafür, daß die Eroberung Jerusalems der Welt als Tat Englands bekanntgegeben wurde, durch die, gewissermaßen im höheren Auftrage der gläubigen Christenheit, die heiligen Stätten von dem drückenden Joch des Islam befreit wurden. In Wahrheit hatte ein solches nie bestanden, der Mohamedanismus hatte vielmehr getreu seiner stets anderen Religionen gegenüber bewiesenen Duldsamkeit seit Sultan Saladin's Zeiten alles getan, um das Grab Christi zu schützen und den Pilgern der ganzen Welt zugänglich zu halten. Das Prestige der Türkei hatte allerdings mit dem Fall Jerusalems seine letzte Stütze im Orient verloren. Daß hierdurch der deutsche Name und der Fall Enghans in Mitleidenschaft gezogen wurde, konnte England nur im höchsten Grade erwünscht sein und ist demzufolge auch gründlich ausgenutzt worden.

Mekka, dann Bagdad, nun Jerusalem! Die drei Grundpfeiler für die Überlandbrücke vom Mittelmeer nach Indien waren damit eingerammt. Ein Hauptzweck Englands bei Einfädelung des Weltkrieges war erreicht; der englische Kaufherr in der City Londons rieb sich die Hände, Deutschland als Handelskonkurrent im Orient war ausgeschaltet, nachdem es in der ihrer Vollendung entgegengehenden Bagdadbahn England selbst das Werkzeug zur Erschließung des Handelsweges nach Indien geschmiedet hatte.

Anfang Dezember erreichte das Asienkorps mit seiner Spitze die Höhe von Nazareth. Deutsche Lanzenreiter mit schwarz-weiß-roten Fähnchen tauchten in der Ebene Jesreel auf, der Arena vieltausendjähriger Völkerkämpfe seit den Zeiten des Pharaos und Nebukadnezar bis auf Bonaparte und unsere Tage! Schwer lassen sich die Empfindungen und Gedanken in Worte fassen, die da auf Herz und Sinn einströmen.

Sehr bald, am 11. Dezember, folgte, wie bereits früher erwähnt, als erster geschlossener Infanterie-Verband das Bataillon 701, das allein mit der Bahn bis Afule südlich Nazareth vorgeführt wurde. Die übrigen Teile des Asienkorps wurden nur bis Rajak mit der Bahn befördert. Von hier setzte sie die Heeresgruppe, um eine weitere Verzögerung infolge der Bahnschwierigkeiten zu verhindern, auf die 115 Kilometer lange Landetappenstraße Damaskus—See Genezareth—Nazareth—Afule. Auf dieser Straße waren sie um Mitte Dezember im Anmarsch. Die deutsche Sanitätskompagnie 300, die vor der kämpfenden Truppe zur

Front transportiert war, hatte Befehl erhalten, sich bei Dschenin am Nordausgang des Gebirges von Samaria zu versammeln. Sie erwartete verwendungsbereit zu Anfang Dezember das Anrücken der deutschen Truppen. Die nicht minder notwendigen Feldlazarette lagen in Aleppo und in Rajak fest, wo Tausende von Tonnen Material aller Art lagerten und bei der geringen Leistungsfähigkeit der Bahn nicht weiter kamen. Ohnmächtig stand dem der verantwortliche deutsche Oberquartiermeister, Major Ludloff, gegenüber. So blieb nichts übrig, als auf die bereits eingesehten Feldlazarette 212 und 213 zurückzugreifen. Sie waren in ihrer augenblicklichen Form nicht verwendbar, ersteres hatte bei dem fluchtartigen Rückzug von Gaza den größten Teil seines Gerätes eingebüßt, litt zudem unter den Folgen wochenlanger Überanstrengung und bedurfte der Ruhe. Feldlazarett 213, bis zum Rückzuge in Jerusalem bodenständig eingeseht, hatte gleichfalls, nicht ohne eigenes Verschulden, nur wenig Material gerettet und kam für den Einsatz als bewegliche Formation nicht in Frage. Jetzt wurde das noch vorhandene Material beider Feldlazarette zu einer neuen beweglichen Einheit zusammengeschweißt, die, neu mit Personal ausgestattet, binnen kurzem wieder feldverwendungsfähig wurde. Als Feldlazarett 212 wurde ihr Anepta (westlich Nablus) als vorläufiger Standort hinter dem rechten Flügel der 8. türkischen Armee angewiesen, da hier voraussichtlich zunächst deutsche Truppen eingeseht werden sollten. Der übrige Rest beider Feldlazarette erhielt Befehl, seine Bestände aus dem Stappen-sanitätsdepot Damaskus zu ergänzen und sich in Nazareth als erstes deutsches Aufnahmelazarett einzurichten. Als solches leistete es weiterhin unter seinem rührigen Chefarzt v. Homener gute Dienste.

So kamen also die Truppen des Asienkorps zu spät, um noch entscheidend in die Kämpfe an der Palästina-Front einzugreifen. Immerhin war von ihnen bestimmt eine erhebliche Verstärkung und Konsolidierung der abbröckelnden türkischen Front zu erwarten — ja, die Frage ist berechtigt, was wäre wohl aus der türkischen Front schon jetzt geworden, wenn diese deutschen Kräfte nicht vorhanden gewesen wären!

Nazareth — Winter an der Front — Galiläa.

Am 10. Dezember wurde das Hauptquartier der Heeresgruppe von Nablus nach Nazareth verlegt. Nazareth ist ein kleines, an dem Abhang des Dschebel et Sich liegendes Gebirgsstädtchen, malerisch eingebettet in die Schluchten der mit Kaktushecken, Feigen- und Olivenbäumen geschmückten Berghänge. Seine Einwohner, stark samaritanischen Einschlages, galten bereits zu Jesu Zeiten als streitsüchtig und unfreundlich — „was kann aus Nazareth Gutes kommen!“ — beim Stabe „Jil-dirim“ konnte man hierüber nicht klagen. Auch die örtlichen Behörden zeigten sich dauernd entgegenkommend.

Militärisch bewertet und in seinem örtlichen Verhältnis zur Front lag Nazareth ungünstig. Die nächste Bahnstation Afule lag zehn Kilometer entfernt in der Ebene von Jesreel, in die man auf steilabfallender Serpentinstraße hinabsteigt. Anfang Dezember aber hatte die winterliche Regenzeit eingesetzt, die mit Unterbrechungen bis Anfang März währte und die Ebene Jesreel, die zwischen Front und Hauptquartier sich ausdehnte, zu einem einzigen großen Sumpf umwandelte, der zeitweise jeden Wagenverkehr unmöglich machte. Lastkraftwagen blieben wie Fliegen im Leim in dem braunen Sumpf tagelang festkleben. Was das für die Verpflegung und Versorgung der Front bedeutete, wird verständlich, wenn man erwägt, daß Afule, selbst nur ein Haufen in Zersall begriffener Lehmhütten, mitten im Sumpf gelegen, die einzige Bahnausladestelle war und daß bei der Unzulänglichkeit der Bahn die Hauptmasse der Versorgung auf der Landetappenstraße Damasus—Tiberias—Nazareth nur durch die Ebene Jesreel der Front zugeführt werden konnte.

Ungemein störend und hemmend wirkten diese Verhältnisse auch auf die Befehlsübermittlung, das Nachrichtenwesen und die persönliche Überwachung der Fronteinrichtungen durch die leitenden Stellen des Stabes, da man Gefahr lief, selbst wenn man ausnahmsweise in einer Regenspause den Sumpf passiert hatte, bei neueinsetzendem Regen tagelang vom Hauptquartier abgeschnitten zu werden. Auch in Nazareth machte die Unterbringung des Stabes einige Schwierigkeiten. Es fehlte zwar nicht an großen steinernen Gebäuden; diese waren aber als türkische

Lazarette im Gebrauch gewesen und befanden sich in einem Zustande der Verwanzung, der jeder Beschreibung spottete. Wiederholt mußte auf der Flucht vor den Wanzen ein Quartierwechsel vorgenommen werden, wovon auch der Oberbefehlshaber, mit philosophischem Gleichmut das Wirken dieser höheren Macht ertragend, nicht verschont blieb.

Rauh und den kalten östlichen Festlandswinden ausgesetzt, ist das Klima Nazareths. Wenn auch der Winter 1917/18 milde verlief, und Schnee und Eis nur von ferne auf den Rängen des Gebirges sichtbar wurden, so machte sich doch bei dem Mangel an Öfen und Brennstoff die Kühle sehr bemerkbar. So wird es auch zu Christi Zeiten gewesen sein, und man lernt menschlich verstehen, warum Jesus mit Vorliebe hinunterwandelte zum Galiläischen Meer, dessen Ufer mit ihrem subtropischen Klima die rauen Stürme des Gebirges nicht kannten und wo die glückliche Fischerbevölkerung der neuen Lehre in ganz anderem Maße zugänglich war.

Nazareth war der Sitz zahlreicher türkischer Lazarette, die in den massiven, meist auf luftiger Höhe angelegten Pilgerheimen, Schulen, Waisenhäusern gut untergebracht waren. Bei der Nähe der Front kamen die Verwundeten meist in ziemlich frischem Zustande zur Behandlung; aber es fehlte an Ärzten, besonders Fachchirurgen, und geschultem Pflegepersonal. Als die Zahl und Schwere der Verwundungen zunahm, ordnete ich an, daß der deutsche beratende Chirurg, Professor Bier, von der Front nach Nazareth gerufen wurde. Er hat hier Gutes geschaffen, man legte ihm keine Schwierigkeiten in den Weg, wie es beispielsweise bei der türkischen 7. Armee vorkam, daß die deutsche fachchirurgische Hilfe von den türkischen Ärzten brüß zurückgewiesen wurde. Das entsprach ganz der türkischen Art und dem kindlichen Dünkel, der lieber die eigenen Verwundeten sterben ließ, als die deutsche Überlegenheit anerkannte. Die Sauberkeit in den türkischen Lazaretten war leidlich, man fürchtete wohl etwas das deutsche Urteil; aber bei näherem Zusehen fand man, daß doch vieles nur äußerer Schein war.

Mit dem Vorschreiten der kühlen Jahreszeit mehrten sich die Zugänge an Fleckfieber. Kein Wunder, da die Entlausung bei der Truppe an der Palästina-Front überhaupt nicht, in den Lazaretten nur höchst dürftig durchgeführt wurde. So war ein Gang durch die Fleckfiebersäle von Bett zu Bett nicht ganz ungefährlich. An der Front, wo die deutschen Ärzte des Asienkorps in engste Berührung mit den türkischen Soldaten kamen, starben mehrere an Fleckfieber als Opfer des Berufes. Die Lazarettverpflegung war kümmerlich; wirklich zweckentsprechende

Unterschiede der Beköstigung nach Art der Krankheit fanden sich nur in Spuren. Aber der kranke Askar, der, wenn er das irgendwie noch vermag, mit untergeschlagenen Beinen auf seinem Bett sitzt und niemals den Gruß vor dem deutschen Arzt durch Anlegen der flachen Hand vor die Stirn unterläßt, klagt nicht. Dabei fehlt dem türkischen Offizier und Arzt — Ausnahmen zugegeben — das wirkliche kameradschaftliche Mitgefühl mit den leidenden Untergebenen fast völlig. Man konnte Zeuge sein, wie bei Räumung einzelner Lazarette der invalide einarmige Askar den beinamputierten Kameraden den steilen Berg in Nazareth über Felsblöcke und Löcher in Regen und Kälte auf dem Rücken hinaufschlepptel. Vor einem Fleckfieberlazarett fand ich am Eingang einen alten türkischen Soldaten, der stumm und stumpf wie ein Totengräber im Hamlet Reihen von Gräbern „auf Vorrat“ aushob; die zugehenden Kranken mußten diese Gräber überqueren, wenn sie in das Lazarett hineinwollten. „Qu' est ce que ça?“ fragte ich den mich begleitenden leitenden Arzt. „Oh, Votre Excellence, ce n'est que du travail pour le jardin!“ Eine echt türkische unverfälschte Antwort, die man nur mit den Worten gleichmütig quittieren kann: „Allah Hamd allah!“ Gott weiß es, sein Name sei gepriesen!“ Man muß eben in der Türkei gute Miene zum bösen Spiel machen, und wenn auch auf den scheußlichen Eindruck hingewiesen wird, den diese vorbereiteten Gräber auf den von der Front kommenden Verwundeten machen — alle Versuche, derartige Grausamkeiten abzustellen, stoßen auf völlige Verständnislosigkeit. Dieser uns so fremde Zug im türkischen Charakter mag mit seiner fatalistischen Religionsanschauung zusammenhängen, die stets geneigt ist, alles Unangenehme und Mißliche der Vorsehung, Allah, vertrauensvoll anheimzugeben.

Die winterliche Regenzeit des Dezembers war in den Gebirgen Palästinas für größere militärische Unternehmungen im hohen Grade ungünstig. Nur auf den Bergkämmen lag Schnee, in den zerrissenen Tälern und Schluchten machten Morast und reißende Bäche den Nachschub mittels Kraftwagen nahezu unmöglich, so daß die Truppen fast ausschließlich auf Tragetierverkehr angewiesen waren. Notwendig werdene Verschiebungen einzelner Truppenteile an die vom Feind gefährdeten Stellen, besonders der Artillerie, stießen auf häufig unüberwindbare Hindernisse, waren jedenfalls immer mit erheblichen Verzögerungen verbunden.

Gleichwohl verlor der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe zunächst das strategische Ziel der Wiedereroberung von Jerusalem nicht aus den

Augen. Zudem glaubte man in Konstantinopel, aus politischen Gründen die Wiedereinnahme Jerusalems betreiben zu müssen. Enver Pascha wies in einem Schreiben darauf hin, daß jetzt, ehe die Engländer weitere Verstärkungen heranzögen, der geeignete Zeitpunkt dazu vorhanden sei. Der Vorteil des Abwartens eigener Verstärkungen falle hiergegen nicht in die Waagschale. Wieder einmal, wie so häufig in der Türkei während des Weltkrieges, ließen sich die politischen Ziele Konstantinopels mit den Möglichkeiten an der Front schwer in Einklang bringen.

Dieselbe Erscheinung zeigte sich in dieser Zeit hinsichtlich des Hedschas. Der Oberbefehlshaber legte am 13. Dezember der türkischen Heeresleitung nahe, die aus militärischen Gründen notwendig erscheinende Räumung des Hedschas ohne Rücksicht auf die politische Bedeutung dieses Gebietes und von Medina in Erwägung zu ziehen. In einer Antwort gab Enver die militärische Wichtigkeit einer Räumung zu, lehnte sie aber aus politischen Gründen ab. Die hierdurch zweifelsohne zu erreichende Entlastung der Palästinafront kam also nicht in Frage.

In einem Brief an das A. O. K. 7 und 8 sprach der Oberbefehlshaber aus, daß die großen Schwierigkeiten, Entbehrungen und Anstrengungen, die durch das Einsetzen des Regens hervorgerufen würden, in keiner Weise verkannt würden. Indessen gehe es dem Feinde nicht besser. Ein Hinausschieben der Operationen sei nicht angebracht, da dadurch unsere allgemeine Lage und die Erfolgsaussichten beeinträchtigt würden. Es müsse jetzt alles getan werden, um der Pflicht gegen das Vaterland voll gerecht zu werden. Das Heeresgruppenkommando werde seinerseits ausreichende Versorgung bis an die Bahnenendpunkte schaffen. Bei dem Versagen des Nachschubes aus dem Norden sei dies zwar nicht leicht, werde aber hoffentlich geleistet werden können. Der Weitertransport müßte im wesentlichen durch Tierkolonnen erfolgen.

Die Engländer waren, wie immer, über unsere militärischen Vorbereitungen unterrichtet. Wir können das übrigens auch aus einem von uns aufgefangenen Funktspruch schließen, in dem aller Welt, besonders aber uns bekanntgegeben wurde, daß der heilige Vater in Rom angeblich alle gläubig-katholischen Streiter auf unserer, der Feindeseite, mit dem Bannfluch bedrohte, falls ein neuer Angriff auf die heiligen Stätten in Jerusalem erfolgen sollte. Ein echt englischer Schwindel, der dementisprechend von uns bewertet wurde.

Der Feind befand sich im Vergleich zu uns in erheblich günstigerer Lage, da ihm der Nachschub zur See über Jaffa vollkommen freistand.

Mit der ihm eigenen Zähigkeit suchte er seine Linie besonders auf dem linken Flügel nach Norden vorzudrücken. Ende Dezember mußte unter diesem Drucke die türkische 8. Armee, deren Oberkommando in diesen Tagen von Oberst Frhr. v. K r e ß auf D j e v a d P a s c h a übergegangen war, bis in die Linie Nahr el Fasik—Dschildjilija (südwestlich Chan Lubban) zurückgenommen werden, während die 7. Armee links anschließend, mit ihren Hauptkräften in die Tell Azur-Stellung zurückging. Weiter östlich bis zum Jordan fiel dem XX. A. K. als besondere Aufgabe zu, ein Vorstoßen des Feindes im Jordantal zu verhindern und durch Brückenköpfe die Flußübergänge zu sichern.

Zum ersten Male konnten die Truppen des deutschen Asienkorps eingesetzt werden. Das Infanterie-Bataillon 701 ging hinter der Front der 8. Armee bei Tabsor in Stellung, um von hier aus die Aufnahme der vor ihm stehenden Truppen zu sichern. Dieser erste Einsatz des Bataillons 701 lehrte, daß die Truppen viel zu unbeweglich und abhängig von ihren Fahrzeugen waren. Oberst v. F r a n k e n b e r g erhielt daher Weisung, daß die nachfolgenden Bataillone bei äußerster Gepäcksbeschränkung so ausgerüstet werden sollten, daß sie mindestens drei Tage mit Tragtiernachschub auskommen könnten.

Am 27. Dezember setzte der von der 7. Armee vorbereitete Angriff planmäßig ein. Nach geringen örtlichen Erfolgen kam er bereits in den Mittagsstunden zum Stehen. Die Ursache des Mißerfolges lag zunächst in der zahlenmäßigen Überlegenheit des Feindes, der zudem fraglos vollkommen auf den Angriff vorbereitet war, sodann in dem Versagen der türkischen 1. Division, die, obgleich noch nicht ausgebildet, mangels anderer Kräfte hatte eingesetzt werden müssen. In Anbetracht der allgemeinen Lage und der immer drohender werdenden Verpflegungsschwierigkeiten mußte der Oberbefehlshaber nunmehr auf eine Fortsetzung des Angriffes verzichten, da auch der Zustand der Wege eine Ausnutzung der anfänglichen geringen Teilerfolge nicht erlaubte. Die türkischen Verluste des Tages bezifferten sich auf rund 1000 Mann tot und verwundet, ebenso viel vermißt.

Die ungünstige Lage an der Front erfuhr eine Verschärfung durch die neuerliche Umorganisation der Befehls- und Unterstellungsverhältnisse im rückwärtigen Etappengebiet, die immer neue Grundlagen für das Nachschubwesen schuf. Der Etappenhauptort Aleppo lag viel zu weit zurück, nur Damaskus konnte dafür in Frage kommen. Damit wurde es nötig, auch das „Oberkommando von Syrien und Westarabien“ und die 4. Armee der Heeresgruppe F a l k e n h a n n zu unterstellen.

Dje mal Pascha war nach Konstantinopel abgereist; sein Nachfolger sollte der sog. „kleine Dje mal“ mit seinem Amtssitz in Damaskus werden. Zeitlich fiel hiermit auch der Wechsel in der Person des deutschen Generalstabschefs bei der türkischen Heeresleitung zusammen; an die Stelle von Bronsart v. Schellendorf trat General v. Seede.

Die Erweiterung des Befehlsbereiches der Heeresgruppe Ildirim machte auch eine Änderung in der Zusammensetzung der Dienststelle des Armeearztes notwendig: Ende Dezember wurde eine „türkische Abteilung“ eingerichtet unter Leitung des deutsch-türkischen Sanitätsmajors Jorns und des osmanischen Sanitätshauptmanns Murad Bey. Sie bearbeitete die rein türkischen Sanitätsangelegenheiten und hat Gutes geleistet. Die von seiten der türkischen Kommandostellen der deutschen Befehlsstelle erwachsenden offenen und geheimen Widerstände nahmen immer peinlichere Formen an; es war nicht zu verkennen, daß man, je ungünstiger die Kriegslage sich gestaltete, um so mehr geneigt war, den deutschen Einfluß abzuschwächen und auszuschalten. Psychologisch schwer zu erklären wie so vieles in dem Charakter unseres osmanischen Bundesgenossen. General v. Falkenhayn nahm zuweilen Gelegenheit, mit seiner Umgebung in eine psychologische Analyse des türkischen Charakters einzutreten, so auch, als Mitte Februar das türkische XX. Armeekorps bei Jericho im ersten englischen Ansturm über den Jordan geworfen wurde. „Ich habe“ — so bemerkte der Oberbefehlshaber — „dem Kommandierenden General des XX. A.R. den Befehl gegeben, die Stellung westlich des Jordan „bis zum äußersten“ zu halten. Für eine deutsche Truppe hätte das geheißen, „bis zum letzten Mann“. Und was haben die Türken gestern für Verluste gehabt? 45 Mann! Aber“, so führte Falkenhayn weiter aus, „man kann das Verhalten des türkischen Kommandierenden Generals nicht einmal als bewußten Ungehorsam bezeichnen; denn er glaubt wirklich, seine Stellung bis zum äußersten gehalten zu haben, wenn er erst dann zurückgeht, wenn die Engländer angreifen. Dies sind unüberbrückbare Gegensätze in den Anschauungen, die, wenn man die äußerste Konsequenz daraus zieht, es eben unmöglich machen, daß ein deutscher Oberbefehlshaber an der Spitze türkischer Armeen steht.“

Was Falkenhayn hier im großen zum Ausdruck brachte, galt im kleinen auch für die beiderseitigen Anschauungen über die Aufgaben des Sanitätsdienstes; auch für mich ergab sich mehr und mehr die Tatsache, daß ich gegen Windmühlen kämpfte und daß es eben unmöglich war, einen maßgebenden Einfluß auf den türkischen Sanitätsdienst zu ge-

winnen, da der Begriff des kategorischen Imperativs: „Du mußt, weil es deine Pflicht ist,“ bei den Türken meist unbekannt war.

Der innere Zerfall der türkischen Armee war zu jenem Zeitpunkt bereits weit vorgeschritten. Die in den Lazaretten liegenden Offiziere kannten nur das eine Ziel, möglichst bald rückwärts in die Etappe abgeschoben zu werden. Wer einmal in Damaskus sich befand, war für die Front verloren. Beurlaubungen nach rückwärts waren vollends gleichbedeutend mit Nimmerwiederssehen. Wiederholt wurde Damaskus „durchgekämmt“; der Erfolg war jedesmal groß, aber nur vorübergehend. Der Armeearzt der türkischen 7. Armee hatte Urlaub nach Konstantinopel erhalten; er flehte dort monatelang fest, und es bedurfte erst energischer Maßnahmen von seiten des Feldsanitätschefs *Suleiman Numan*, um ihn der Front wieder zuzuführen. So griff die moralische Verseuchung auch auf die leitenden Stellen über; kein Wunder also, wenn der gewöhnliche Mann es fast wie sein gutes Recht ansah, jede günstige Gelegenheit zum Ursreißen zu benutzen.

Die Lage an der Front war dauernd ernst und drohend, aber schon schien es zuweilen, als ob die maßgebenden türkischen Stellen absichtlich das Auge vor der drohenden Gefahr verschlossen. So meldete sich Anfang Januar bei mir ein deutsch-türkischer Sanitätsmajor der Etappe mit dem von *Djemal Pascha* erhaltenen dienstlichen Auftrag, einen Plan für den Ausbau der heißen Bäder am See *Genezareth* mir vorzulegen, der nichts weniger bezweckte, als jene uralten und ohne Zweifel für Rheumatismus, Gicht und Hautkrankheiten sehr heilkräftigen Schwefelquellen zu einem modernen Badeort von Grund aus umzugestalten. Die Kosten des Projektes gingen in die Hunderttausende. Und das zu einer Zeit, wo die nahe Front in allen Fugen bereits krachte und abzubröckeln begann!

Die dienstliche Arbeitsstätte des Stabes befand sich in der *Casa nuova*, dem mir schon bekannten früheren türkischen Stabsquartier, gegenüber dem Franziskanerkloster und der Kirche der Verkündigung, errichtet über der Stätte, an der der Engel *Gabriel Maria* die Botschaft der Empfängnis überbrachte. Am vierten Kriegsweihnachten gegen 6 Uhr abends rufen die Glocken; ich durchschreite den uralten stimmungsvollen Klosterhof mit seinem segnenden Marienbild auf altägyptischer Porphyrsäule, der ragenden, einen alten Ziehbrunnen malerisch überschattenden Palme und den umherliegenden antiken Säulenresten. Dann betrete ich den halbdunklen Raum der Kirche, von zahlreichen kleinen Öllampen schwach beleuchtet. Ich nehme hinter dem Oberbefehlshaber

Platz, während von der Empore die leisen Akkorde unserer alten Weihnachtsweisen herunterklingen. Vor mir, erhöht, der dem heiligen Gabriel geweihte Altar, zu dem rechts und links Marmorstufen emporführen. Darunter die dunkle Öffnung der Krypta, der Grotte der Verkündigung, in deren magischem Lichte ich die Steininschrift „hic verbum caro factum est“, „hier ist das Wort Fleisch geworden“, erkenne, und daneben die heiligen Säulenstumpfe, der Standort Gabriels und Marias. In dieser Stunde sehnsuchtsvollen, weihnachtlichen Empfindens macht sich die Stimmung der legendären Örtlichkeit doch mit Macht geltend und zieht uns alle, deren Gedanken heute mehr denn je der Heimat zufliegen, in ihren Bann. Die vierte Kriegsweihnacht im Felde! 1914 St. Leger in Nordfrankreich, 1915 Jagodina auf dem Balkan an den rauschenden Fluten der Morava, 1916 Gent in den reichen Gefilden Flanderns und nun — Nazareth! Eine tiefe Erschütterung ist es, die in solchem Augenblick Herz und Sinn erleben.

Mächtig durchbrausen die alten Lieder die Halle der Kirche, gesungen von der feldgrauen deutschen Gemeinde. Dann aber ist es schroff zu Ende mit der innerlichen weihnachtlichen Stimmung; denn was jetzt folgt, ist echt orientalisch, hat mit jener nichts mehr gemein. Die diesjährige Christfeier in Nazareth sollte nämlich eine besondere äußere Weihe erhalten durch die Anwesenheit des lateinischen Patriarchen von Jerusalem Monsignore P h i l i p p o C a m a s s e i, der, als Italiener von den Türken aus Jerusalem ausgewiesen, bei uns in Nazareth eine Stätte der Zuflucht gefunden hatte. Unter Vortritt eines türkischen Kawaß,*) strogend von Gold, das Krummschwert gezogen, naht der feierliche Zug, an der Spitze der Patriarch im Ornat, ein siebenzigjähriger Greis und eine Gestalt wie die eines Großinquisitors des sechzehnten Jahrhunderts, hoch, hager, kaum gebückt, mit einem römischen Kassekopf und scharfgeschnittenem Profil. Nach tiefer Reverenz vor dem Oberbefehlshaber, die dieser mit einer Verbeugung erwidert, geht der Zug mit der Schar der Chorknaben, Priestern und Ministranten die Treppe hinauf. Und nun beginnt eine theatralische Musikmesse, die, verbrämt mit halborientalischer Ornamentik, fast eine Stunde währt. Dichte Weihrauchwolken durchziehen den Raum und legen sich wie ein dichter Nebel über die ganze Szene. Verschwommen sieht man die thronende Gestalt des Patriarchen, die in weißer Kutte arbeitenden Priester und Mönche und vernimmt den eintönigen Gesang der Priester, nur unterbrochen von den gellenden Stimmen des Knaben-

*) mohamedanischer Ehrenwächter.

chors. Ein phantastisches, fast übersinnliches Schauspiel, dem dann eine einfache, wohlthuende militärische Feier im Kreise des Stabes folgt.

Weihnachten stellt in Palästina den Höhepunkt der Regenzeit dar. Gewitter auf Gewitter, der Blik durchfurcht die dunklen, stahlblauen Wolken, die über dem Karmel vom Meer sich heranwälzen, um in den Schluchten Nazareth's hängenzubleiben. Der Donner hallt wider vom Berge Tabor und ruft ein Echo hervor am kleinen Hermon mit der biblischen Stadt Nain und der Höhle der Hege von Endor. Ströme von Regen rauschen herunter, verwandeln die Gassen Nazareth's in Sturzbäche, die hinunterfluten zur Ebene Jesreel, um diese in einen weiten Sumpf zu verwandeln. Winterstimmung im Heiligen Lande!

Die heutige Landschaft Galiläa ist arm an größeren Ortschaften; von den zehn Städten, die nach dem Zeugnis des Evangelisten *Marcus* zu Christi Zeiten allein am See Genesareth lagen, finden sich heute nur noch einzelne Trümmer; die Völkerstürme von zweitausend Jahren haben sie weggewischt. Tiberias allein ist von ihnen übriggeblieben, zu Jesu Zeiten nur von Heiden bewohnt, heute eine fast rein jüdische Stadt, in der ein Sprachengemisch der halben Welt an das Ohr des Fremden schlägt. Wo man auch steht, man weilt auf geschichtlichem Boden, anders noch als in Frankreich, Serbien oder Macedonien; denn die Geschichte Palästinas, verbunden mit den legendären Berichten des Alten und Neuen Testaments, ist uns geläufig seit Kindheit an; wohin auch der Dienst uns führte, immer von neuem wurde die Erinnerung wachgerufen an das große Geschehen vor bald zweitausend Jahren.

Ein leuchtender Frühlingmorgen — wir sind in Mitte Januar — oben in den kahlen Bergen Nazareth's. Der Oberbefehlshaber war im Begriff, eine längere Besichtigungsreise anzutreten, auf der ich ihn bis Tiberias begleiten soll. Herb, kühl weht ein steifer Nordost herüber von dem in blinkendem Weiß starrenden großen Hermon. Im schnellen Anlauf nimmt der Wagen die Höhe des Bergstädtchens, um nun im langsamen Gefälle dem Galiläischen Meer zuzueilten.

Vorbei an Rafr Kenna, dem alten Rana, dort, wo Jesus zum ersten Male wundertätig auftrat und das Wasser in Wein verwandelte. Vorbei weiter an dem doppelgehörnten Bergmassiv des Korn Hattin, dessen Lavahang noch heute dunkelrot gefärbt scheint, getränkt mit dem Blute der letzten Kreuzritter, über die hier an jenem 5. Juli 1187 der „ritterliche *Saladin*“ nach erfochtenem Sieg jenes furchtbare Blutgericht abhielt, das der christlichen Herrschaft im Heiligen Lande den Todesstoß versetzte. Sechshundert Jahre später (1799) kämpften wieder-

um hier christliche Truppen unter Junot, Bonapartes General, gegen Türken und mußten, nicht als Sieger, denselben Weg wie jene alten Kreuzritter, zurück gen Akkon, nehmen. Wunderbar fügt die Geschichte das Geschick der Völker. Dort, wo jene Schlachten geschlagen wurden, sollten in wenigen Monaten, im Oktober 1918, deutsch-türkische Truppen den letzten Kampf ausfechten gegen die nachdrückende Übermacht der Engländer unter General Allenby. Das sollte das Ende der Türken in Palästina werden.

Wenige Kilometer weiter Lubje mit seinem uralten Zisternenbrunnen. Hier zweigt nach Nordwesten, die Via maris, jene alte Römerstraße, ab, auf der ohne Zweifel Jesus, wenn er von Nazareth zum See wanderte, abbog, um bei Magdala, dem heutigen Medschdel, die Ebene von Genezara auf kürzestem Wege zu erreichen.

Heute war diese Karawanenstraße als choleraverseucht erklärt, die alte Zisterne von dem beratenden Hygieniker aus diesem Grunde geschlossen und als choleraverdächtig äußerlich durch Holztafel in türkischer und deutscher Schrift kenntlich gemacht. Theorie und Wirklichkeit! Wenige Tage, ehe ich mit dem Oberbefehlshaber jene Stelle passierte, hatte ich dort eine türkische Reitertruppe im Bivak angetroffen. Die türkischen Offiziere aber hatten jene Warnungstafel zum Feldtisch umgewandelt, saßen vergnügt daran, aßen genügsam ihr trockenes Soldatenbrot und tranken kühles Zisternenwasser dazu, das soeben ein Askar dem choleraverseuchten Brunnen entnahm!

Nun geht es in steiler Serpentine hinunter zum Galiläischen Meer. Wie ein blaues Auge leuchtet es in den einem fahlen Totenschädel gleichenden Randgebirgen. Tief liegt der See mit seinen grünen Ufern unter uns. Einen recht erheblichen Klimawechsel bringt der Abstieg von der Meereshöhe Nazareths (500 m) zu dem 208 m unter dem Spiegel des Mittelmeers liegenden See Genezareth. Der Rundblick ist einzig schön: rechts der grüne Kegel des Lador, des Berges der Verkörperung Christi, dort unten der See mit dem Städtchen Tiberias, seinen Minaretts, Moscheen und der Synagoge, eingefasst von dem altersdunkeln Mauerfranz einer Kreuzritterbefestigung. Dort links Magdala, die Heimat der Maria von Magdala, der begeisterten Verehrerin des Meisters, Tapcha, der Ort der sieben Quellen (Heptapegai), die Trümmerreste von Chorazim, Bethsaida und Kapernaum. Und hoch oben, wie ein Krönlein auf dem Haupte des großen Berges, Safed, „die Stadt, die auf einem Berge liegt“, jetzt noch das Ziel strenggläubiger Zionisten; denn dort wird der Messias am Ende aller Tage zur Erde niedersteigen, und von weither über das

Meer wandern alte Juden hierher, um hier zu sterben und am jüngsten Tage ihrem Gott nahe zu sein. Fern im Norden aber ragt der große Hermon und die Kette des Libanon, leuchtend im makellosen weißen Schneegewande, dem Fusijama ähnlich auf den Seidenstickereien alt-japanischer Bilder.

Wie eine grünblaue Kugel von Kristall wölbt sich der Himmel über diesem ganzen wunderbaren Landschaftsbilde mit einem jahreszeitlosen Gepräge, wie es die nordische Heimat nicht kennt; es ist kein Winter, denn es ist nicht kalt; kein Frühling, denn die Orangen und Zitronen reifen im dunklen Laub der Bäume, unter ihnen aber blühen Veilchen, Anemonen und Narzissen; kein Sommer, denn die Sonne sengt nicht, wenn es auch heiß ist, und der Beduine geht im Schafspelz, seine fast nackten Kinder stehen am Wege, legen die Hand militärisch an den Laufekopf und sagen schnarrend ihr: „Morr jon!“ Ein wunderbares Land!

Das subtropische und im Winter paradiesische Klima von Tiberias forderte geradezu die Ausnutzung der Örtlichkeit zur Einrichtung eines Genesungsheimes für unsere deutschen Soldaten und die Erweiterung des dort bereits vorhandenen türkischen Lazarets zur Entlastung von Nazareth. Diese türkischen Lazarette, untergebracht in hervorragend schönen Gebäuden englischer und italienischer Stiftungen, boten das übliche Bild und das dem angemeldeten Besuch des Oberbefehlshabers entsprechende Schaustück: Fußboden und Wände noch mit den letzten Spuren des Schrumpfers und Wassereimers, Blumen auf Tischen und an den Betten, fette armenische Pflegerinnen geschickt und in zahlreichen Exemplaren auf die Säle verteilt. Der kranke und zerschossene Astar still, klaglos und Allah vertrauend mit untergeschlagenen Beinen auf der Lagerstatt, dankbar für jedes freundliche Wort, das ihm geschenkt wird. —

Der dem General v. Falkenhayn gewidmete feierliche Empfang auf der Straße ist vorüber; die Schar der in ihren roten festlichen Kashtanen sich tummelnden Schuljugend umringt, froh, das eingeübte Festlied hinter sich zu haben, neugierig die Person des Oberbefehlshabers und begleitet uns, türkisch-arabisch und jiddisch-deutsch schnatternd, bis an das bereitliegende Dampfboot, das uns hinüberbringen soll nach Samach am Ausfluß des Jordans aus dem Galiläischen Meer.

Die Fahrt auf dem See Genezareth ist eine Erinnerung fürs Leben. Still und ruhig zieht das kleine Boot seine Bahn. Wir stehen am Heck und lassen das grüne Ufer mit seinem dem subtropischen Klima angehörenden Pflanzenwuchs, einzelnen Palmen, dichtem Oleandergebüsch, den Mandel- und Feigenbäumen, Bananen und selbst einzelnen Gruppen

des südlichen Bambus und Papyrus an unserem Blick vorüberziehen. Der grünbeleuchtete Spiegel des Sees ist heute still, nur belebt am Ufer von Flugwild aller Art; unbeweglich hockt der Kormoran auf spitzem Felsgestein, Taucher und Enten tummeln sich in buntem Durcheinander und verschwinden lautlos in der grünen Flut beim Nahen des Bootes. Dort drüben liegen die heißen Schwefelbäder, schon im grauesten Altertum von dem Pharao Thutmosis und Nebukadnezar wegen ihrer Heilkraft aufgesucht. Das Ufer des Sees mag damals ein anderes Bild von Kultur, Reichtum und Wohlleben gezeigt haben, als ein Kranz prächtiger Landhäuser den See umgab und immergrüne Wälder an den jetzt kahlen, ausgebrannten Bergen emporzogen. Heute erblickt das Auge dort nur Trümmer und baufällige, von Schmutz starrende, aus weißem Kalkstein errichtete Badehäuser, aber die Quellen springen in gleicher Weise wie vor Tausenden von Jahren und bringen den haut- und rheumatisch kranken türkischen Soldaten Linderung und Heilung.

Von Samach reiste der Oberbefehlshaber mit der Bahn nach Damascus weiter. Ich selbst verblieb bei den Fliegern „208 m unter dem Meerespiegel“. Ihre am Ufer des Jordan eingerichtete Krankenstube wurde von mir besichtigt, und am Abend fuhr ich beim Mondenschein über den See zurück nach Tiberias.

Der folgende Tag war der Besichtigung der Sanitätseinrichtungen gewidmet, die längs der Landetappenstraße zum Schutz des anmarschierenden Asienkorps gegen die Cholera getroffen waren. Der Weg führt entlang der alten Via maris, jener geschichtlichen Verkehrsstraße zwischen Ägypten und Vorderasien, auf der in grauer Vorzeit der Warenaustausch zweier Erdteile sich abspielte und die Heeresmassen assyrisch-babylonischer Eroberer den lockenden Gestaden des Mittelmeeres zustrebten.

Bei Tapcha biege ich nach Norden ab, die Berghänge des Sees gleichen smaragdgrünen Teppichen, in die der Frühling unzählige Sträucher von roten Anemonen, blauem Vergißmeinnicht und goldleuchtendem Ginster eingewebt hat. Die Sonne lacht und wärmt vom blauen Himmel, aus Busch und Rohr ertönt ein vielstimmiges Konzert der Frühlingslänger — das ganze ein Paradies des Friedens auf dem stillen Hintergrund des Galiläischen Meeres.

Steil steigt die Straße an nach Safed, sie ist tief zerrissen durch die schweren deutschen Lastkraftwagen; rechts und links des Weges liegen Kadaver gefallener Maultiere und Kamele, türkische Truppen zogen hier auf dem Marsch zur Front. Rosch Pina wird berührt, eine blühende jüdische Ackerbaukolonie, heute überfüllt von unglücklichen jüdischen Flücht-

lingen, ausgewiesen aus Jaffa und den anderen Orten nahe der türkischen Front. Gleich einem Brigantennest in den Schluchten Kalabriens, so liegt Safed 850 m über dem Meeresspiegel, angeklebt an eine Bergspitze, die von den Ruinen eines alten, aus dem 12. Jahrhundert stammenden Kastells überragt wird. Die Stadt wurde wiederholt bis in die Neuzeit von Erdbeben zerstört, die Trümmer der Häuser liegen noch heute unbesiegt da. Die Aussicht von der Höhe der Stadt ist ihrer Lage entsprechend; ganz Galiläa liegt wie auf einer Landkarte ausgebreitet, in deren Berggewirr gleich einem bläulich schimmernden Opal der See von Tiberias aufleuchtet.

Die türkische Etappe hat hier oben in Safed ein großes Genesungsheim für innerlich Kranke eingerichtet, das moderne englische Krankenhaus bot eine gute Unterkunft. Doch was nützt klare Bergluft und strahlende Sonne dem kranken ausgepumpten Askar, wenn der Hunger neben ihm auf der Bettstatt hockt. Denn die weite Gebirgsabgeschiedenheit Safeds, die unwegsame Zufahrtsstraße und der Mangel der Türken an Lastkraftwagen erschwert die Verpflegung des Lazarets bis zur Unerträglichkeit; die nähere Umgebung der Stadt aber brachte nichts hervor, und auf den engen Gassen des Judenviertels trakteten wieder verhungerte Kindergestalten im Sande nach kleinen Speiseabfällen. Hier Abhilfe zu schaffen, war eine meiner dringendsten Aufgaben.

Am Nachmittag wieder am Ufer des Sees, dort, wo die Ebene von Genesara mit ihrem nördlichsten Zipfel von den grünen Fluten umspült wird. Ein brennendes Verlangen treibt dazu, die Stätten zu besuchen, die mehr wie alle andern der Schauplatz waren, auf dem Jesus unter dem Volk der Fischer lehrte, wirkte und Wunder tat. Still und fast menschenleer ist die Landschaft, nur auf dem Wasser einzelne kleine urwüchsige Boote, in denen eingeborene Fischer eben dabei sind, die Neze einzuziehen mit der silberglänzenden, zappelnden Beute. Heute noch wie zu Christi Zeiten stellt die nordwestliche Ausbuchtung des Sees hart neben der Einmündung des Jordans die unerschöpflichen Fischgründe dar, die der armen Bevölkerung ihren Unterhalt sichern.

Wo aber ist Bethsaida hin, die Heimat der Jünger Petrus, Andreas und Philippus? Wo lag Chorazim, wo Kapernaum, die Stadt des Meisters, „seine Stadt“? „Wehe dir, Chorazim, wehe dir, Bethsaida und dir, Kapernaum, die du erhoben bist in den Himmel, du wirst bis in die Hölle hinuntergestoßen werden. Denn so zu Sodom die Taten geschehen wären, die bei dir geschehen sind, sie stände noch heutigen

Tages.“ Der Fluch ist in Erfüllung gegangen, nur spärliche Trümmer zeugen heute von ihrem früheren Dasein.

Ein junger Franziskaner begleitet mich auf meiner Wanderung. „Hier auf diesen Felsstufen lagerte das Volk — so erzählt er — dort lag wohl der Nachen, aus dem J e s u s zu der lauschenden Menge sprach. Dort aber — und mein Begleiter weist auf einen glatten Felsvorsprung am Ufer — erschien der Herr den Jüngern nach seinem Tode und speiste mit ihnen.“ Man vergißt bei diesen einfachen Worten, gebannt durch den Zauber der Örtlichkeit, ganz den legendären Charakter der Erzählung, man wird unweigerlich ergriffen von der geschichtlichen Tatsache, daß hier, wo ich eben schreite, der Fuß des Meisters gegangen ist, daß er hier als Mensch unter Menschen lebte.

Nach einstündiger Wanderung durch Gärten und Weinberge stehe ich vor dem verschlossenen Tor einer festen Steinmauer, die ein größeres Stück Ackerland umschließt. „Tell Hum!“ sagt mein Begleiter. Wir sind in Kapernaum. Bis vor wenigen Jahren nur ein „Tell“, ein tausendjähriger Schutthaufen, unter dem das Altertum liegen mußte.

Ein Deutscher, der Franziskanerpater W e n d e l i n , hat mit Unterstützung der deutschen Orientgesellschaft die Schätze gehoben und damit den Beweis erbracht, daß hier wirklich Kapernaum lag. Ein silberbärtiger Greis in brauner Kutte öffnete mir das Tor, lustig zwinkernd mit den jugendfrischen Augen, eine starke eisenbeschlagene Lederpeitsche in der Hand: „Es ist nur wegen der Schlangen, die es hier gibt!“ beruhigt er mich und reißt den starken Wolfshund zurück, der, ein sicherer Schutz gegen räubernde Beduinen, mir entgegenspringt.

Ich befinde mich auf einem von gewaltigen Trümmern der Antike bedeckten Platz, auf dem einst die Schule stand, die der liberale römische Hauptmann den Juden erbaute, wo vielleicht das Haus des J a i r u s stand, dessen Tochter J e s u s vom Tode erweckte. — Ringsum ungezählte Säulenkapitäl e edelster Ornamentik, Treppen, steinerne Bänke und Portale in buntem Durcheinander, noch ungeordnet von fachkundiger Hand, so wie sie aus dem Schutt des Bodens erstanden. „Dies aber,“ — Pater W e n d e l i n führt mich zu einem Nonagon aus leuchtenden Marmorplatten — „ist mein Schatz!“ Mit der Sandale schiebt er die den Marmorboden bedeckende oberflächliche Sandschicht fort. Vor meinen Augen enthüllt sich ein kostbares Mosaik, das, einst von phönizischer Künstlerhand gebildet, den Boden der sich später darüber erhebenden byzantinischen Basilika schmückte. Sorgsam deckt W e n d e l i n seinen Schatz wieder zu, um ihn zu schützen vor räuberischer Hand und vor Zerstörung durch die

Unbilden des Regens und der Sonne. — „Hier saßen die faulen römischen Soldaten,“ — so berichtet er weiter — „wenn sie auf Wache waren und nichts zu tun hatten. Da vertrieben sich die Kerls die Zeit mit Mühlespielen. Sie sehen hier im Fußboden des Wachturms noch die Linien und Löcher, in die sie die Steine setzten.“

Eine geraume Zeit saß ich zusammen mit dem alten geschichtskundigen Franziskaner zwischen den Trümmern; eine ganze Zeitepoche wurde vor meinem Auge lebendig; ich sah Jesus hier wandeln mit seinen Jüngern und hörte im Geist seine Stimme, die hier in der Halle der jüdischen Schule zur Schar der Fischer, Zöllner und Kaufleute der Stadt rebete.

Ruhig und behaglich fließt die Erzählung Bruder Wendelins dahin. Nun kommt er auf die kriegerischen Ereignisse der Gegenwart zu sprechen; seine Erinnerung schweift auch zurück zu jenen großen Zeiten von 1870, als er, ein flotter preußischer Husar, den Gaul zwischen den Schenkeln, nach Frankreich ritt. Eigenartig hören sich in dem Munde des weißhaarigen, alten Franziskaners kavalleristische Ausdrücke an, und plötzlich klingt gar in meine neutestamentliche Stimmung ein altes preußisches Soldatenlied hinein, das gar nicht in diese Umgebung paßt; aber es verrät mir doch, welch treues, gutdeutsches Soldatenherz unter der braunen Kutte da neben mir schlägt. Mit herzlichem Händedruck scheidet er von dem alten Herrn. Gott sei Dank, noch sind trotz des Weltkrieges nicht alle Originale unter den Menschen ausgestorben.

Dann noch eine kurze Stunde der Sammlung und Erholung auf der Gartenterrasse bei den gastlichen Franziskanern in Tapcha. Leise wie ein bläulicher Schleier sinkt die Abenddämmerung herab und deckt mit tiefem Gottesfrieden die Landschaft. Leise atmet der See, hier und da noch der Laut eines schlummernden Sängers in den mit goldenen Früchten beladenen Zitronenbüschen. — Nun wird es ganz still. Mit lautlosem Flügelschlag streicht ein großer Nachtvogel über die dunkle Fläche des Wassers, die Natur schläft. Übermächtig und unbeschreiblich ist der Zauber dieser weichen Frühlingsnacht am Galiläischen Meer. —

Oft haben wir uns in Palästina gefragt; wie mag auf unseren einfachen deutschen Soldaten der Boden des Heiligen Landes, die Erinnerung an jenes große Geschehen vor 2000 Jahren einwirken? Welchen Einfluß mögen die heiligen Stätten auf sein Denken und Vorstellungsvermögen ausüben? Ist er überhaupt empfänglich für den Zauber der Örtlichkeit, wird er ein dankbares und fruchtbringendes Erinnern mit nach Haus nehmen, oder hat der lange Feldzug, der Schrecken so vieler Kriegs-

schauplätze ihn verhärtet, daß die Namen Bethlehem, Nazareth, Jerusalem spurlos an ihm vorübergehen?

Man wird diese psychologische Frage dahin beantworten müssen, daß der gebildete Mensch den Eindrücken des Heiligen Landes, ohne dabei gleich dem orthodoxen Fanatismus des russischen oder armenisch-koptischen Pilgers zu verfallen, kaum sich entziehen wird. Unter Bildung verstehe ich hierbei allerdings nicht das aus Büchern und durch akademische Schulung erworbene Wissen, vielmehr jene Herzensbildung und Aufnahmefähigkeit, die auch dem gewöhnlichen Mann eigen sein kann. Immerhin, recht verschiedenartig mochte wohl der Eindruck sein, den der Anblick geheiligter Stätten auf die einzelnen Soldaten machte. So entfinne ich mich eines von mir auf der Höhe Nazareths im Vorbeigehen belauschten kurzen Gespräches zwischen zwei Kanonieren der Begleitbatterie des Bataillons 701: „Siehst du, Emil, hier ging nun der Stern von Nazareth auf!“ Worauf der andere: „Quatsch nicht, Kamerad, hier werden wir entlausht!“ — Dabei war „Emil“ wohl keineswegs ein Igniter, aus ihm sprach aber der nüchterne, praktische Feldsoldat, zu dem ihn der lange Krieg gemacht hatte, der körperliches Wohlbefinden höher einschätzte als ideale Gefühls-
werte. —

Wenn man Nazareth an seinem südlichen Ausgang verläßt und die nach Süden sich immer tiefer einschneidende Schlucht verfolgt, erhebt sich zur linken Hand des Wanderers ein Bergmassiv, das, im Winter kahl und steinig, jetzt im Januar bereits mit einer zartgrünen Matte bedeckt ist, über die der Frühling mit verschwenderischer Hand Blumen von unbeschreiblichem Reichtum und bunter Farbenpracht ausgestreut hat. Zwischen dicken Büscheln duftender Alpenveilchen leuchtet die anemona coronaria mit ihren handtellergroßen, in allen Farben vom reinsten Weiß bis zum tiefsten Purpurrot spielenden Blüten. Sie ist es, von der das Evangelium sagt: „Sehet die Lilien auf dem Felde.“ Ohne Frage erging sich Jesus mit Vorliebe auf diesem Berge und sprach zum Volke. Und hierhin verlegt die Legende jenen stürmischen Auftritt, in dessen Verlauf die Pharisäer und Schriftgelehrten der Nazarener Synagoge den ihnen verhassten Jesus vom Berge abstürzen wollten. „Der Berg des Absturzes“ nennt ihn noch heute der Volksmund, steil fällt er ab über zerrissenes Felsgewirr hinab zur Ebene von Jesreel. Die wütende Volksmenge umringte Jesus. „Er aber ging durch sie hindurch.“ Packender tritt uns an keiner Stelle des Testaments der gewaltige, geradezu suggestiv auf die Menschen einwirkende Einfluß Jesus entgegen.

Der Aufstieg zum Berge ist steil und steinig. Von der grünen Matte

heben sich wie Tintensprüher die schwarzen langohrigen Ziegen ab, deren Hirt, ein in Lumpen gehüllter Beduine, sich mit scharfer Linie vom tiefblauen Himmel abhebt. Hirschend verschwindet der graubraune Schatten eines in der Ruhe gestörten Schakals im Felsgeröll, sonst herrscht dort oben völlige Stille und Einsamkeit.

Von vorspringender Felsplatte hat man eine weite Rundschau auf die in der Tiefe liegende Ebene und der Gebirge von Gilboa und Samaria. Raum wird es auf Erden einen Punkt geben, an dem in gleicher Weise Blick und Gedanken in die Vergangenheit und Geschichte der Menschheit zurückgelenkt werden. Denn die Ebene Esdrelon oder Jesreel war der Kampfplatz seit Jahrtausenden, auf dem die Völker von Osten und Westen, Süden und Norden zusammenstießen und Schlachten schlugen. Wie ein altersbraunes Pergament, in das die Geschichte mit blutigen Runen die Ereignisse vermerkt hat, liegt das weite Kampffeld dort unten in der Tiefe und erzählt mit stummen Worten von der Vergangenheit. Von jenen Zeiten, als der Pharao Necho „um zu streiten wider Karchemis am Euphrat“ mit Wagen, Roß und Mann von Süden her heranrückte und Josua, den König von Juda, der sich ihm entgegenstellte, schlug und tötete. Das war im Jahre 610 vor Christi Geburt!

Dort drüben im Südwest der Ebene, wo Karmel und Gebirge von Gilboa einen Einschnitt in den Randbergen freilassen, bei Meggido, das schon Salomo zu einem festen Kastell ausbaute, mündete ja die alte Heerstraße, die spätere Via maris, ein. Nebukadnezar benutzte sie von Nordosten hereinbrechend, um die Städte Galiläas zu knechten, auf ihr marschierte Holofernes heran, um dann vor den Mauern der alten Stadt Bethulia, deren Trümmer dort am Abhange der Berge von Gilboa herüberwinken, durch die Hand der Judith ein unrühmliches Ende zu finden.

Schwere Zeiten brachen über das Volk Israel herein, als die Philister unter König Tabin zu Hazor von Westen aus dem Lande Kanaan immer wieder vorstoßend, das Land verwüsteten und knechteten. „Und die Kinder Israels schrien zum Herrn!“ denn der feindliche Feldherr Sifera hatte 900 eiserne Wagen, mit denen er sich zur Schlacht ordnete, am Bache Kison dort drüben am Fuße des ragenden Karmel. Da erschien als Retterin Debora, die Richterin, und Barak, ihr Feldherr, mit 10 000 israelitischen Streitern, mit denen er vom Tabor heranstürmte und die Philister schlug. Sifera mußte fliehen und fand den Tod in der Hütte eines Weibes, die ihm im Schlaf einen Nagel durch den Kopf schlug.

Und weiter berichtet die Bibel von Gideon, der die Midianiter und Amalekiter „auf dem weiten Felde von Galiläa“ vernichtete. Von Osten her war jenes räuberische Nomadenvolk hereingebrochen „wie eine große Menge Heuschrecken, auf daß sie das Land verderbten“. Dort unten auf der Ebene Esdrelon ertönte der Kampfruf: „Hie Schwert des Herrn und Gideon!“ und brachte dem überraschten Feind Tod und Vernichtung.

An derselben Stelle erfüllte sich das tragische Geschick des Königs Saul, nachdem er in der Nacht vor der Schlacht in der Höhle der Hege von Endor („zu Endor ist ein Weib, das hat einen Wahrsagergeist“) dort linker Hand am Hang des kleinen Hermon, nicht weit von jenen weißen Häusern des Städtchens Nain, den Geist Samuels heraufbeschworen hatte.

Und dort, wo jetzt trägt die spärlichen Wellen des Rison-Baches längs des Karmelrückens dem Meere zufließen, fand das Blutbad statt, bei dem 450 abgöttische Baalspriester durch die Hand des Propheten Elias mit dem Schwerte gerichtet wurden.

So berichtet uns die Ebene von Esdrelon aus Urzeiten eine ununterbrochene Kette blutiger Kampfhandlungen. Jahrhunderte gingen dahin, neue Völker lösten die alten ab. Alexander der Große kreuzte mit seinem Heere die Ebene, von Tyrus kommend, auf seinem geheimnisvollen Zuge zur Dase des Jupiter Ammon in der Lybischen Wüste; und heute noch erinnert mancher Ortsname an Isfander, den großen Mazedonier. Ihm folgten die Römer, deren Legionen beim alten Meggido ein festes Lager anlegten und dem Ort Sedjun bis heute seinen Namen gaben.

Das Mittelalter kam und führte auf den Kreuzzügen die Ritter und Pilger des gesamten Abendlandes an die Küsten Palästinas; ihre letzten Trümmer fanden dort unten im Sumpf der Ebene von Esdrelon, von Akkon kommend, unter dem Krummschwert Saladins 1187 ihren Untergang.

Und dort auf jener Klippe, wo eben der Beduinenhirt sich im Schein der Frühlingssonne streckt, stand wohl 1799 Bonaparte mit seinem Stabschef Junot und beobachtete in der Ebene den Kampf seiner Truppen, die er aus Ägypten über Jaffa hierhergeführt hatte, gegen das türkische Heer.

Erdrückend wirkt die Fülle der geschichtlichen Erinnerungen, die der Blick auf diese Kampfgelände im Beschauer wachruft. Doppelt heute, wo die Ebene Esdrelon wiederum im Mittelpunkt des Kampfes steht,

der um den Boden Palästinas zwischen zwei großen Völkergruppen entbrannt ist.

Klappernder Hufschlag im lockeren Steingeröll führt die Gedanken in die Gegenwart zurück: dort unten auf der Straße, auf der vorzeiten Nebukadnezar und der Pharao Necho dahinsprengten, biegt eben ein kleiner Reitertrupp um eine vorspringende Felsnase, an seiner Spitze der deutsche Oberbefehlshaber, General v. Falkenhayn. Sein Blick verfolgt zwei Flugzeuge, die von Süden heranrauschen, um die neuesten Meldungen von der Front auf das Stabsquartier in Nazareth abzuwerfen.

Nachdenklich trete ich den Heimweg an: was birgt die nächste Zukunft in ihrem Schoße? Wird die türkische Front standhalten, oder wird feindliche Übermacht sie durchbrechen und die Ebene von Esdrelon wieder zum Kampffeld werden, auf dem diesmal an Stelle der Schützen des Necho und der Eisenwagen des Königs Jabin zu Hazor das moderne Maschinengewehr und die Panzerwagen des englischen Generala Allenby die letzte Entscheidung bringen werden? —

Feinde ringsum! — Wechsel im Oberkommando. — Der neue Kurs.

Die Leiden, Entbehrungen und Strapazen, denen der türkische Soldat während dieser Wintermonate in dem kahlen und wildzerrißen Gebirge von Judäa ausgesetzt war, schildert kein Heeresbericht. Nie wird sich die Zahl der Opfer, die Hunger, Kälte und Krankheiten forderten, genau feststellen lassen. Das Land bot nichts, die Einwohner waren selbst dem Verhungern nahe. Der Nachschub an den nötigsten Nahrungsmitteln blieb dauernd unregelmäßig. Die hinter der Front liegenden Verpflegungsmagazine, besonders in Afule, waren aber der Sammelplatz von Deserteuren und wilden, selbstgebildeten Formationen, die bei der fehlenden Kontrolle wochenlang ungestört von dem Leben konnten, was eigentlich für die Front bestimmt war.

Der Lastkraftwagenverkehr nach vorne mußte bei der Grundlosigkeit der Straßen zeitweise ganz eingestellt werden; auf der Straße Nablus—Chan Lubban lagen die schweren Wagen in großer Zahl halbversunken im Schlamm. Unsere deutschen Kraftfahrer, harte, sturmerprobte Männer, die vor keinem elementaren Hindernis zurückschreckten, litten selbst Mangel am Nötigsten und erlagen deshalb oft der Versuchung, den kostbaren Betriebsstoff gegen Lebensmittel bei den Eingeborenen umzutauschen. Die befehlsmäßig aufgestellten Tragtierkolonnen bildeten aber nur einen sehr unvollkommenen Ersatz. Da auch für die Tiere das Futter fehlte, ging ihre Leistungsfähigkeit immer mehr zurück. Reihenweise säumten die Kadaver der gefallenen Maultiere und Kamele die Wege und Pfade ein. Adler und Asgeier hatten gute Tage.

Brennholz gab es in den kahlen, gänzlich waldblosen Gebirgen Palästinas überhaupt nicht. Die spärlichen Olivengärten der Täler waren längst abgeholzt. Zum Hunger trat die Kälte, die für die Truppen um so empfindlicher wurde, als diese eigentlich nur noch Lumpen auf dem Leibe trugen und in zunehmendem Umfange selbst an der notwendigen Fußbekleidung Mangel litten. Nicht selten sah man Trupps kranker, von der Front zurückgeschickter Soldaten, die durchweg barfuß gingen.

Sie befanden sich nach tagelangem Marsch über die steinigen Gebirgswege in einem jämmerlichen Zustand. Man sagte, daß es Frontgebrauch geworden sei, den als dienstunfähig den Lazaretten zugewiesenen Kameraden die Stiefel abzunehmen.

Die mutlose Stimmung der Mannschaften mußte noch mehr sinken, wenn sie an gefangenen und toten Engländern sahen, wie reichlich genährt und gut ausgerüstet diese waren. Der von der Heeresgruppe gemachte Versuch, aus Deutschland durch Vermittlung des Kriegsministeriums warme Uniformstücke heranzuholen, bot bei der weiten Entfernung nur wenig Aussicht, der Not baldigst abzuhelpfen.

Unter diesen Umständen war es nicht auffällig, daß auch das Fleckfieber unter den türkischen Truppen an der Front zunahm und die Lazarette der Etappe anfüllte. Die wenigen Transporte, die auf dem Anmarsch den von jeher als Fleckfieberherd berücksichtigten Bezirk von Damaskus berührt hatten, schleppten die Seuche immer von neuem ein. Der türkische Sanitätsdienst stand dem fast ohnmächtig gegenüber. Die ohnehin geringe Gefechtsstärke der Kampfverbände sank immer tiefer.

Die deutschen Sanitätsformationen halfen den türkischen Kameraden, wo sie nur konnten. Mit großem Geschick hatten sie es verstanden, in Dschenin*) ein halbzerfallenes türkisches Bad zu einer leistungsfähigen Entlausungsanstalt umzubauen; denn die Entlausung der Truppe bewährte sich auch hier als das einzig wirksame Mittel gegen das Fleckfieber. Die Sanitätskompagnie 300 hatte zwanzig sehr brauchbare anatolische Kamele überwiesen erhalten. Der Chefarzt, Stabsarzt Stein, wußte diese vorzüglichen Tiere mittels arabischer Treiber für den Transport des schweren Sanitätsmaterials in geschickter Weise nutzbar zu machen. Die Tiere folgten bis auf einen alten bissigen und deshalb unbrauchbaren Hengst pünktlich dem im tiefen Kehlton gegebenen arabischen Kommando, legten sich nieder, standen auf und setzten sich in Reihenmarsch. Leider ergab sich auch hier die Tatsache, daß das Kamel selbst bei reichlichem Futter auf die Dauer nicht mehr als 150 Kilo Last zu tragen vermag. Immerhin boten die Kamele die einzige Möglichkeit, die Sanitätskompagnie in dem Gelände Palästinas einigermaßen beweglich und verwendbar zu machen. Die deutschen Krankenträger waren ausgesuchte, im Trommelfeuer des französischen Kriegsschauplatzes bewährte Leute und fanden sich schnell in die gänzlich ungewohnten Verhältnisse. Es war interessant und erfreulich, diese Sanitätskompagnie mit ihren Kamelen

*) Das Engannim der Bibel, am Südrand der Ebene von Esdrelon gelegen.

unter den Dattelpalmen im Schein der südlichen Sonne bei ihren Übungen zu beobachten.

Die türkische Front verlief Anfang Januar 1918 in einer Ausdehnung von etwa 75 Kilometern, mit ihrem rechten Flügel am Meer etwas südlich von Nahr el Falik im Dünengelände beginnend, schräg nach Südosten durch das Gebirge von Judäa mit seinem unbeschreiblich zerrissenen Gelände, seinen Graten und Schluchten über den Tell Azur zum Jordan. Zunehmend machten sich aber Anzeichen bemerkbar, daß auch das Ostjordanland vom Feind in die militärischen Operationen hineingezogen werden sollte. Zwischen der Hedschas-Bahn und dem Jordan erhebt sich ein Plateau von 800 Meter mittlerer Höhe; zum Toten Meer und dem Ghor, d. h. dem Jordantal, fällt es mit steilen Randgebirgen ab. Die Bevölkerung besteht aus Arabern und Beduinen. Zu ihnen treten in Hauran südöstlich von Damaskus die Drusen, ein kriegerischer Volksstamm, der sich in seiner Religion wesentlich vom Islam unterscheidet. Der türkischen Mißregierung, nicht zum wenigsten den rücksichtslosen und gewalttätigen Maßnahmen Dje mal Paschas, war es zuzuschreiben, daß in der arabischen Bevölkerung eine sich immer mehr steigende Unzufriedenheit Platz griff. Das war um so verhängnisvoller, als besonders der Hauran die Kornkammer Syriens und damit die Verpflegungsbasis für die türkische Front darstellte. Das Ausbleiben des Getreides mußte diese unweigerlich dem Hunger preisgeben.

Den Engländern, welche dauernd einen vorzüglich arbeitenden Nachrichtendienst in Damaskus und südlich davon unterhielten, blieben diese Dinge naturgemäß nicht verborgen. Es war ihnen ein leichtes, die Getreidekarawanen östlich des Toten Meeres nach Süden abzulenken und mittels englischen Goldes die arabische Bevölkerung gegen die Türken aufzuwiegeln. Seitdem sie auch über den Zugang zum Ostjordanland von Süden her, vom Meerbusen von Akaba, verfügten, und der Emir Feissal mit dem Gebiet östlich des Roten Meeres sich ihnen angeschlossen hatte, konnte sie nichts hindern, auch Waffen und Kriegsmaterial ins Land zu bringen. Mittels kleiner technischer Verbände wurde der arabische Widerstand immer erfolgreicher organisiert und ein aussichtsvoller Kleinkrieg gegen die Türken eingeleitet. Schon seit dem Herbst 1917 saß ein englischer Offizier im Hauran; er stellte ein fliegendes Kamelreiterkorps zusammen und bedrohte mit großem Erfolge die Hedschas-Bahn. Brückensprengungen und Geleisezerstörungen waren an der Tagesordnung, so daß die Abschnidung der weiter südlich operierenden Teile der türkischen 4. Armee immer näherrückte. So hatten die Türken

hier im eigenen Lande mit Widerständen und Möglichkeiten zu rechnen, die einem Kriegsführen in Feindesland gleichkamen.

Mitte Januar 1918 gestalteten sich die Verhältnisse im Ostjordanlande unmittelbar bedrohlich. Die aufständische Bewegung breitete sich weiter nach Norden aus und näherte sich der Operationsbasis der 4. Armee bei Aman und Es Salt. Am 19. Januar hatten Teile dieser Armee in der Gegend von Tafile südöstlich des Toten Meeres eine erhebliche Schlappe erlitten und zahlreiche Gefangene verloren. Ein energisches Eingreifen war notwendig, um weiteren Folgen vorzubeugen. Dies war bei dem Zustande der türkischen Truppen nur möglich, wenn deutsche Kräfte eingeseht wurden.

Zu diesem Zweck wurden dem Generalkommando des türkischen VIII. A. R., das mit der Ausführung des Unternehmens beauftragt war, das deutsche Infanterie-Bataillon 703 (ohne 3. Kompanie) mit Geschütz- und Kavalleriezug, sowie eine im Anmarsch befindliche Maschinengewehr-Abteilung (Hentig) zur Verfügung gestellt. Wieder, wie schon bei anderer Gelegenheit, machten sich auch hier politische Rücksichten der türkischen Heeresleitung zunächst hemmend bemerkbar. Enver Pascha wies in einem Telegramm darauf hin, daß er eine Verwendung deutscher Truppenteile gegen die Aufständischen für nicht wünschenswert erachte, er bäte daher, jene durch türkische Truppen zu ersetzen. Man fürchtete augenscheinlich in Konstantinopel, daß durch den Einsatz christlicher Kämpfer gegen die fanatischen Araber das religiös-islamitische Empfinden der mohammedanischen Bevölkerung überhaupt verletzt werden könnte. Der Oberbefehlshaber antwortete, daß er die Zurückziehung der deutschen Truppen vor Beendigung der Operation gegen Tafile aus moralischen Gründen nicht vornehmen könne. Grundsätzlich sei er der Ansicht, daß, nachdem die aufständischen Araber unter englischer Führung uns schweren militärischen Schaden zuzufügen drohten, politische Rücksichten bei den militärischen Operationen gegen sie nicht mehr mitzusprechen hätten. Im übrigen dürfe man dann auch keine deutschen Fliegerkräfte gegen die Aufständischen verwenden, was bereits mit sichtbarem Erfolg geschehen sei. Die türkische Heeresleitung ließ daraufhin ihren Einwurf fallen.

Da die militärischen Operationen in einem vollständig wilden und kulturlosen Gebiete sich abspielen sollten, war der ärztlichen Versorgung, dem Abschub der Kranken und Verwundeten besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Die sanitären Vorbereitungen und Ausstattung dieser kleinen deutschen Truppe — es waren nur einige hundert Mann — zeigten, wie

umständlich und schwierig es überhaupt ist, in einem von allen Hilfsmitteln entblößten, klimatisch sehr ungünstigen Lande deutsche Truppen zu verwenden. Als Mindestmaß wurde die Mitgabe eines Sanitäts-Halbzuges mit Kamelen, des Materials für eine Ortskrankenstube und mehrerer großer Zelte für notwendig gehalten; dazu ärztliches Personal. Da die Hedschas-Bahn voraussichtlich für den Abtransport der Verwundeten benutzbar war, wurden zwei vollständig ausgerüstete Krankenwagen bei Djurf, der zunächstliegenden Station an der Bahn Aman—Maan, abgestellt. Der weitere Verlauf dieses Teilunternehmens hat gezeigt, vor welcher schwieriger Aufgabe der deutsche Sanitätsdienst hier gestellt war. Das Fleckfieber brach unter der deutschen Truppe aus, die durch das türkische Trößpersonal ständiger Ansteckungsgefahr ausgesetzt war; zwei deutsche Ärzte büßten das Leben ein.

Der operative Plan des Feindes, die Kampfhandlungen auch auf das Ostjordanland auszudehnen, fand in seinem Angriff auf das türkische XX. Armeekorps am 19. Februar den ersten deutlichen Ausdruck. Im ersten Ansturm wurde es aus seiner Stellung bei Jericho heraus auf das linke Jordan-Ufer geworfen. Jericho fiel damit in feindliche Hand, der Jordan-Übergang selbst konnte noch gehalten und durch einen schwachen Brückenkopf geschützt werden. Die Absicht der Engländer, eine vermehrte Ausdehnung und Schwächung der ohnehin äußerst dünnen türkischen Front herbeizuführen, war erreicht, ein weiterer Schritt in der zähen und planmäßigen Vorbereitung zu dem entscheidenden Durchbruchstoß gegen die 8. und 7. Armee. Die Lage war für diese um so ernster, als nennenswerte Reserven hinter der Front nicht zur Verfügung standen. Der wiederholt erwartete Hauptangriff aber erfolgte vorläufig nicht. Die Kampfhandlungen beschränkten sich auf Stellungskämpfe, die keine wesentliche Änderung der Front herbeiführten. Die andauernden Verluste schwächten aber doch weiterhin die türkische Widerstandskraft. Man konnte sich der Befürchtung nicht verschließen, daß schon zu dieser Zeit ein ernster feindlicher Durchbruchversuch die dünne türkische Front durchstoßen würde.

Für die Lage des Hauptquartiers der Heeresgruppe in Nazareth kam noch ein bedenklicher Umstand hinzu. Der nur 33 Kilometer entfernt liegende Hafen von Haifa — vom französischen Waisenhaus auf der Höhe nördlich Nazareth konnte man den Spiegel des Mittelmeeres erkennen — wurde zwar von einer österreichisch-ungarischen Mörserbatterie bestrichen und war durch Minen gesperrt; auch lag eine deutsche Kompagnie in dem Orte Haifa. Aber nichts konnte den Engländer hindern,

nördlich der Stadt an dem flachen Ufergelände der Bucht von Akkon zu landen. Dann lag die sehr gute Straße nach Nazareth für den feindlichen Einbruch offen da. Der Stab der Heeresgruppe in Nazareth war unter solchen Umständen einem überraschenden Handstreich ziemlich schutzlos preisgegeben, zumal dann an einen geordneten Abzug auf dem allein in Frage kommenden Wege über Rana nach Tiberias mittels Kraftwagen bei der morastigen Beschaffenheit der Straße nicht zu denken war. Aus solchen Erwägungen heraus ordnete der Oberbefehlshaber an, daß der Stab der Heeresgruppe mit Ausnahme der Operationsabteilung am 21. Februar mit der Bahn von Akfule nach Damaskus abtransportiert werden sollte. Durch diese Verlegung wurde den Abteilungs-Chefs die Möglichkeit des Einwirkens auf die Verhältnisse an der Front genommen. Daran konnte auch die Einrichtung eines täglichen Flugpostdienstes zwischen Nazareth und Damaskus nichts ändern. Aber man rechnete ja mit einem baldigen Nachrücken des Oberbefehlshabers und der Operationsabteilung nach Damaskus. General v. Falkenhayn verkannte nicht die Schwierigkeiten, die sich aus der örtlichen Trennung für die Abteilungen ergaben, machte aber demgegenüber geltend: „Einmal ist der Stab in letzter Stunde abgerückt, damals vom Ölberg; das darf nicht wieder vorkommen. Der Abbau des Stabes muß rechtzeitig, ordnungsmäßig und ohne Übereilung vor sich gehen!“

Am 22. Februar trafen die abbeförderten Teile des Stabes nach vierundzwanzigstündiger Bahnfahrt in Damaskus ein. Die Unterbringung der Abteilungen machte die gewohnten Schwierigkeiten, da die geeigneten Gebäude in den Händen der Türken sich befanden, die auch diesmal den deutschen Wünschen ihren passiven Widerstand entgegensetzten. Die deutschen Offiziere mußten froh sein, in den halbzerfallenen und verwanzten Häusern des Bazars selbst ein Quartier besorgen zu dürfen. Besondere Schwierigkeiten machte die Heizfrage, es war winterlich kalt in Damaskus, die Hänge des Antilibanon lagen im Schnee, aus der Syrischen Wüste aber wehte ein scharfer Ostwind, der den Mangel an Öfen und Brennstoff, für den nur kostbares Oliven- und Pappelholz in Frage kam, sehr fühlbar machte.

Damaskus ist eine vorwiegend arabische Stadt. Die Stimmung der Einwohner war dementsprechend unfreundlich, zum Teil geradezu feindlich gegen die Deutschen. Seit Monaten litt die ärmere Bevölkerung unter Hunger und Kälte; täglich konnte man frühmorgens auf der Straße die Leichen verhungelter Kinder sehen. Die türkischen Behörden nahmen von diesem Elend keine Notiz, da sie Schwierigkeiten genug hatten, für

die Truppen das nötige Getreide zusammenzubringen. Den von den Engländern gerade in Damaskus in großer Anzahl unterhaltenen Agenten war es ein leichtes, wahrscheinlich nicht ohne Zutun arabischer Notabeln, die Erbitterung und den Haß des arbeitslosen hungernden und frierenden Pöbels auf die Deutschen als die an der Hungersnot Schuldigen zu lenken. Schon am Tage nach der Ankunft der deutschen „Sildirim“-Offiziere konnte man an den Straßenecken gedruckte Anschläge sehen, in denen von ungenannten Hezern das Volk aufgefordert wurde, die Deutschen totzuschlagen, solange sie noch nicht über die nötigen Truppen in der Stadt verfügten.

Brauchte man diese Drohungen zunächst noch nicht ernstzunehmen, so waren sie doch bezeichnend für die ganze Stimmung und machten den Aufenthalt in Damaskus eben nicht angenehmer. Ein nennenswerter Schutz stand jedenfalls nicht zur Verfügung. Die wenigen österreichisch-ungarischen Etappentruppen sahen ihre Hauptaufgabe darin, medaillengeschmückt unter Hörnerklang durch den Bazar zu marschieren. Sonst lagen in der Stadt nur vereinzelt türkische Etappenformationen, die ebenso wenig wie die ungezählten Ausreißer der Front einen nennenswerten Schutz darstellten. Lediglich die Furcht vor Waffengewalt hielt damals noch die aufständische Bewegung der arabischen Einwohner nieder. Sie kam aber einige Monate später zum blutigen Ausbruch, als die türkische Front zertrümmert war und die ordnungslos zurückflutenden Truppenteile auf ihrem Rückzug nach Norden die Stadt passierten.

So sah es in Damaskus aus, als dort am 27. Februar von der Heeresgruppe aus Nazareth die drahtliche Mitteilung einlief, daß General v. Falkenhayn und der Chef des Stabes, Oberst v. Dommès, behufs anderweitiger Verwendung von der deutschen Obersten Heeresleitung abberufen seien, und daß Marschall Liman v. Sanders, bisher Führer der türkischen 5. Armee in Kleinasien, den Oberbefehl über „Sildirim“ übernommen habe. Gleichzeitig wurde bekannt, daß die Ankunft des neuen Oberbefehlshabers in Nazareth unmittelbar bevorstehe und daß der größte Teil seines bisherigen türkischen Stabes sich in seiner Begleitung befinde. Diesen Nachrichten folgte noch an demselben Tage der Befehl, daß der in Damaskus befindliche Teil des bisherigen Stabes sich sofort nach Nazareth zurückzugeben hätte.

Am 28. Februar trafen wir dort bereits wieder ein. Die Schar der „Morituri“ nannten sich die Abteilungs-Chefs im bitteren Humor; denn es war ihnen nicht einen Augenblick zweifelhaft, daß mit dem Wechsel der Person des Oberbefehlshabers gleichzeitig eine grundsätzliche Um-

gestaltung des gesamten Stabes im türkischen Sinne erfolgen würde. Schon die nächsten Tage sollten ihnen recht geben.

Am 1. März übernahm Marschall L i m a n v. S a n d e r s in Nazareth den Befehl über die Heeresgruppe. Tags darauf verabschiedeten sich General v. F a l k e n h a y n und Oberst v. D o m m e s von dem bisherigen Stabe. Ein paar kurze kernige Worte an die türkische Stabswache, ein dreifaches Hurra auf den obersten deutschen Kriegsherrn — dann rollten die Kraftwagen die Straße von Nazareth hinab, begleitet von einem Abschieds-Hurra für den scheidenden Oberbefehlshaber.

Der neue Kurs begann.

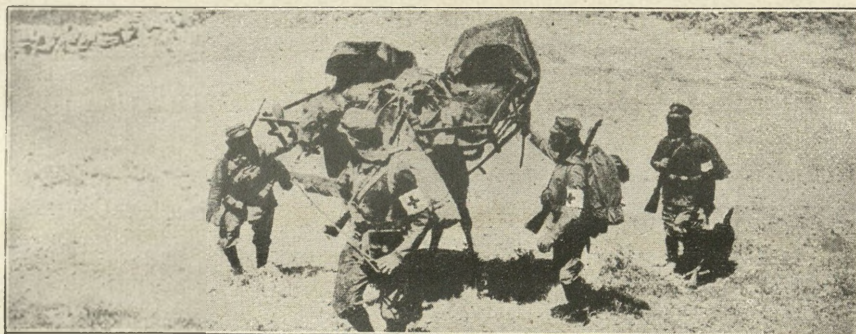
Ohne auf die einzelnen Vorgänge, welche zu dem Wechsel im Oberkommando geführt hatten, näher einzugehen, darf man doch annehmen, daß er den innersten Wünschen des Generals v. F a l k e n h a y n entsprach. Das dornenvolle Amt eines deutschen Oberbefehlshabers über eine türkische Heeresgruppe wird er mit einem Gefühl der Erleichterung in die Hände des Nachfolgers gelegt haben. Eingetreten war das, was General v. F a l k e n h a y n noch wenige Tage vorher mir gegenüber angedeutet hatte: an Stelle des deutschen Stabes war ein türkischer getreten, allerdings auch mit einem deutschen General an der Spitze. Der weiteren Entwicklung der Ereignisse mußte es vorbehalten bleiben, ob damit auch eine entscheidende Wendung an der Front zum günstigen eintreten würde.

Zugleich mit Marschall L i m a n v. S a n d e r s war in der Person des türkischen Oberst K i a z i m ein neuer Chef des Generalstabes eingetroffen. K i a z i m B e y hatte sich bereits bei der türkischen 5. Armee in derselben dienstlichen Stellung befunden. Der Ruf eines kriegserprobten, hervorragend pflichtgetreuen Offiziers, der auch die deutsche Sprache leidlich beherrschte, ging ihm voraus. Aber es war nur selbstverständlich, daß die dienstlichen Anschauungen des neuen türkischen Chefs in mannigfacher Beziehung von den bisher im deutschen Stabe geltenden nicht unwesentlich abwichen.

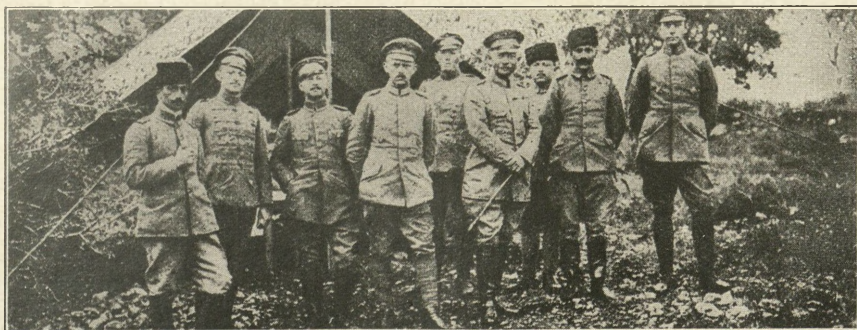
Da der neue Oberbefehlshaber den Standpunkt vertrat, daß grundsätzlich die Stellen der Abteilungs-Chefs mit türkischen Offizieren zu besetzen seien, hatte er für die Operations-Abteilung die neuen türkischen Herren mitgebracht. Ihnen folgten nach wenigen Tagen die übrigen Chefs, ebenso auch der neue türkische Armeearzt. Den deutschen Offizieren des bisherigen Stabes waren hierdurch die Richtlinien des Handelns vorgeschrieben. Sie mußten bei der deutschen Obersten Heeresleitung die Enthebung von ihren Dienststellen beantragen, da die Voraussetzungen, unter denen sie auf den Orientkriegsschauplatz geschickt worden waren, mit



Station der Hedschasbahn in der Wüste



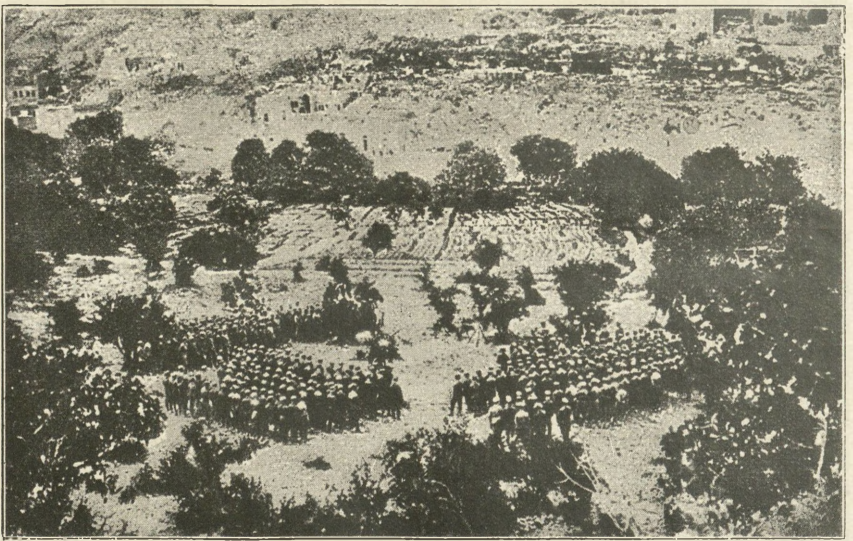
Transport Verwundeter auf Kamelen



Stab des Afrikanerkorps
 Oberst von Frankenberg und Proschlig, Major im Generalstab Solger



Ruinen des römischen Theaters von Uman (Ostjordanland)



Feldgottesdienst bei Es Salt

der Umwandlung des deutschen Stabes der Heeresgruppe in einen türkischen nicht mehr zutrafen. Die Mehrzahl von ihnen hatte auch erkannt, daß die offenen und geheimen Widerstände der nachgeordneten türkischen Dienststellen einen ausschlaggebenden Einfluß ausschlossen. Ein deutscher Abteilungs-Chef konnte aber unmöglich die Verantwortung übernehmen für Maßnahmen, die unter Ausschuß seiner Mitarbeit, häufig im Widerspruch mit dem von ihm für richtig erkannten, türkischerseits getroffen wurden.

Dies galt auch besonders für mich als den deutschen Armeearzt, der ich doch für den gesamten, also auch den türkischen Sanitätsdienst der Heeresgruppe allein die Verantwortung trug. Unvereinbar mit einer leitenden Stellung überhaupt war es, daß man von den Türken immer wieder vor vollendete Tatsachen gestellt und höchstens zu Hilfe gerufen wurde, wenn es nötig war, angerichteten Schaden wieder gutzumachen. Es blieb zu erwarten, daß diese Schwierigkeiten zumal unter einem türkischen Chef des Stabes künftig nur noch zunehmen würden. Dieser Standpunkt deckte sich wohl auch mit den Anschauungen des nunmehrigen Oberbefehlshabers, der dem Antrag der deutschen Offiziere im Stabe auf Enthebung von ihren Dienststellen keinen Widerstand entgegensetzte. Um die dienstlichen und persönlichen Interessen der deutschen Angehörigen der Heeresgruppe zu wahren, wurde beim Stabe eine „Abteilung für deutsche Angelegenheiten“ unter Leitung des bisherigen Oberquartiermeisters, Major *Ludloff*, geschaffen. Der deutsche Stappenarzt, Oberstabsarzt *Lambert*, der zugleich mit der türkischen Uniform den Rang eines osmanischen Sanitäts-Oberstleutnants angenommen hatte, wurde dieser Abteilung als leitender Sanitäts-Offizier zugeteilt. Der Umbau des bisher deutschen Stabes im türkischen Sinne wurde schnell und gründlich vorgenommen. Die Mehrzahl der deutschen Offiziere trat in allernächster Zeit die Heimreise an. Daß sie bis zum vollständigen Eintreffen der türkischen Nachfolger die Dienstgeschäfte weiterführten, war selbstverständlich.

Das persönliche Verhältnis zwischen den deutschen und türkischen Mitgliedern des Stabes war korrekt höflich, führte aber bei der Verschiedenheit der Anschauungen auch im außerdienstlichen Verkehr und dem unausrottbaren Mißtrauen auf türkischer Seite zu keiner intimeren Annäherung. Jene deutsche Kameradschaft, wie sie unsere höheren Stäbe wie die Truppe mit einigendem Band umschloß, konnte naturgemäß hier nicht vorhanden sein. Das gegenseitige Vertrauen, der Geist und die belebende Frische der Aussprache, wie sie den engeren Stab des Generals *v. Falkenhayn* stets, auch unter den schwierigsten äußeren Umständen,

ausgezeichnet hatten, die aus der Vielseitigkeit des Gesprächsstoffes sich ergebenden geistigen Anregungen, all das war mit einem Schlage weg- gewischt; dergleichen konnte in einem Kreis türkischer Offiziere unter dem Vorsitz des nur einseitig vorgebildeten türkischen Chefs nicht zur Geltung kommen. Der deutsche Offizier mußte sich in einem türkischen Stabe vereinsamt und fremd fühlen.

Mit gemischten Empfindungen verließen wir das Feld der bisherigen Tätigkeit. Zum Teil gänzlich neu, aber immer reich an interessanten Anregungen, Beobachtungen und Erfahrungen waren die Aufgaben, die uns das „Jildirim“-Unternehmen unter der überragenden Führung eines F a l k e n h a n gestellt hatte. Ein voller Erfolg war uns nicht beschieden gewesen, und innerlich waren wir dem Land fremd geblieben, dem wir unsere besten Kräfte in schwerster Zeit gewidmet hatten. Die Ursache dieser Erscheinung lag in der Gegensätzlichkeit der Rasse, vor allem im Charakter des Türken, des Orientalen überhaupt, dessen feinste Falten sich dem Abendländer nie ganz enthüllen. Das arabische Wort „akil“ bedeutet zugleich „klug“ und „verschlagen“, „ränkevoll“; d. h. wer klug ist, muß auch verschlagen sein. Dies gilt ebenso für den Türken; deshalb hält dieser es für unklug, offen seine Ansicht zu sagen, ohne darin etwas Unzulässiges zu erblicken. Nur so erklärt es sich, daß der Abendländer den Türken häufig als unehrlich, lügnerisch bezeichnet. Jener nimmt eben alles für bare Münze, was der Türke sagt und verspricht, ohne dabei an das zu denken, was dieser verschweigt. Der Türke von heute ist sich seiner Unterlegenheit neben dem Abendländer wohl bewußt, aber er ist eitel und deshalb bestrebt, seine Schwäche zu verheimlichen. Hieraus entspringt das eifersüchtige Mißtrauen dem Fremden gegenüber, aus dessen Rat und Hilfe er wohl gern Nutzen ziehen möchte, ohne aber einzuräumen, daß er ohne sie nicht auskommen kann. Nicht immer besaß andererseits der deutsche Offizier die Gabe, im dienstlichen und persönlichen Verkehr dieser Eigenart des türkischen Charakters Rechnung zu tragen. Die Folge waren nur zu häufig Mißverständnisse und Reibungen, die auch der persönlichen inneren Annäherung hinderlich im Wege stehen mußten. —

Ende März traten wir die Heimreise an. Die Eisenbahnfahrt von Nazareth nach Konstantinopel, beiläufig eine Entfernung von 1800 bis 1900 km in der Luftlinie, mußte zum größten Teil im Güterwagen zurückgelegt werden und erforderte unter den damaligen Kriegsverhältnissen etwa dreizehn Tage. Ein „Paschazug“ stand diesmal nicht zur Verfügung.

In Rajak, der Umschlagstelle für das gesamte der Front zuzuführende Heeresgut, hatte die Verstopfung der Bahn, die so verhängnisvoll auf alle Frontunternehmungen einwirkte, ihren höchsten Grad erreicht. Auffällig war hier und überhaupt auf allen mit einem Verpflegungsmagazin verbundenen Stationen die große Anzahl deutscher Soldaten, die dort hängen geblieben waren und für die Front ausfielen. Das kameradschaftliche Verhältnis unserer Leute in der Etappe zu den türkischen Soldaten schien im Gegensatz zur Front nicht ganz ungetrübt geblieben zu sein; in Rajak konnte man einen Anschlag der deutschen Etappeninspektion lesen, in dem den deutschen Heeresangehörigen bei Strafe verboten wurde, den türkischen Soldaten mit dem Namen „Banause“ zu bezeichnen!

Die Überquerung des Amanus und Taurus, die jetzt im Schnee lagen, ging, obgleich der Vollbahnbetrieb immer noch nicht eingerichtet war, glatt vor sich. Bemerkenswert waren hier die zahlreichen indischen Kriegsgefangenen, Sijhs und Gurkha, deren ausgeprägtem Rassestolz die harte Arbeit augenscheinlich sehr schwer fiel.

Die Hochebene von Kleinasien stand unter dem Zeichen des Hungers. Die abgemagerten Bewohner dieses von der Natur sonst so reich ausgestatteten Gebietes drängten sich mit dem Ruf „Etme!“ (Brot) an den Zug. Brot war der Tauschartifel, gegen den man die kleinen Erzeugnisse des Landes, Meerscham und feine Wollgewebe aus Angoraziegenhaar, einhandeln konnte. Am Meerbusen von Ismid, dem alten Nikomedia, wurde es besser. Dort waren Lebensmittel wieder für Geld zu haben.

Konstantinopel bot in seinem Äußeren vollständiges Friedensgepräge. Auf der grande rue de Péra flutete der Verkehr, dessen buntes Bild durch die zahlreichen deutschen Soldaten, denen Stambul nur zu gut gefiel, einen ausgesprochenen feldgrauen Einschlag aufwies.

Am 9. April schloß sich wiederum die Tür des Balkanzuges hinter uns, diesmal zur Heimkehr nach Deutschland. Ein Abschnitt reichen Erlebens fand damit seinen Abschluß. Wir waren Zeuge ernster und folgenreicher Ereignisse gewesen, bei denen uns das Schicksal eine verantwortungsvolle Mitarbeit zugewiesen hatte. Enttäuschungen waren nicht ausgeblieben. Und doch wird jeder deutsche „Jildirimkämpfer“ dem Ausspruch des Generals v. Falkenhayn recht geben, den er in ernster Lage auf dem Ölberg tat: „Trotz allem! Wenn wir einst lebendig aus dem Heiligen Lande wieder nach Haus zurückkommen sollten, wir werden doch an diese Zeit als an eine der bewegtesten und interessantesten zurückdenken!“

Der Ausgang des Ringens.

Die militärische Lage, wie sie Marschall L i m a n v. S a n d e r s Anfang März 1918 an der Palästinafront vorfand, war kurz skizziert folgende: Zwischen Meer und Gebirge lag man sich in ruhigem Stellungskampf gegenüber. Die winterliche Regenzeit machte hier größere Unternehmungen auf beiden Seiten unmöglich. Die deutschen Fliegererkundungen konnten aber feststellen, daß die Engländer dauernd mit allen Kräften daran arbeiteten, hinter ihrem linken Flügel die rückwärtigen Verbindungen auszubauen. Bahnhöfe wurden erweitert, Magazine angelegt und die vorhandenen Straßen gangbar gemacht. Es unterlag keinem Zweifel, daß der Feind zwischen Meer und Gebirge den entscheidenden letzten Angriff ansetzen würde. Im Jordantal hatten die Engländer, nachdem sie am 20. Februar das türkische XX. Armeekorps über den Fluß zurückgeworfen hatten, nicht wesentlich nachgedrängt; nur schwache englische Reiterpatrouillen fühlten gegen den Jordan vor.

Noch kurz vor seiner Abberufung hatte sich General v. F a l k e n h a y n auf eine Anfrage des Vizegeneralissimus E n v e r P a s c h a über die Lage geäußert. Es sei nicht wahrscheinlich, daß der Gegner zunächst mit stärkeren Kräften über den Jordan oder in dessen Tal nach Norden seine Angriffe fortsetzen würde; vielmehr werde er sich vermutlich in nächster Zeit nördlich von Jerusalem durch Zurückdrängen der türkischen Linie größere Freiheit des Handelns zu verschaffen suchen, um dann die Entscheidung zwischen Gebirge und Meer anzustreben.

Über dem Ostjordanlande zogen sich mittlerweile drohende Wolken zusammen. Die Anschläge der Araber gegen die Hedschasbahn wurden von Woche zu Woche häufiger und erfolgreicher. Ein wirksamer Bahnschutz war bei der Länge der Strecke und der Schwäche der türkischen Truppen so gut wie ausgeschlossen. Es kam hinzu, daß letztere als Teile der 4. Armee ihre operativen Weisungen über Damastus, den Sitz des Armee-Oberkommandos, erhielten. Eine gewisse Weitläufigkeit und Schwerfälligkeit der Befehlsverhältnisse war also unvermeidlich. Seit Einleitung des Tafile-Unternehmens machte sie sich doppelt fühlbar. Schon zu Anfang Februar hatte General v. F a l k e n h a y n deshalb bei der

türkischen Heeresleitung die Notwendigkeit der Überführung eines besonderen Armee-Oberkommandos in das Ostjordanland betont. Die Operationen bei Tafile erforderten unbedingt eine einheitliche straffe Führung, eine solche sei aber von Damaskus aus nicht möglich; Befehlsänderungen seien zwar mißlich, aber bei weitem weniger unangenehm, wenn sie vorbeugend vorgenommen würden, statt daß sie später der Feind erzwänge.

Nach anfänglichem Widerstand trat die türkische Heeresleitung den Ausführungen des Generals v. Falkenhayn bei und befahl am 23. Februar die Verlegung des A.D.R. 7 von Nablus nach dem Ostjordanland. Außer dem XX. Armeekorps wurde ihm das VIII. Armeekorps (ohne Hauran-Detachement), I. und II. kombiniertes Korps und Hedschas-Expeditionskorps unterstellt. Das A.D.R. 4 in Damaskus sollte neben der Truppenversorgung Befehl über Hauran und Jemen*) behalten. Für das A.D.R. 8 ergab sich hieraus eine Erweiterung seines Befehlsbereichs vom Meer bis zum Jordan. Der Stab des Mitte Februar vollzählig an der Front eingetroffenen deutschen Asienkorps (Oberst v. Frankeberg) unterstand dem A.D.R. 8 und erhielt den Befehl über die Mittelgruppe der Front, zu der auch das Infanterie-Bataillon 701 trat. Das Infanterie-Bataillon 702 wurde bei der rechten Frontgruppe eingesetzt, während sich, wie bereits erwähnt, das Bataillon 703 im Ostjordanland an dem Tafile-Unternehmen beteiligte.

Marshall L i m a n v. S a n d e r s machte bereits am 1. März, also unmittelbar nach seinem Eintreffen, die von dem bisherigen Oberbefehlshaber angeordnete Neueinteilung der Front insofern wieder rückgängig, als er die Rückverlegung des A.D.R. 7, das sich bereits auf dem Marsch nach Aman befand, nach Nablus veranlaßte und die alte Fronteinteilung in 8. und 7. Armee wieder in Kraft treten ließ. Den Oberbefehl über die Truppen im Ostjordanland erhielt nunmehr zunächst A l i R i s a P a s c h a, Chef des Stabes wurde Oberstleutnant v. d. H a g e n.

Die Vorausfrage des Generals v. Falkenhayn erwies sich als richtig. Am 9. März setzte ein starker Angriff der Engländer nördlich von Jerusalem längs der nach Nablus führenden Straße ein. Die mehrtägigen blutigen Kämpfe drehten sich in der Hauptsache um den Tell Azur, die starke türkische Stellung, die in 1000 m Höhe den Weg nach Nablus sperrte. Der Tell Azur verblieb zwar schließlich in englischer Hand, den bis Nablus beabsichtigten Durchstoß aber hatten die türkischen Truppen noch einmal erfolgreich abgewiesen. Ebenso scheiterte am 12. März ein in 15 km Breite östlich der Bahn bei Rafr Rafim und Der Ballut, sowie

*) Die südlichste längs des Roten Meeres liegende türkische Provinz.

gegen den Brückenkopf am Jordan östlich Jericho angelegter Sturm. Nach diesen Rückschlägen flauten die Angriffe schnell wieder ab; hüben und drüben beschränkte man sich für die nächste Zeit auf Stellungskämpfe.

Die operativen Absichten der Engländer wandten sich jetzt von neuem dem Ostjordanland zu. Neben der Abschnürung der türkischen und deutschen Truppen, die bei Tafise südöstlich des Toten Meeres in erfolgreichen Kämpfen gegen arabische Rebellen standen, richtete sich das Ziel des Feindes auf die Wegnahme von Aman und des Höhengeländes von Es Salt. Gelang ihm dieses Vorhaben, so wurde eine Zurücknahme der türkischen 8. und 7. Armee bis zum Jarmuk-Abschnitt unvermeidlich. Ein englischer Stützpunkt in der Gegend von Es Salt würde die Stellung der 7. Armee nach Norden überflügeln und die einzige türkische Zufahrtsbahn Damaskus—Derad—Samach unmittelbar bedrohen.

Am 26. März stießen die Engländer überraschend mit starken Kräften, besonders mit Kavallerie, über den unteren Jordan nach Nordosten vor. Es kam zu der ersten Jordanschlacht, die dem Feind anfangs Erfolge brachte. Es Salt ging den Türken verloren, englische Reiter überschritten bereits den Wadi Abjad nach Norden. Ein Gegenstoß unter Oberst Essad Bey wandelte die kritische Lage wieder zu vollem Sieg. Am 3. April hatten die Türken die östlichen Uferhöhen des Jordan wieder fest in der Hand. Wesentlich hatte zum Erfolg das Bataillon 703 beigetragen, das unter großen Schwierigkeiten noch rechtzeitig den Anschluß an das VIII. A.R. bei Aman erreicht hatte. Die Engländer gingen nach erheblicher Einbuße auf das westliche Jordan-Ufer zurück. Eine Ausnutzung des türkischen Sieges war bei der Schwäche der Truppen nicht möglich.

Am 9. und 10. April scheiterten englische Angriffe, die mit starken Massen wieder an der Straße Jerusalem—Nablus sowie weiter westlich bei el Kafr und Berukin geführt wurden.

Am 30. April wiederholten die Engländer nach umfassenden Vorbereitungen die Offensive ins Ostjordanland, diesmal etwas weiter nördlich in unmittelbarer Richtung auf Es Salt. Nach fünftägigen blutigen Kämpfen mißlang auch dieser Vorstoß. Am 4. Mai mußte der Feind wiederum den Rückzug hinter den Jordan antreten; eine englische Kavallerie-Division hatte sämtliche Geschütze eingebüßt. Auch die zweite Jordanschlacht war für die Türken gewonnen. Die verfolgende Kavallerie gelangte bis Nebi Musa (südwestlich Jericho). Ihr Führer, Essad Bey, wurde verwundet. Der deutsche Oberst Böhm zeichnete sich an der Spitze seiner türkischen Division besonders aus und erhielt

den Orden Pour le mérite. Übermals waren deutsche Truppen wesentlich an dem Erfolg beteiligt; mehrere Kompagnien des deutschen Infanterie-Regiments 146 hatten gerade noch rechtzeitig den Kampfplatz erreicht.

Es muß hier nachgeholt werden, daß die deutsche Oberste Heeresleitung sich im Frühjahr 1918 unter dem Druck der militärischen Lage entschlossen hatte, der Palästinafront weitere Verstärkungen zuzuführen. Zu diesem Zweck wurden vom mazedonischen Kriegsschauplatz das Inf.-Regiment 146 unter Obstk. Frhr. v. Hammerstein, das Res.-Jäger-Bataillon 11 unter Major v. Menges und die Pionier-Kompagnie 205 nach Palästina in Marsch gesetzt.*) Im Laufe des Monat Mai trafen diese deutschen Verstärkungen ein. Die 146er traten unter den Befehl des A.D.R. 4 in Es Salt; die 11. Reserve-Jäger bezogen zunächst westlich von Nablus hinter der Mitte der 7. und 8. Armee Unterkunft, um von hier aus je nach Erfordern der Lage als hochwertige Reserve in den Kampf eingesetzt zu werden. Auch das Asienkorps wurde nach Rückkehr des Bataillons 703 aus dem Ostjordanland als geschlossene Kerntruppe zusammengefaßt und bildete unter seinem Kommandeur, Oberst v. Frankenbergh, die linke Gruppe der 8. Armee.

Die deutschen Truppen waren trotz ihrer verhältnismäßig geringen Gefechtsstärke die Kernstücke der türkischen Front. In der während der Sommermonate sich immer bedrohlicher bemerkbar machenden inneren Zersetzung der türkischen Armeen haben sie trotz Klima und härtester Entbehrungen unter ihren bewährten Führern die gute deutsche Manneszucht hochgehalten und in allen kritischen Lagen, ausschließlich auf sich selbst angewiesen, bis zum Ende dem deutschen Namen Ehre gemacht. Wenn es auch während des heißen Sommers an der Front westlich des Jordan zu keinen entscheidenden feindlichen Angriffen kam, so fehlte es doch nicht an blutigen Teilkämpfen, deren Hauptlast, wenn sie ernstere Formen annahmen, stets von den deutschen Truppen getragen werden mußte. Der deutsche Kräftezuwachs war für die türkische Front um so wertvoller und unentbehrlicher, als bei dieser die Gefechtsstärken unter der stetig zunehmenden Fahnenflucht immer mehr zurückgingen. Es kam vor, daß geschlossene türkische Kommandos bei dem Versuch, die massenhaft hinter der Front sich heruntreibenden Deserteure wieder einzufangen, in regelrechte Gefechte mit diesen gerieten. Der von Konstantinopel eintreffende Ersatz war unzureichend und häufig gänzlich unausgebildet. Demgegenüber

*) Vergl. den Band 3 (1. Aufl.) bzw. Band 5 (2. Aufl.) unserer Schriftfolge. An den Erfolgen der „Herbstschlacht in Mazedonien“ (Cernabogen 1916) haben diese Truppenteile bedeutenden Anteil.

stand die Tatsache, daß der Feind zu Beginn der heißen Sommermonate seine Kräfte neuerdings wesentlich verstärkte und zwar hauptsächlich durch Heranführung indischer Bataillone, die dem heißen Klima Palästinas ohne sonderliche Schwierigkeiten gewachsen waren.

Man versteht unter solchen Verhältnissen die herbe Enttäuschung des Oberbefehlshabers der Heeresgruppe über den in der zweiten Hälfte des Juni eingehenden Befehl, einen Teil der deutschen Truppen behufs anderweitiger Verwendung — es verlautete, nach Transkaukasien — abzutransportieren. Für das Oberkommando der Heeresgruppe konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß das Herausziehen der deutschen Truppen ein Zusammenbrechen der ganzen Front und damit den Verlust des Restes von Palästina zur Folge haben würde. Auf die dringenden unmittelbaren Vorstellungen des Oberbefehlshabers bei der deutschen Obersten Heeresleitung wurde der Abtransport auf das Jäger-Bataillon 11 beschränkt, die übrigen deutschen Truppen verblieben in der Front.

Das Fortschreiten der heißen Jahreszeit — man konnte Hitzegrade von 50° Celsius und darüber beobachten — stellte fast übermenschliche Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der deutschen Truppen. In treuer Kameradschaft hielten Offizier und Mann den sengenden Strahlen der südlichen Sonne und dem Durst in dem wasserarmen Gebirge stand. Malaria und Ruhr forderten zahlreiche Opfer, die Lazarette hinter der Front und in der Etappe füllten sich. Wenn es jedoch galt, durch kühnen Handstreich dem überlegenen Feind eine Stellung zu entreißen, dann hieß es auch hier wie einst im fernen Ostasien: „Germans to the front!“ Das aber kostete Blut und viele deutsche Opfer, und trotzdem blieb meist der Erfolg aus, da die türkischen Begleittruppen versagten und den Deutschen im Stich ließen.

Der 14. Juli bot ein Beispiel solch deutschen Opfermutes. Der Feind hielt nördlich Jericho die weit ins Jordantal vorspringende Höhenstellung des Mfallabe besetzt. Taktische Gründe ließen es notwendig erscheinen, sie dem Engländer zu entreißen. Nur ein überraschender Handstreich bot Aussicht auf Erfolg. Dem Kommandierenden General des XX. U. R., Ali Fuad Paşa, als Leiter des Unternehmens wurden neben den türkischen Truppen die deutschen Bataillone 702 und 703 und eine noch nicht abtransportierte Jäger-Kompagnie zur Verfügung gestellt. Planmäßig begann im nächtlichen Dunkel der Angriff. Die im Zentrum kämpfenden deutschen Truppen überrannten im ersten Ansturm die feindliche Linie, und der Erfolg schien gesichert. Als aber bei Tagesanbruch der völlig überraschte Feind sich sammelte und zum Gegenstoß überging, standen die

deutschen Kompagnien allein — die türkischen Regimenter rechts und links waren in der Ausgangsstellung stehengeblieben. Von drei Seiten angegriffen, mußten unsere Truppen vor der Übermacht kämpfend zurückgehen; zahlreiche Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, unter ihnen Hauptmann *G r a ß m a n n*, Kommandeur des Bataillons 703, starben hier als Opfer deutscher Pflichttreue und türkischer Treulosigkeit den Heldentod.

Zu größeren Kampfhandlungen kam es im Verlauf der nächsten Wochen nicht mehr; doch war man sich bei dem Oberkommando der Heeresgruppe in Nazareth zu Anfang September völlig klar darüber, daß der entscheidende feindliche Angriff zwischen Meer und Jordan unmittelbar bevorstand. Über den Ausfall der Entscheidung konnte in Betracht des Zustandes der türkischen Front keine Täuschung bestehen. Immerhin glaubte man bei einigem Optimismus annehmen zu dürfen, daß die Zurücknahme der Front, wenn sie schrittweise geschah, trotz der feindlichen Übermacht in geordneter Weise gelingen würde.

In der Front zwischen Meer und Jordan standen Anfang September rund zwölf Divisionen einschließlich der einzigen als Reserve vorhandenen 46. Division. Immerhin noch eine der Zahl nach beachtenswerte Kampffront. Aber die einzelnen Divisionen hatten durchschnittlich nur noch 1300 Gewehre; ihr innerer Kampfwert war physisch und moralisch äußerst gering. An deutschen Kampftruppen verfügte die Heeresgruppe über die drei Bataillone des Asienkorps, dessen Führung Oberst v. *O p p e n* Anfang August für den zu anderweitiger Verwendung abberufenen Oberst v. *F r a n k e n b e r g* gleichzeitig mit dem Befehl über die linke Gruppe der 8. Armee übernommen hatte; ferner das Infanterie-Regiment 146 unter Oberstleutnant *F r h r. v. H a m m e r s t e i n* und die Pionier-Kompagnie 205. An Flugzeugen standen insgesamt nur noch fünf der Heeresgruppe zur Verfügung. Die Verluste der Fliegertruppe waren in den anhaltenden Luftkämpfen gegen stark überlegene feindliche Kräfte ganz besonders hoch gewesen.

Am 19. September setzte der längst erwartete Stoß gegen den Küstenabschnitt der türkischen Front ein und hatte, ohne überhaupt nennenswerten Widerstand zu finden, sofort einen vollen Erfolg. Englische Bombengeschwader bewarfen gleichzeitig die rückwärtigen Stützpunkte, Magazine und Fernsprechstationen, so daß alsbald jede Nachrichtenverbindung mit dem Hauptquartier in Nazareth abriß. Wie die Sturmflut, die plötzlich mit elementarer Gewalt gegen den nur schwachen Deich losbricht, ihn durchschlägt, die Einbruchsstelle reißend erweitert und

widerstandslos, alles mit sich fortreißend, in das dahinterliegende Gelände strömt, so stürmten die englischen Bataillone, voraus starke Reitergeschwader, durch die klaffende Bresche im Küstenabschnitt der türkischen Front und drangen, von keiner Seite aufgehalten, nach Nordosten vor. Die Auflösung der 8. Armee an dieser Stelle war bereits im Laufe des Vormittags so vollständig, daß jede geordnete Befehlsgebung ausgeschlossen war. Schon nachmittags war die Rückzugsstraße Messudje—Dschenin vollgestopft mit ordnungslos zurückflutenden Massen, während in dem Engpaß von Anepta die sich stauenden Kolonnen und Truppen den aus geringer Höhe angreifenden Bombengeschwadern ein wehrloses Ziel darboten.*)

Einem granitenen Gopfeiler gleich hielt zunächst die linke Gruppe der 8. Armee, das deutsche Asienkorps unter Oberst v. Oppen, dem anbrandenden Sturm stand, mußte aber, die rechte Flanke offen, im Laufe des Tages abschnittsweise zurückgehen. Deutsche Disziplin und Mannesmut ließen auch in dieser hoffnungslosen Lage keine Unordnung aufkommen. Die 7. Armee folgte, weniger hart bedrängt, langsam und zunächst in leidlicher Ordnung nordwärts in Richtung auf Besan.

In der Nacht zum 20. September war es englischer Kavallerie gelungen, unbemerkt an die Höhen von Nazareth heranzukommen. Frühmorgens befanden sich die feindlichen Reiter bereits in der Stadt. Ein erbitterter Straßenkampf entspann sich, die schwache Besatzung verlor Tote und Gefangene, das Ziel aber des kühnen Reiterhandstreiches, den Stab der Heeresgruppe aufzuheben, wurde nicht erreicht. Unbegreiflicherweise hatte der Feind versäumt, die Straße nach Tiberias zu besetzen; gegen 11 Uhr vormittags verschwand er in Richtung Haifa und Dschenin. Der Stab gewann Zeit, nach Tiberias zu gehen, wohin auch die transportfähigen Kranken und Verwundeten aus Nazareth gebracht wurden. Das in Haifa stehende schwache Detachement erhielt Weisung, längs der Küste nordwärts abzurücken und den Anschluß an die Armee zu suchen.

Marshall Liman v. Sanders faßte den Entschluß, in der Linie Hule-See—Jordan—See—Genezareth—Samach—Jarmuk-Tal—Derad von neuem Front zu machen und den genannten Abschnitt unter hartnäckigem Widerstand bei Samach als Scheitelpunkt längere Zeit zu halten. Die 7. Armee und die Reste der 8. Armee sollten in der Linie Samach—Irbid, die im langsamen Zurückgehen befindliche 4. Armee, vor deren Front größere Kampfhandlungen nicht stattfanden, im Abschnitt Irbid—Derad in Stellung gehen. Infolge unrichtiger Befehlsauffassung

*) Für die Ereignisse vom 19. bis 24. September vergl. Skizze 4.

bei dem A.D.R. 8 und unter Einwirkung des Feindes kam diese Weisung jedoch nicht zur Ausführung. Die 7. und 8. Armee, einschließlich des Asienkorps, mußten bei Besan scharf nach Osten ausweichen und schoben sich bei Derad zusammen, wobei auf den engen Gebirgswegen infolge feindlicher Fliegerangriffe sehr starke Verluste eintraten. Als dann auch Tiberias und Samach am 24. September nach tapferem Widerstand fielen, mußte der ursprüngliche Plan der Tiberias-Darmut-Front fallen gelassen werden. Als weitere Rückzugslinie kam allein die Straße und Bahn Derad—Damaskus in Frage. Mit neuen, verstärkten Störungen seitens der jetzt offen zu den Engländern übergegangenen Araber mußte gerechnet werden. Wußte doch die Heeresleitung seit Monaten fast täglich von Gefechten mit Aufständischen im Gebiet südöstlich des Toten Meeres zu berichten.*)

Das Oberkommando wurde am 22. September nach Damaskus verlegt und traf Anordnungen, die zurückstutenden Truppen in einer neuen, von der Stadt nach Nordwesten zum Libanon verlaufenden Front zu vereinigen. Am 26. September erreichte das Asienkorps, dauernd in guter Haltung und Disziplin, Derad und wurde sofort mit der Bahn nordwärts abbefördert zum Einsatz in der neuen Front, die auch die Hochebene der Beka südlich Rajaf abriegeln sollte. Es galt, unter allen Umständen die weitere Rückzugsstraße Rajaf—Homs—Aleppo für die Truppen offenzuhalten. Aber auch in der Rajaf-Front kam es nicht mehr zu längerem Widerstand, geschweige denn zu einem Aufhalten des nachdrängenden Feindes. Damaskus befand sich in vollem Aufruhr; die durchziehenden türkischen Truppen konnten nur unter blutigen Straßenkämpfen die nordwärts führenden Straßen erreichen, von denen die eine nordwestlich durch das enge Barada-Tal nach Rajaf, die andere direkt nördlich, östlich des Antilibanon nach El Kuteife—Homs führte. Das Infanterie-Regiment 146 traf am 1. Oktober als Nachhut der 4. Armee nach dauernden Rückzugskämpfen in Damaskus ein und marschierte noch an demselben Abend, da die Barada-Straße bereits unter dem Feuer der feindlichen Kavallerie lag, nach El Kuteife weiter. Da nunmehr dem Feind auch die Straße nach Homs offenstand, entschloß man sich, die Rajaf-Front am 2. Oktober aufzugeben. Das Asienkorps wurde am 3. Oktober in Baalbel auf die Bahn verladen und nach Adana transportiert. Die 146er traten am 6. Oktober von Homs aus den Weitermarsch nach Aleppo an und erreichten von dort am 11. Oktober auf dem Bahnwege Jeridsche

*) Am 26. Juli hatten z. B. rebellische Stämme in Stärke von mehreren tausend Mann bei Maan angegriffen.

westlich Adana, wo das Asienkorps bereits versammelt war. Einen schweren Verlust erlitt dieses — die Waffenstillstandsverhandlungen waren bereits eingeleitet — durch den Tod seines Kommandeurs, des Oberst v. O p p e n, der an der Cholera starb. Mit ihm ging ein deutscher Mann dahin, der, ein leuchtendes Vorbild der Pflichttreue und persönlichen Mutes, unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen seiner Truppe ein bewährter Führer gewesen war. Die Fieberzone von Adana, „der Friedhof der Kreuzfahrer“, wurde außer ihm noch manchem deutschen Kämpfer kurz vor der Heimkehr zum Verhängnis.

Vor den Toren Aleppos und in der Stadt selbst kam es in den letzten Tagen des Oktober noch einmal zu ernsteren Kämpfen zwischen den unter M u s t a f a K e m a l P a s c h a*) neu gesammelten Truppenverbänden und den Arabern, die durch englische reguläre Truppen verstärkt waren. Die Türken schlugen sich gut, konnten aber nicht verhindern, daß nunmehr auch Aleppo in die Hand des Feindes fiel. Damit war der letzte Abschnitt Syriens für die Türkei verlorengegangen.

Am 30. Oktober traf beim Oberkommando der Heeresgruppe in Adana die Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstandes zwischen Türkei und der Entente ein. Weiteren fruchtlosen Kämpfen war damit ein Ziel gesetzt.

*) Führer der türkischen Armee im Kampf gegen die Griechen 1920/21 im westlichen Kleinasien (Eski Schehir, Angora).

Nachwort.

Wie eine düstere Tragödie mutet der Zusammenbruch der türkischen Armeen in Palästina und Syrien an. Die gewaltige Probe des vierjährigen Weltkrieges ging über ihre Kraft. Ein großes Volksheer, das in ruhmreicher Vergangenheit langer Jahrhunderte in zwei Erdteilen Sieg und Ehre an seine Fahnen geheftet hatte, das im ersten Kriegsjahr heldenmütig die Dardanellen verteidigt und späterhin erfolgreich am Tigris, an der Donau und in Galizien gefochten hatte, sehen wir schließlich der inneren Auflösung und der Vernichtung anheimfallen. Wie hatte es zu solcher Katastrophe kommen können?

Gewiß war die Türkei durch lange unglückliche Kriege und innere Umwälzungen militärisch und finanziell geschwächt in den Weltkrieg eingetreten, gewiß sah sie sich in der britischen Weltmacht einem Feinde gegenüber, der, lebenskräftig, über unbegrenzte Mittel an Menschen und Kriegsgerät verfügte und zudem unmittelbar hinter seinen Fronten immer von neuem aus dem Vollen schöpfen konnte. Aber der wirkliche Grund des türkischen Zusammenbruches lag tiefer, lag in der inneren Zersetzung des ganzen türkischen Staatsorganismus, einem bis in die Wurzel hinein faulen Verwaltungssystem, jener Paschawirtschaft, die, allen Reformen abhold, die reichen Schätze des Landes verwerflichem Eigeninteresse nutzbar machte, statt sie zum Wohl des Ganzen zu verwenden. Die jungtürkische Revolution hatte nur die äußeren Formen dieser Mißwirtschaft geändert, ohne ihren Kern zu treffen oder etwas zu bessern. Zu all diesem trat endlich eine gänzlich verfehlte Regierungspolitik gegenüber einem Teil der eigenen Landesgenossen. Das wehrlose Volk der Armenier wurde dadurch der Ausrottung nahegebracht, an der Volkskraft und dem Fanatismus des Arabertums in Syrien und dem Ostjordanland mußte die türkische Gewaltpolitik fehlschlagen und zum eigenen Verderben werden. Die Annahme scheint nicht ungerechtfertigt, daß der türkische Palästina-Feldzug einen anderen, jedenfalls nicht diesen katastrophalen Ausgang genommen haben würde, wenn die Türkei es verstanden hätte, beizeiten den Aufstand der Araber zu verhindern.

Es war eine tragische Fügung, daß Deutschland, seinem osmanischen Bundesgenossen die Treue haltend, in die Katastrophe hineingezogen wurde, daß deutsche Truppen fern der Heimat auf dem heißen Boden Asiens Gesundheit und Leben opfern mußten, um der Türkei den vertrag-

lich zugesicherten Besitzstand zu erhalten. So gewinnt das „Silbirim-Unternehmen“ als der Ausdruck deutscher Bundestreue in schwerster Zeit eine geschichtliche Bedeutung, die weit über den militärischen Rahmen hinausgeht. Daran vermag auch die Aussichtslosigkeit, zu der es unter türkischer Kriegsführung von vornherein verurteilt war, nichts zu ändern. Es erübrigt sich, an dieser Stelle noch einmal näher darauf einzugehen, weshalb es so kommen mußte, warum auch der deutschen Führerkunst eines K r e ß, eines F a l k e n h a y n, eines L i m a n v. S a n d e r s auf dem verlorenen Posten Palästinas der Erfolg versagt blieb. Die Geschichte wird dereinst diesen Männern gerecht werden.

Nicht als Sieger kehrten die deutschen Palästina-Kämpfer aus dem fernen Osten in die Heimat zurück, aber sie brachten das stolze Bewußtsein mit heim, daß sie auf dem Boden des Heiligen Landes auch dann, als alles um sie herum zusammenbrach, die deutsche Waffenehre hochgehalten haben.

Trübe ist die Gegenwart, im Dunkel liegt die Zukunft. Deutschlands Verbindungen mit dem Orient sind durch den Ausgang des Krieges abgeschnitten. Auf den Gebirgen Kleasiens kämpft osmanischer Heldennut den letzten Kampf, und die Westmächte schicken sich an, das Erbe der Türkei anzutreten. Englands Fahne weht über Jerusalem; Mesopotamien wird ausgebaut zum Glacis für Britisch-Indien; und in der alten Kalifenstadt Bagdad residiert als König von Englands Gnaden der arabische Emir F e i s s a l, ein gefügiges Werkzeug britischer Politik. Frankreich hat die Hand auf Syrien gelegt, in Kleinasien aber feilschen Italien und Griechenland um ihren Anteil an der Beute. Überall Reibungsflächen, Keime zu neuen Kämpfen! Deutschlands Einfluß scheint für alle Zeiten ausgeschaltet.

Und dennoch! Die Zeit wird einst kommen, in der das Samentorn deutscher Kultur, von dem Blut des Weltkrieges gedüngt, im Orient aufgehen wird, um wenigstens in wirtschaftlicher Beziehung für Deutschland Frucht zu tragen. Dann wird auch im deutschen Volke das Erinnern wieder lebendig werden an jene stillen Schläfer in dem heißen Dünenand der Wüste von El Tih, deren Grabhügel der glühende Odem des Sirokko längst verweht hat, an die Gräber deutscher Helden in den Bergen von Moab und Judäa, die den Boden des Heiligen Landes mit ihrem Blute neigten und treu dem geschworenen Fahneneid ihr Leben hingaben für die Ehre des Vaterlandes.

Verzeichnis der Bilder, Skizzen und Anlagen.

Nr.	Tafel	Bilder:
1	I	General der Infanterie v. Falkenhayn.
2-3	II	Vorderseite: Obergeneralarzt Dr. Steuber, Enver Pascha. Oberst Frhr. Kress v. Kressenstein, Djemal Pascha und sein Stabschef Ali Fuad Bey.
4-5		
6	Rückseite:	Türkische Kavallerie bei El Arisch. Gaza aus der Vogelschau.
7		
8	III	Vorderseite: Konstantinopel. Galatabrücke und Stambul.
9		Blick von Pera auf den Bosporus.
10		Rückseite: Bahnhof von Haibar Pascha.
11		Bozanti im Taurusgebirge.
12	IV	Vorderseite: Straße im Amanusgebirge.
13		Alleppo. Burg Haleb vom Friedhof aus.
14	Rückseite:	Wasserverkäufer in Alleppo. Opfer der Hungersnot in Mosul.
15		
16	V	Vorderseite: Damaskus.
17		Tempelruinen von Baalbet mit dem schneebedeckten Libanon.
18	Rückseite:	Das Jarmul-Tal von der Bahn aus. Tiberias am See Genezareth.
19		
20	VI	Vorderseite: Landschaft am See Genezareth bei Tapcha.
21		Nazareth.
22	Rückseite:	Blick vom Karmel auf Haifa und das Meer. Jerusalem mit der Grabeskirche.
23		
24	VII	Vorderseite: Damaskus-Tor in Jerusalem.
25		Jerusalem. Omarmoschee.
26	Rückseite:	Gethsemane und der Ölberg. Jerusalem. Via dolorosa.
27		
28	VIII	Vorderseite: Transport Verwundeter auf Kamelen.
29		Station der Hedschasbahn in der Wüste.
30		Stab des Asienkorps.
31	Rückseite:	Ruinen d. römisch. Theaters v. Aman (SsJordanland). Feldgottesdienst bei Es Salt.
32		

Kartenbeilagen:

Skizze 1: Übersichtskarte der Türkei.

Skizze 2: Konstantinopel und der Bosporus.

Skizze 3: Palästina.

Skizze 4: Zusammenbruch der Front September 1918.

Anlage:

Kriegsgliederung der deutschen Verbände der Heeresgruppe „Zildirim“
an der Palästinafront.

Übersichtskarte der Türkei.

Skizze 1.

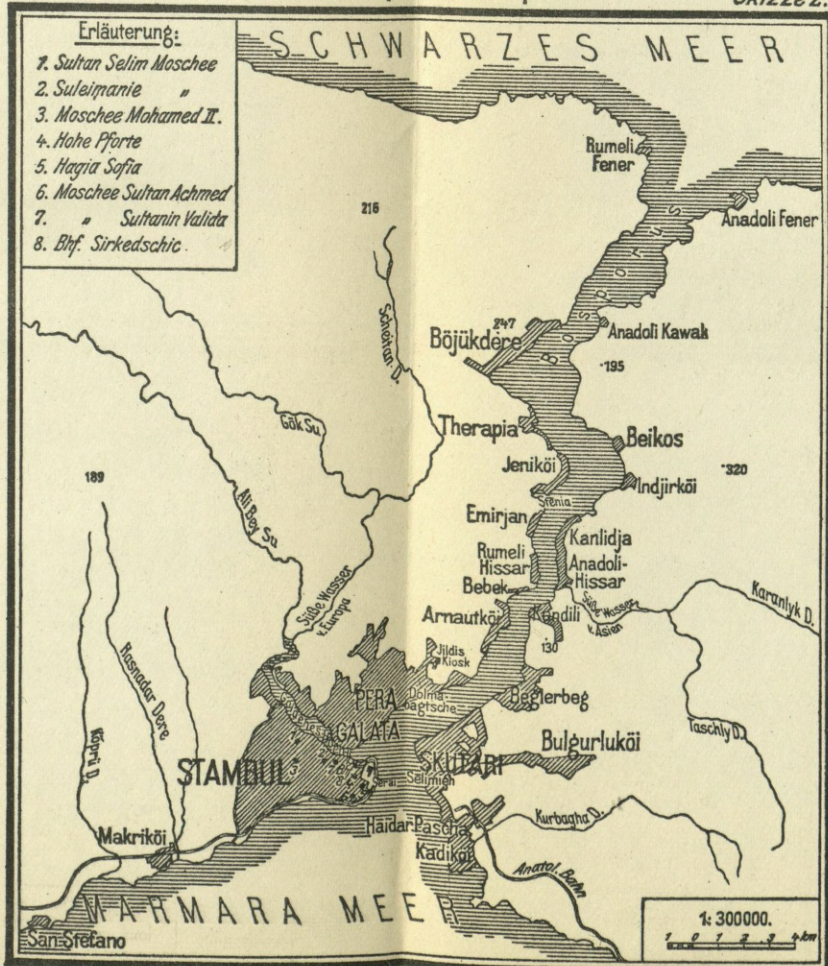


„Schlachten des Weltkrieges“

Druck u. Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg 1/0.

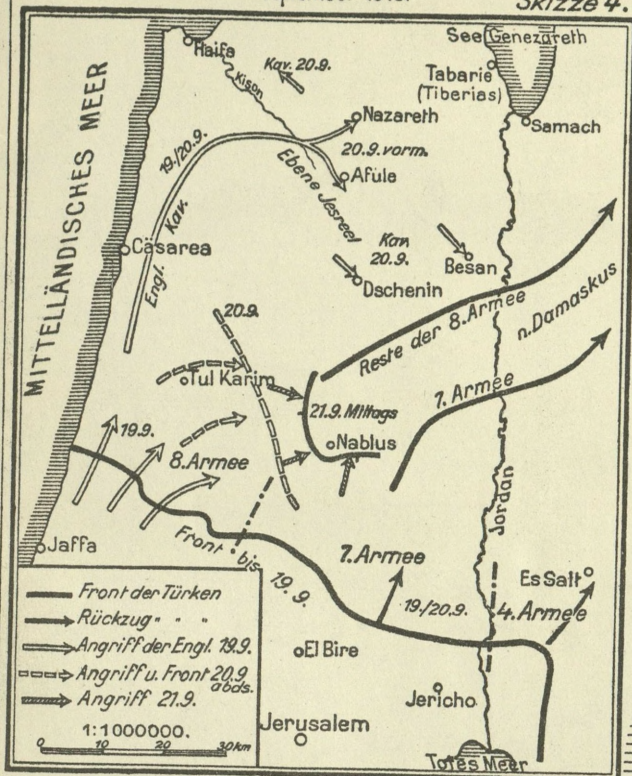
Konstantinopel und Bosphorus.

Skizze 2.

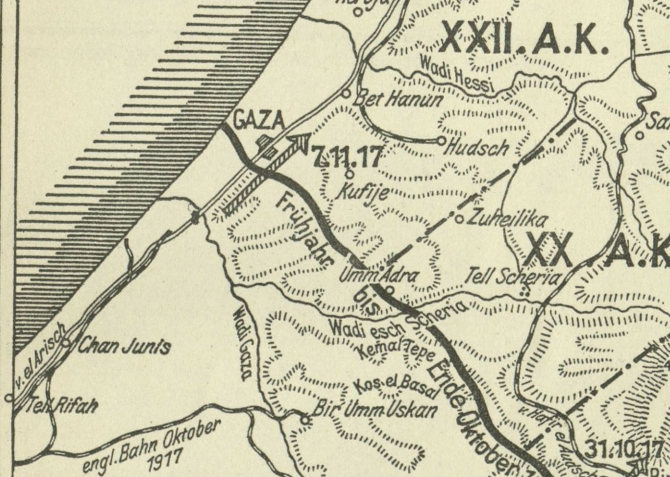


Zusammenbruch der Front
September 1918.

Skizze 4.



MITTELLÄNDISCHES MEER



„Schlachten des Weltkrieges“

Druck und Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg i/o.

Kriegsgliederung der deutschen Verbände der Seeresgruppe „Sibirien“ an der Palästina-Front

Oberbefehlshaber: General der Infanterie v. Falkenhayn, kais. osman. Marschall / **Chef des Generalstabes:** Oberst v. Domes / **Oberquartiermeister:** Major Lubloff / **1. Genst.-Offz.:** Major v. Papen
Kommandant des Hauptquartiers: Major v. Falkenhayn / **Admiralstabsoffz.:** Korv.-Kapt. v. Janson / **Stabssoffz. d. Artl.:** Major v. Ostrowski, d. Pion.: Major Rehlaff, d. Eisenb.-Tr.: Hptm. Gronewald / **Armee-Arzt:** Obergeneralarzt Dr. Steuber / **Armee-Intendant:** Dr. Jakobson
 osman. Hptm. i. Genst.: Lewfil (Ib) und Ali Selidar Bey (Ic)

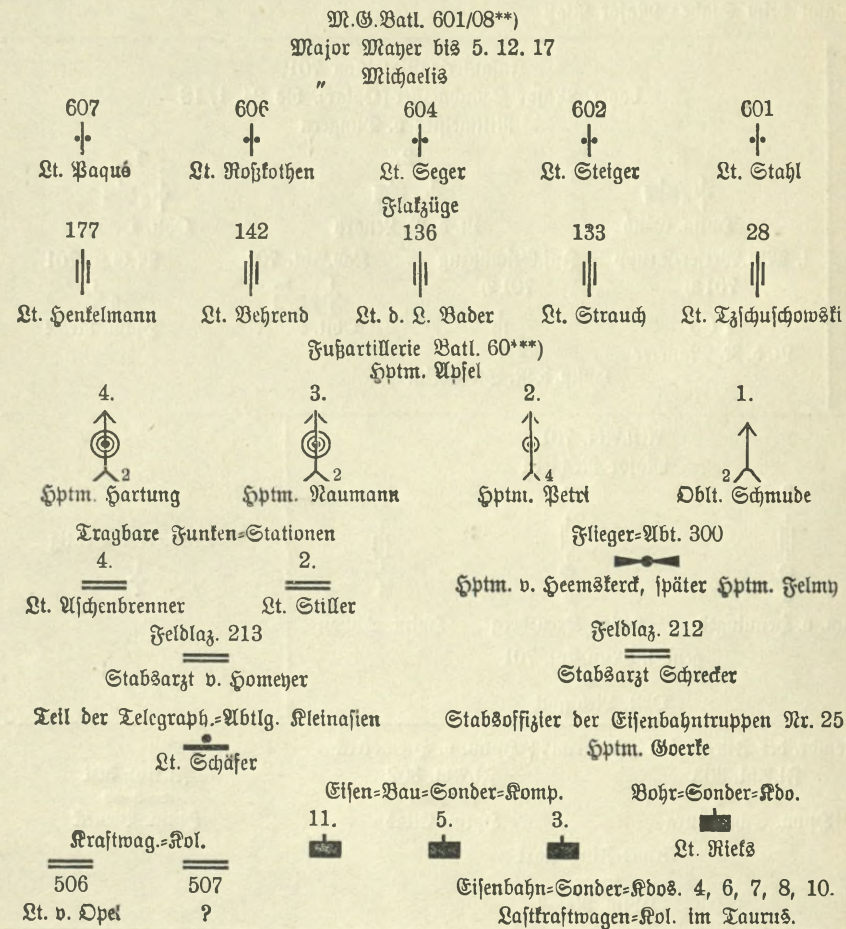
Asienkorps nach dem Stande vom Ende 1917 („Pascha II“)

Kommandeur: Oberst v. Frankenberg und Proschitz / **Generalstab:** Major Solger, osman. Hptm. Kurt Dschebbe / **Major beim Stabe:** Major Platz

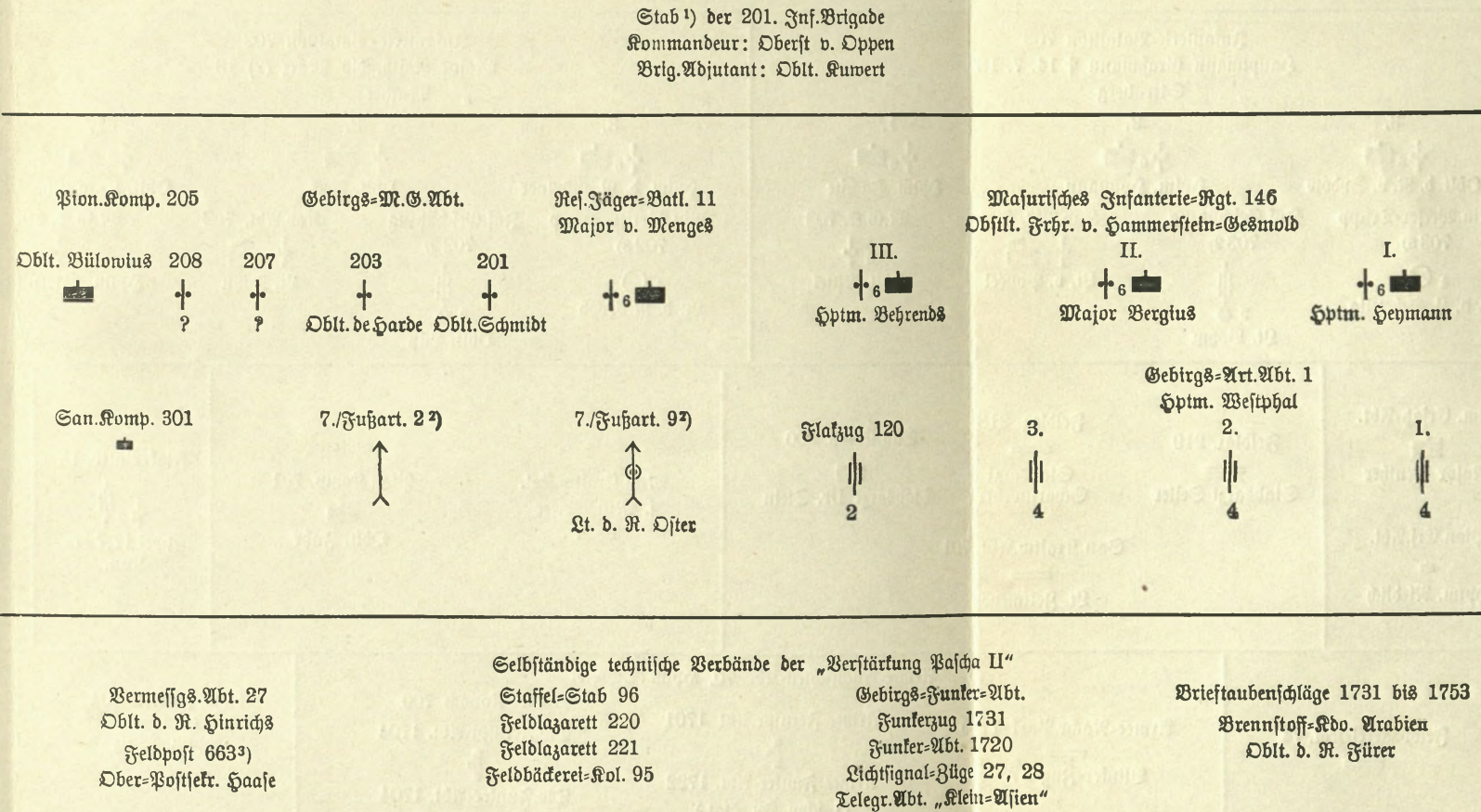
Infanterie-Bataillon 703 Hauptmann Graßmann † 14. 7. 18 " Sternberg			Infanterie-Bataillon 702 Major Raitz, bis März (?) 18 " Muther			Infanterie-Bataillon 701 bayer. Major Staubwasser (Osar), bis 24. 1. 18 Rittmeister v. Dungern		
3. † 6  Oblt. d. R. v. Eydom	2. † 6  Hptm. Hofmann	1. † 6  Hptm. Sachse	3. † 6  Hptm. d. R. Gürtner	2. † 6  Oblt. Red	1. † 6  Oblt. Knidmeyer	3. † 6  Hptm. Gédé	2. † 6  Lt. d. R. Lenarz	1. † 6  Oblt. Dehme
1. Min.Werfer-Trupp 703 3)	Inf.Geschützzug 703 2)	Kav.Abt. 703 † 2  Lt. v. Poncet	1. Min.Werfer-Trupp 702 3)	Inf.Geschützzug 702 2)	Kav.Abt. 702 † 2  Lt. John	1. Min.Werfer-Trupp 701 3)	Inf.Geschützzug 701 2)	Kav.Abt. 701 † 2  Oblt. Mohr
4  Lt. d. L. Schetelig	2  Lt. Böhm		4  Lt. d. R. Koob	2  Oblt. Lütz	6  Hptm. Sternberg	4  Lt. d. R. Manerer	2  Hptm. d. R. Sternheim	6  Hptm. Reife
gem. Ersatz-Abt.  Major Muther	Feldlaz. 219 Stabsarzt Selter	Feldlaz. 218 Stabsarzt Scharnweber	San.Komp. 300  Stabsarzt Dr. Stein	Mun.Kraftw.Kol. f. Min.Werfer Mun.Komp. 701  Oblt. Jahr	Flak-Batt. 15 † 2  Zwei 17,7 cm Kan.	3. † 4  Hptm. v. Henninges	2. † 4  Hptm. Kreuzberg	1. † 4  Hptm. Simon
Pion.Erf.Abt.  Hptm. Kiedlich		San.Kraftw.Abt. 701 Lt. Zellmeyer				gem. I. Mun.Kol. 701 Oblt. Liebegott		M.G.-Abt. Gentig †
Feldbäckerei-Kol. 74	Armee-Nachr.Park 1735 Winkler-Zug 1730	Armee-Nachrichten-Kdr. 70, Hptm. Schmidt	Armee-Fernspr.Abt. 1701 Armee-Funker-Abt. 1722 (1 schw. Fu.Stat.)	Div. Konach 700 Div.Fernspr.Abt. 1704 Div.Funker-Abt. 1704 (1 schw., 2 tragbare Fu.Stat.)	bayer. Fl.Abt. 304 Hptm. Walz	Komdr. der Flieger für „Sibirien“: Hptm. v. Heemskerk Fl.Abt. 303 Hptm. Schumburg	Fl.Abt. 302 Hptm. Elias	Fl.Abt. 301 Hptm. Bienenf
						Armee-Flug-Park Hptm. Reegs		
Kraftw.-Abt. 741 Armee-Kraftw.Staffel 731		Komdr. der Kraftfahrtruppen 771: Major Malbrandt	Kdr. d. Kr. 8 Kraftw.Kol. 503, 506, 507, 515 Kraftw.Park 505		Kdr. d. Kr. 7 Armee-Kraftw.Kol. 701—715 " " Park 751		Kdr. d. Kr. 6 Kraftw.Kol. 501, 508, 508a, 508b, 511 Armee-Kraftw.Park 514, dazu 6 takt., 3 österr. Kr.Kol.	

1) 7,7 cm Gebirgs-Kanone. 2) 10,5 cm Gebirgs-Gaubtze. 3) Leichte 7,7 cm Minen-Werfer mit Bronze-Rohr.

„Pascha I“-Verbände 1916 bis 1917 *)



„Verstärkung Pascha II“ nach dem Stande vom Frühjahr 1918



*) Die „Pascha II“-Verbände wurden vom Asienkorps 1917 übernommen.
**) Seit April 1916 an der Sinai- und Gaza-Front.
***) Von April bis Oktober 1916 an der Sinai-Front; Batterie-Etat an deutschem Personal: 4 Offiz., 8 Untoffiz., 26 Mann.

1) Am 25. 6. 18 in Damaskus eingetroffen. 2) Nur bis Haidar Pascha gelangt. 3) Gehört zum Stab der Heeresgruppe.



L. 4

288076